Gustav Kettner,

Die Episteln des Horaz.


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

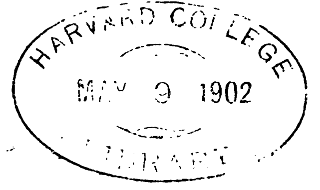


Die Episteln des Horaz.

Von

Gustav Kettner.

Berlin.
Weidmannsche Buchhandlung.
1900.


HARVARD COLLEGE
MAY 9 1902
LIBRARY

Vorwort.

Das vorliegende Buch ist aus den Bedürfnissen des Unterrichts entsprungen und dann, wie es zu gehen pflegt, vielfach über dieselben hinausgewachsen. Es hat sich die Aufgabe gestellt, der jede ernstere Lektüre der Episteln zustreben muß, ihre Komposition sorgfältig zu analysieren, besonders bei den großen didaktischen Episteln den Gedankengang eingehend zu verfolgen, danach ihre ethische und poetische Bedeutung zu würdigen und endlich aus den Lebensstimmungen und den Anschauungen, die sie aussprechen, ein Bild der Persönlichkeit des Dichters zu gewinnen.

Die Ausgaben berühren nur den ersten Punkt; sie beschränken sich dabei entweder auf eine flüchtige Disposition oder — wie die von Kießling — auf eine Inhaltsangabe, die auf jede schärfere Bestimmung des Verhältnisses der einzelnen Gedankenabschnitte zu einander und zum Ganzen verzichtet. Es ist ein Vorurteil, daß man in den Episteln keine systematische Gliederung suchen dürfe. Horaz stand, wie alle seine Zeitgenossen, viel zu sehr unter dem Bann logisch-rhetorischer Schulung, um ihrer in der reflektierenden Dichtung zu vergessen. Und ich hoffe, durch meine Analyse den Beweis erbracht zu haben, daß ein fest geschlossener Zusammenhang alle Teile zu klarer Einheit verbindet. — Selbstverständlich meine ich nicht, daß Horaz selbst sich die Beziehungen der Gedanken untereinander stets in der Weise zum Bewußtsein

gebracht habe, wie ich sie zu bestimmen suche. Sowohl der Denker wie der Dichter wird die Gliederung seines Stoffes bald mit voller Klarheit sich entwerfen, bald einfach dem aus der Gewohnheit konsequenten Denkens erwachsenen logischen Instinkt folgen oder dem künstlerischen Gefühl sich überlassen. Wohl aber darf eine gewissenhafte Reproduktion, die den Inhalt des Werkes völlig durchdringen und in sich aufnehmen will, sich von der Pflicht nicht entbinden, die Linien des Aufbaues im ganzen wie im einzelnen nachzuziehen. Den Eindruck einer etwas künstlichen Zusammenfügung der Gedanken wird man nur bei der Einleitungsepistel mit ihrer leeren Rhetorik haben; bei den übrigen Episteln, selbst den schulmäßig angelegten, tritt neben der Sorgfalt auch die Einfachheit und Übersichtlichkeit der Komposition klar hervor. Und wie läßt z. B. in der letzten Epistel erst die eindringende Analyse den ganzen Ernst des Gedankenganges erkennen!

Bei der Bestimmung des philosophischen Gehaltes der Episteln habe ich den einheitlichen Epikureischen Grundzug derselben stärker, als es gewöhnlich geschieht, zur Geltung zu bringen gesucht. Wo ich im einzelnen die Abhängigkeit von Epikureischer Lehre hervorhebe, habe ich mich darauf beschränken müssen, auf die entsprechenden Stellen in Useners Epicurea zu verweisen.

Schulpforta.

Gustav Kettner.

Inhalt.

Seite

Einleitung:

I. Der Übergang von der Odendichtung zu den Episteln. 1

II. Die Lebensanschauungen des Horaz in den Episteln . 3

III. Die Form der poetischen Epistel bei Horaz 25

IV. Die Abfassungszeit der Episteln 28

V. Die Anordnung der Episteln des 1. Buches 33

VI. Die historische Bedeutung der Episteln 38

Erstes Buch 46

Zweites Buch 148

Anmerkungen 171

Einleitung.

I. Der Übergang von der Odendichtung zu den Episteln.

Als Horaz — wahrscheinlich im Jahre 23 — die ersten drei Bücher der Oden herausgab, konnte er mit freudigem Stolz auf sein Werk zurückblicken. Was Catull begonnen, hatte er vollendet. Er hatte die strengen Kunstformen der aeolischen Lyrik in die römische Dichtung eingeführt und ihnen trotz aller Anlehnung an die griechischen Vorbilder einen persönlichen und nationalen Gehalt zu geben gesucht.

Aber der Abschluß der Odensammlung bedeutete für Horaz zugleich einen Abschied von der lyrischen Dichtung. Der Dichter stand damals im zweiundvierzigsten Lebensjahre. Es ist das Alter, in dem auch sonst die lyrische Ader zu versiegen pflegt. Nur selten quellen einem Dichter die Lieder auch im Alter noch so reich und lebendig wie Goethe. Und gerade eine solche Sammlung von Gedichten, die in frischer Schaffenslust entstanden und zumeist eng mit dem eigenen Leben verbunden sind, in denen frohe und schmerzliche Erlebnisse, erhebende und bedrückende Stunden noch einmal am Geiste vorüberziehen, erweckt das Gefühl des Altgewordenseins. Auch der leichtlebige Béranger ruft der ersten abschließenden Ausgabe seiner Lieder in wehmütig müdem Rückblick auf das Erlebte ein Adieu chansons! nach. Und Horaz war früh gealtert. Die jüngere römische Dichtergeneration

hat überhaupt sich rasch aufgebraucht, die drei Elegiker sind sogar schon in den Dreißigern gestorben. Horaz selbst war kränklich und vor der Zeit ergraut; wie lebensmüde er sich zu Zeiten fühlte, und wie seine Gedanken trotz der steten Mahnung „Gedenk zu leben!“ mitunter doch an der Vorstellung eines frühen Todes hafteten, verrät ergreifend die schwermütige Ode an den Septimius.

Vor allem täuschte er sich nicht darüber, daß mit dem Jugendmut und der Lebenslust auch die Schaffensfreudigkeit ihm schwand. Schnell und leicht waren seine Lieder ohnehin, nach seinem eigenen Geständnis, nie entstanden. Schon die strenge, fast peinliche Durchbildung der Form, auf welche die neue Schule im Gegensatz zu der bequemeren Praxis der Dichter der Republik den Nachdruck legte, schloß den raschen Wurf der Verse aus, und Horaz war eine viel zu kritische Natur, um sich leicht zu genügen. Fast mit einer Art von Neid blickt er auf die naive Freude hin, die so mancher Kunstgenosse an seinen dilettantischen Versuchen fand[1]).

Die unerquicklichen Verhältnisse, die sich zwischen den Dichtern selbst und dem Publikum gegenüber in letzter Zeit immer mehr herausgebildet hatten, mußten ihm die Veröffentlichung von Gedichten vollends verleiden. Immer fester hatte sich die Sitte der Rezitationen vor einem geladenen Zuhörerkreise eingebürgert; ihr Erfolg war von wesentlichem Einfluß auf das Schicksal des Werkes. Wenn Horaz bei seinem vornehm zurückhaltenden Wesen schon die Aufregung des öffentlichen Auftretens, das Werben um den Beifall einer urteilslosen Menge scheute, so mußten ihn noch mehr die Mittel abstoßen, zu denen man seine Zuflucht nahm, um Anerkennung zu finden: die Reklame, das Cliquenwesen und dergl. Schon in den Satiren hatte er über diese Zustände die Geißel des Spottes geschwungen, jetzt, wo er älter wurde, empfand er ihren Druck tiefer und schmerzlicher[2]).

Und der Gegenstand des leidenschaftlichen Kampfes selbst erschien ihm bei dem mit den Jahren zunehmenden Lebens-

ernst im Grunde als ein eitles und müßiges Spiel, das den wahren Gehalt des Lebens nicht erschöpfte. Es regte sich in ihm stärker als zuvor das Bedürfnis, innerlich abzuschließen und zu voller Klarheit über sich und das Leben zu gelangen. Immer zwingender macht sich das Verlangen nach Harmonie und Ruhe der Seele, nach innerer und äußerer Freiheit geltend. Er nimmt die philosophischen Studien, die er in seiner Jugend in Athen, wohl mehr der Mode als einem inneren Triebe folgend, begonnen und — wie die Satiren und Oden zeigen — nie aus den Augen verloren hatte, jetzt als gereifter Mann gründlicher und zusammenhängender wieder auf. Vor diesen höheren Lebensinteressen tritt ihm die Poesie zurück[3]). Auch bei anderen Dichtern der Zeit begegnen wir denselben Regungen. Nicht bloß der ernste Vergil hatte die Absicht, nach Vollendung der Aeneis nur noch philosophischen Studien zu leben; auch der sinnliche Properz malt sich aus (El. 3, 5, 23), wie er bei herannahendem Alter in der Philosophie Aufklärung über die Gesetze der Natur und die Rätsel des Todes suchen werde.

II. Die Lebensanschauungen des Horaz in den Episteln.

1.

Ebensowenig wie als Dichter ist Horaz als Denker tief und selbständig. Wie so viele seiner Zeit und seiner Kreise bekennt er sich zu einem praktischen Epikureismus. Wenn er sich selbst einmal als Eklektiker bezeichnet[4]), so bezieht sich dies nur darauf, daß er dem Zwang des Systems widerstrebt und gelegentlich, wo die Epikureische Lehre mit der stoischen oder cyrenaischen sich berührte, die Gedanken in der pointierteren Fassung dieser beiden zu geben liebte, ja gelegentlich auch die peripatetische Definition der Tugend streifte. Davon abgesehen ist — in ihren Grundzügen wie in allen wesent-

lichen Einzelheiten — seine Lebensanschauung in den Episteln eine durchaus einheitliche. Schon in den Oden herrschen die Epikureischen Gedanken vor, und mitunter finden sie bereits hier entschiedenen, ja schroffen Ausdruck. Aber sie haben noch nicht die ganze Persönlichkeit des Dichters durchdrungen, andere Stimmungen treten dazwischen, auch äußere Rücksichten halten sie mitunter nieder. In den Episteln dagegen sind sie zu einer vollständig in sich geschlossenen und gefestigten Lebensanschauung ausgereift oder, wenn man will, verhärtet.

Die naturphilosophischen Voraussetzungen der Lehre, die schon für den Begründer nebensächlich waren, berührt Horaz überhaupt nicht. Nirgends spricht er von den Göttern und vom Jenseits, selbst der Gedanke an den Tod, der in den Oden immer und immer wieder sich herzudrängt, klingt hier nur flüchtig an. Freilich, dies Schweigen ist beredt. Man sieht, diese Fragen sind völlig für ihn abgethan; die Glaubensvorstellungen haben keinen Einfluß mehr auf seine Gedankenwelt. Aber nirgends auch lenkt er den Blick auf den Zusammenhang des Menschenlebens, auf das Verhältnis des einzelnen zur Gesamtheit, oder hinab in die Tiefen des Daseins, in Not und Leiden. Er scheint gar nicht das Bedürfnis zu fühlen, seine Lebensanschauungen auf eine Weltanschauung zu gründen.

Es zog ihn zu Epikur, weil er seine Lebensinstinkte bei ihm geklärt, gesteigert und gefestigt wiederfand. Und mit einer naiven Unbekümmertheit hat er aus der Lehre des Meisters nur das aufgegriffen, was seiner eigenen Persönlichkeit mit ihren Forderungen an das Leben und ihren Erfahrungen gemäß war.

In diesem ganz persönlichen Verhältnis des Horaz zum Epikureismus liegt ebenso die Schwäche wie die Stärke seiner Lebensphilosophie. Die Art seines Philosophierens hat unleugbar etwas Dilettantisches, sie ist im ganzen willkürlich und oberflächlich. Aber weil sie im wesentlichen der Ausfluß der Persönlichkeit des Dichters ist, so wirkt sie dafür mit lebendiger

Frische, fast wie ein einfaches Selbstbekenntnis. Und anderseits: weil sie in einem erfahrungsreichen Weltleben gereift und unmittelbar auf das Leben bezogen ist, trägt sie einen weltmännischen Zug. Kurz, der Epikureismus des Horaz ist erlebt, nicht bloß erlernt und gedacht. Das erhebt ihn über die Popularphilosophie, von der er sonst unzweifelhaft weit stärker abhängig ist, als wir jetzt erkennen können.

Wollen wir ihn in dieser Eigenart, auf der wesentlich sein Wert beruht, verstehen, so ist es notwendig, die Anschauungen des Dichters nicht bloß in ihrem inneren Zusammenhang zu entwickeln, sondern überall zugleich ihren persönlichen Wurzeln nachzugehen.

2.

Mit Epikur sucht Horaz den Zweck des Lebens in dem individuellen Glück. Mit ihm findet er es in der vollen Ruhe und Freiheit des Gemütes. Wenn die Seele ohne leidenschaftliches Verlangen wie ohne Furcht still in sich befriedet ist, dann genießt sie eine Lust, die reiner und dauernder ist, als alle positiven Genüsse. Es ist die Ataraxia Epikurs, die ihm als Ideal vorschwebt. Mit der ruhigen Klarheit des Meeresspiegels bei völliger Windstille hatte der Meister diesen Zustand verglichen.[5]) Freilich nicht er allein hatte dies als das höchste Glück gepriesen. Nicht bloß in der Athambia Demokrits, dessen materialistische Weltauffassung Epikur im wesentlichen übernahm, begegnet uns dieselbe Vorstellung, auch die Apathie, deren sich der stoische Weise rühmte, ist eng damit verwandt[6]). Und Horaz hat geflissentlich mitunter diesen Punkt, in dem er sich mit der stoischen Schule berührte, in den Formeln derselben ausgeführt. Im Kampf gegen die Leidenschaften bedient er sich gern der schärferen Waffen, die sie ihm bot. Von ihr übernimmt er gelegentlich die Einteilung der Leidenschaften in vier Arten[7]) — nach ihrem Gegenstande, einem gegenwärtigen oder zukünftigen Gut oder Übel —, ja er spitzt auch wohl den Gedanken dahin zu, daß erst die

völlige Befreiung von denselben, nicht bloß ihre Beherrschung und Mäßigung die Ruhe der Seele verbürge. Aber praktisch folgt er doch der Epikureischen Dreiteilung[8]) der Begierden in natürliche und notwendige, die stets leicht gestillt werden können, in natürliche aber nicht notwendige (wie z. B. die sinnliche Liebe) und endlich weder natürliche noch notwendige, die nur durch eine nichtige Vorstellung eines Gutes (*κενὴ δόξα*) hervorgerufen werden (wie z. B. die einzelne Liebesleidenschaft, der Ehrgeiz). Nur gegen die beiden letzteren, speciell die dritte, ist sein Kampf gerichtet. Wie Epikur vergleicht er sie mit Krankheiten, wie dieser erwartet er von der Erkenntnis der Thorheit jener Begierden auch die Heilung[9]). Gerade in der Zerstörung der Illusionen durch den Nachweis ihrer Eitelkeit entwickelt er seine Kunst: hier ergänzt der welterfahrene Mann den Philosophen, der in konkreten Bildern denkende Dichter den Lehrer. Mit behaglichem Humor oder auch mit scharfer Ironie weiß er die Täuschungen aufzudecken, denen wir uns in leidenschaftlichem Drange hingeben, die Ärmlichkeit des ersehnten Zieles, das Mißverhältnis zwischen der geträumten Lust und der Unlust des Weges, der dahin führt.

Er selbst arbeitet unablässig an sich, um die innere Freiheit und Ruhe zu erlangen. Die sinnlichen Begierden haben keine Macht mehr über ihn. Die Liebe ist in den Episteln völlig verstummt. Und auch die Lust am Wein und am üppigen Mahle lockt ihn nicht mehr. Freilich, bei aller Enthaltsamkeit ist er doch kein Asket. Aber auch wenn er einmal das ruhige Gleichmaß seines Lebens unterbricht, ist er doch weit entfernt von jeder ausgelassenen Lust: besonnen, maßvoll, mit stillem Behagen weiß er die Freude durchzukosten. Vollends die Leidenschaften, die das Leben bewegen, Zorn, Haß, Neid, das ruhelose Trachten nach den Gütern der Welt liegen ihm fern. Er verlangt nicht nach Reichtum, Ehre und Macht; selbst die Ruhmsucht hat für ihn ihren Stachel verloren: mit Gleichmut blickt er auf den Erfolg seiner Dichtungen.

Wer die Ethik des Horaz nur von dieser Seite betrachtet und dazu namentlich seinen Kampf gegen den groben Materialismus seiner Zeit ins Auge faßt, der mag leicht dazu verführt werden, den Idealismus des Dichters zu preisen, der den Seelenfrieden über das Sinnenglück setze. In der herrschenden Schulauffassung ist diese Einseitigkeit fast zum Dogma geworden. Man vergißt dabei, daß Horaz nur soweit mit dem Stoicismus geht, als dieser mit dem Epikureismus in der Verwerfung der Leidenschaften übereinstimmt, daß er aber eigentlich nirgends von der Verneinung des selbstsüchtigen Begehrens den Übergang zur klaren und entschiedenen Bejahung des sittlichen Wollens, zur Forderung des pflichtgemäßen Handelns findet. Er ist darin durchaus Epikureer, daß für ihn die Tugend nur als Voraussetzung der vollen Ruhe des Gemütes Wert hat. Sein Eudämonismus mit seinem im wesentlichen negativen Glücksbegriff giebt seiner Ethik einen quietistischen Zug. Mit der sittlichen Bedeutung der That ist ihm die frischeste Quelle der Lust verschlossen; er verkennt die Freude lebenskräftiger Naturen am Wirken, das Glück, das aus dem Eintreten mit der ganzen Persönlichkeit für ein Ideal, ein Vaterland, eine Gemeinschaft oder aus der Hingebung an einen einzelnen erwächst.

Freilich auch er tritt dadurch aus seiner kühlen Beschaulichkeit heraus, daß er als Dichter schafft. Und man wird gerade dem Künstler das Recht einräumen, sich und seinem Talent zu leben. Auch Schiller will ja den Mann, der selber ein Ganzes bilden könne, von der Forderung entbinden, als dienendes Glied an ein Ganzes sich anzuschließen. So ist denn ein gewisser Epikureismus, wie es scheint, von der Pflege einer künstlerischen Persönlichkeit schwer zu trennen. Aber wenn hier auch unzweifelhaft eine der Wurzeln der Lebensstimmung des Horaz zu suchen ist, so ist sie doch in den Episteln gleichsam abgedorrt. Das dichterische Schaffen hat aufgehört, für ihn die eigentliche Lebensaufgabe zu sein. Seine persönlichen Erfahrungen haben ihn, wie wir sahen, zu

einer ähnlichen Geringschätzung der Poesie im Vergleich zur Lebensweisheit geführt, wie sie Epikur vertrat[10]). Seine Episteln aber sieht er gar nicht als eigentliche Dichtungen an, sondern mehr als Bekenntnisse, in denen er lernend und lehrend vor die Freunde und durch sie vor das Publikum tritt. Und eben weil er seine Lebensauffassung hier als den für alle gangbaren Weg zum Glück hinstellt, sieht er ab von der persönlichen Bedeutung und Berechtigung, die sie für ihn allein haben könnte.

3.

Der Mangel der Epikureischen Ethik an positivem Gehalt tritt in der ganz konsequenten Durchführung, die sie in den Episteln des Horaz gefunden hat, aufs deutlichste hervor. Der Drang nach Ruhe läßt ihn selbstgenügsam sich soweit aus dem thätigen Leben und der menschlichen Gemeinschaft zurückziehen, als es die Verhältnisse nur irgend gestatten.

Wie für Epikur — im Gegensatz zu den Stoikern — der Staat nur soweit in Betracht kommt, als er ihm Sicherheit gewährt, und der Weise sich daher nach seiner Meinung am besten der Teilnahme am politischen Leben enthält[11]), so finden auch in den Episteln des Horaz die öffentlichen Interessen keinen Widerhall mehr.

Seine politischen Ideale waren früh zertrümmert. Nur mit herber Ironie gedenkt er noch der Zeit, wo er unter Brutus für republikanische Freiheit gekämpft hatte; mit Grauen erfüllt ihn die Erinnerung an die Bürgerkriege. Er hat die Notwendigkeit des Kaisertums erkannt, das die Ruhe und Ordnung im Innern, die Macht und den Ruhm des Reiches nach außen verbürgte. Darum ist er auch in den Oden für die Reformen des Augustus eingetreten und hat die Erfolge seiner Regierung verherrlicht.

In den Episteln bildet die politische Sicherheit überall die stillschweigende Voraussetzung für die Gestaltung seines Lebens. Nur selten und flüchtig fällt sein Blick aus seiner

abgeschlossenen Existenz auf die Zeitereignisse. Er berührt einmal am Schluß eines Briefes noch eilig die Erfolge in Spanien und im Orient. Er citiert gelegentlich einen überschwenglichen Vers aus dem Panegyrikus des Varius auf Augustus (I, 16, 27). Aber nie geben ihm Kaiser und Reich Anlaß zu tieferer Teilnahme. Am Vorabend von „Kaisers Geburtstag" lädt er einen befreundeten Rechtsanwalt zu sich ein: unter all den Gründen, durch die er ihn zu bestimmen sucht, fehlt nur der eine, den wir zunächst erwarten, der Gedanke an den Herrscher — auf den folgenden Festtag weist er nur hin, weil da kein Termin bevorstehe, der zu früherem Abbruch des Gastmahls nötige. Litterarische, nicht politische Interessen veranlassen ihn, sich in der Anfangsepistel des zweiten Buches an den Kaiser persönlich zu wenden — und auch da soll er nur einer direkten Aufforderung desselben gefolgt sein.

Der politischen Thätigkeit stand der Sohn des Freigelassenen, den schon seine Abstammung von dem Eintritt in die Ämterlaufbahn zurückhielt, von vornherein fremd gegenüber. Die Bedeutung der Magistratur unter dem Prinzipat schien die Befriedigung in der politischen Wirksamkeit als solcher, in der noch Cicero den besten Inhalt seines Lebens gefunden hatte, auszuschließen. So sieht Horaz in der Ämterlaufbahn nur den aufregenden Kampf um nichtige Ehren und weist mit schärfster Ironie auf die Demütigungen hin, zu denen der Bewerber gezwungen ist[12]).

4.

Die Selbstgenügsamkeit, in der der Epikureer die Grundlage der Freiheit und des Glückes sieht, bestimmt auch die Art seines Privatlebens. In der Verborgenheit und in den einfachsten Verhältnissen glaubt er am leichtesten und sichersten die größte Unabhängigkeit zu erlangen. Aber im Gegensatz zum Cyniker verzichtet er deshalb doch nicht prinzipiell auf jeden reicheren Lebensgenuß. Sein Verhältnis zu den Gütern

der Welt ist ein freieres. Die innerliche Unabhängigkeit, nicht die äußere Entsagung, ist das Wesentliche. Wir sollen nicht sowohl sowenig als möglich gebrauchen, als vielmehr sowenig als möglich bedürfen. Wir sollen genießen, aber zugleich imstande sein, jeden Augenblick auch zu entbehren und uns am Geringsten genügen zu lassen. Ja diese Entsagungsfähigkeit wird erst den Genuß zu einem vollkommenen machen[13]).

Diese Grundsätze vertritt Horaz zunächst in seinem Verhältnis zum Hof und der Gesellschaft. Wenn er dabei im einzelnen vielfach auf die fast sprichwörtlich gewordenen Äußerungen des Aristipp sich stützt, so liegt darin keine Inkonsequenz. Die Ansichten des älteren Philosophen berührten sich in diesem Punkt so nahe mit den Anschauungen des Epikur, daß sie fast wie eine Ausführung und Ergänzung desselben gelten konnten. Hatte doch dieser z. B. es für richtig erklärt, daß der Weise unter Umständen auch Königen den Hof mache[14]).

So zeigt Horaz, wie man sich in die notwendigen Beschränkungen, die der Verkehr mit Großen mit sich bringt, schicken und sich der Eigenart, ja auch den Launen des höher Stehenden anpassen könne, ohne doch die Freiheit und Selbständigkeit der eigenen Persönlichkeit darüber zu verlieren. Freilich führt diese Verbindung von äußerer Unterordnung und innerer Unabhängigkeit leicht zu einer Lebensironie, die wohl auf manchen als Ausdruck geistiger Überlegenheit anziehend wirken mag, im Grunde aber doch mit der Wahrheit und Würde des Charakters unvereinbar ist. Gerade Aristipp hatte sich mit einer gewissen Frivolität über solche Bedenken hinweggesetzt und sich nicht gescheut, die sittliche Würde wegzuwerfen. Als ob er in der schärfsten und unzweideutigsten Weise derartige Folgerungen ausschließen wollte, führt Horaz in der 17. Epistel im Anschluß an Epikur aus, daß der Weise auch in solchen Lagen stets der Ehrenmann bleibe, der

sich weder äußerlich noch innerlich erniedrige, und daß auch in diesem Falle das Ehrenhafte zugleich das Nützliche sei.

Diesen Grundsätzen entspricht seine Stellung zum kaiserlichen Hofe, wie er sie in den Episteln zeichnet. Fern vom Glanze desselben sehen wir ihn sein Leben in der Stille und Zurückgezogenheit führen — wie er ja auch nach Sueton den Gunstbeweisen des Kaisers mehr auswich als sie suchte. Und „wenn das Schicksal ihn ja Fürsten zugesellt", weiß er mit überlegenem Humor mit den Formen der Unterordnung zu spielen, ja heiter die Devotion zu parodieren. So bei der Übersendung seiner Oden an den Kaiser – der Name des Adressaten dieses Briefes, Vinnius Asina, ist selbstverständlich nur komische Deckadresse —, so in dem Empfehlungsschreiben für den Septimius an den kaiserlichen Prinzen. In dem offenen Brief an den Augustus aber, in dem er die Entwicklung der römischen Litteratur zeichnet und die moderne Kunstpoesie dem Schutze des Kaisers empfiehlt, schweigt er völlig von sich selbst und nennt am Schluß als Meister der neuen Richtung vielmehr Varius und Vergil.

Vor allem aber beweist er die Kunst, zugleich klug und entschieden seine Freiheit zu behaupten, gegenüber seinem Gönner Maecenas. Es lagen in diesem Verhältnis des Dichters und Philosophen zu dem Welt- und Staatsmann soviel Schwierigkeiten, daß nur der höchste sittliche Takt gleichzeitig die Pflicht der Pietät und die Rücksicht auf die eigene Unabhängigkeit wahren konnte. Zur Freundschaft fehlte von vornherein die unerläßlichste Voraussetzung: die volle Gleichstellung. Trotz aller Vertraulichkeit des gegenseitigen Verkehrs blieb Horaz im Grunde doch der convictor, der Gesellschafter und stehende Gast des hochgestellten Herrn, und bei aller Teilnahme und Fürsorge besaß dieser doch nicht die Fähigkeit, auch die Persönlichkeit des anderen völlig zu verstehen. Nur zu leicht übersah er, daß der Freund auch Pflichten gegen sich selbst habe, die im Laufe der Jahre immer gebieterischer ihre Erfüllung verlangten. Er vergaß, daß der alternde Dichter,

der die ihm von Augustus angebotene Stellung als Gesellschafter und Geheimsekretär ablehnen durfte, ohne daß dieser es übel nahm, ein anderer war, als der namenlose Anfänger, der einst schüchtern seine Gunst gesucht und in der Aufnahme in seinen Kreis eine vielbeneidete Ehre gesehen hatte.

Abgesehen von diesen Schwierigkeiten, die in dem Unterschiede der äußeren Stellung begründet waren, lagen in dem Charakter des Maecenas, neben manchen Berührungspunkten, doch auch zu starke Gegensätze zu dem des Horaz, als daß dieser sich nicht ebenso oft abgestoßen als angezogen gefühlt hätte[18]).

Der Sproß eines uralten etruskischen Königsgeschlechts und Besitzer fürstlicher Reichtümer war gewohnt, rücksichtslos sich selbst und seinen Neigungen zu leben. Vielfach kränkelnd, hing er um so leidenschaftlicher am Leben; er selbst hat diese ungezähmte Lebenslust halb cynisch halb ironisch bekannt. Durch seine Üppigkeit und seinen Prunk, das Raffinement seiner Gastmäler, seine zahlreichen Liebesverhältnisse, auch zu verheirateten Frauen, hatte er selbst in der damaligen Gesellschaft sich einen Ruf erworben. Am meisten aber verblüffte die Zeitgenossen doch seine suveräne Verachtung der äußeren Formen. Er ließ sich unbekümmert gehen und fragte nichts nach dem Anstoß, den er erregte. Schon die Lässigkeit und Bequemlichkeit seines Auftretens, die fast weibische Kleidung widersprachen der römischen Sitte. So verachtete er auch die politischen Ehren und blieb der „Ritter Maecenas". Aber wenn er auch die Formen der Macht verschmähte, er empfand einen um so tieferen Genuß in dem Bewußtsein der faktischen Macht, die er in seiner einzigartigen Stellung als der erste politische Vertraute und Ratgeber des Kaisers ausübte. Und so schlaff und weichlich er erschien, er besaß eine Kraft des Willens, die um so größer war, weil sie sich in schmiegsame Formen zu hüllen liebte. Wenn er einmal während der Abwesenheit des Kaisers offiziell mit der Leitung der inneren Angelegenheiten betraut war, führte er sein Amt

in seiner Weise: gleichgültig gegen die Pflichten der Repräsentation, von den regelmäßigen Geschäften leicht ermüdet und gelangweilt, konnte er bei wichtigeren Fragen plötzlich eine bewunderungswürdige Energie und Arbeitskraft entfalten. Auf sein Privatleben hatte die Politik keinen Einfluß: in seinem Hause fanden sich Männer aller Parteien zusammen. Ebensowenig ließ er sich durch gesellschaftliche Rücksichten in der Wahl seines Umgangs beschränken, nur auf die geistige Bedeutung kam es ihm an. Er versammelte um sich einen Kreis von Dichtern, ohne nach dem Herkommen und der politischen Vergangenheit des einzelnen viel zu fragen. Es waren nicht bloß anerkannte Größen; so geschmacklos geziert und überladen auch seine eigenen Verse waren, mit sicherem Blick wußte er auch sich erst entfaltende Talente zu entdecken und, unbeirrt durch die Ungunst des Publikums gegen sie, zu fördern. Er hat der neuen litterarischen Renaissance die Wege bahnen helfen, freilich auch zugleich, indem er ihr die Gunst des Hofes gewann, wesentlich auf ihre politische Richtung bestimmend eingewirkt.

Aber der Mann, der so frei und überlegen mit den Verhältnissen und den Menschen spielte, war doch kein innerlich Freier. Er war ohnmächtig der Leidenschaft gegenüber und widerstandslos abhängig von krankhaften Stimmungen. Er hatte noch in späteren Jahren die jüngere Terentia geheiratet, deren Anmut und reizvolle Koketterie eine Ode des Horaz so anschaulich schildert. Trotz ihrer offenkundigen Beziehungen zu Augustus konnte er nicht von ihr lassen; Scheidung, Wiedervermählung und abermalige Scheidung lösten sich ab, sodaß man des Ehemannes spottete, der „tausendmal heirate und immer dieselbe". In den letzten Jahren seines Lebens nahm außerdem seine Kränklichkeit zu, er litt am Fieber und an andauernder Schlaflosigkeit. Er war aufgeklärt genug, um über das Leben nach dem Tode sich keine Gedanken zu machen und des Gräberkultus zu spotten — legte er doch auch seinen Palast und Park auf dem wegen der Massengräber der Armen

verrufenen Esquilin an — aber ihm bangte vor dem Sterben.

Man hat den Eindruck, daß trotz der äußeren Abhängigkeit des Horaz doch im Grunde mehr der Staatsmann des Dichters bedurfte, in dessen ruhiger Klarheit und, aus der inneren Harmonie fließenden, Heiterkeit er eine Ergänzung seines eigenen unausgeglichenen, leidenschaftlichen Wesens fand. Solange Horaz noch naiver und lebensfrischer war und unbefangener zu dem mächtigen Gönner aufschaute, mochte er die Schattenseiten in dem Charakter desselben übersehen; je reflektierter, reifer und in sich abgeschlossener er selber wurde, um so mehr mußte sich das Verhältnis, wenn es auch äußerlich pietätvoll festgehalten wurde, innerlich lösen. Ja es gab Zeiten, wo er es geradezu als eine Fessel empfand.

In den Episteln hat er mit fester Hand die Konsequenzen gezogen. Noch immer rühmt er Maecenas als seinen Schutz und Schirm. Wie er ihm die Satiren und Oden gewidmet hat, so trägt auch die erste und — wenn man von dem Epilog absieht — die letzte Epistel des ersten Buches seinen Namen. Er bekennt offen den Dank, den er ihm schuldet. Aber die Hingebung, mit der er sonst am Freunde hing, ist geschwunden. Deutlich zeigt der 1. und 7. Brief die Schranken, die sie trennen; klar und entschieden wahrt sich Horaz im letzteren das Recht, sich selbst zu leben. Und hier erfüllt er auch die Forderung Epikurs, daß der Weise die Fähigkeit besitzen müsse, auf ein reicheres Leben jeden Augenblick zu verzichten. Er kann entsagen, und er will entsagen.

Vollends aus dem weiteren Kreis der Hofgesellschaft, mit dem ihn die Oden so vielfach verflochten zeigen, hat er sich in den Episteln vollständig gelöst. Maecenas war bei all seiner Selbstsucht doch eine vornehme Natur — soviel auch seine Lebensweise das Gerede herausforderte, etwas Unehrenhaftes konnten ihm selbst seine Feinde nicht nachsagen. Aber was für Gestalten begegnen uns neben ihm! Männer mit schuld- und schmachbefleckter Vergangenheit, ohne Skrupel,

nur auf Macht und Reichtum bedacht. Wenn auch Horaz schwerlich vertrauter mit ihnen verkehrt haben wird, seine Stellung zum Hofe und zu Maecenas brachte ihn doch vielfach in nähere Beziehung zu ihnen. Er hat einen Lollius preisen, er hat einem Dellius, ja sogar einem Munatius Plancus ein Gedicht widmen müssen. Man braucht nur die Porträts dieser Männer bei einem so gut kaiserlichen Historiker wie Vellejus Paterculus[16]) sich anzusehen, um die Kunst zu bewundern, mit der der Dichter in diesen Oden taktvolle Zurückhaltung geübt und doch auf ihre Charaktere und Lebensverhältnisse leise warnend und ratend hingedeutet hat, und man mag daraus auf das Geschick schließen, mit dem er sich innerhalb einer Gesellschaft, die solche Typen enthielt, zu bewegen wußte. Aber nicht minder können wir es verstehen, daß dieser Verkehr, der ihn so vielfach sein persönliches Empfinden zu verleugnen nötigte, immer drückender ja peinlicher werden mußte. Und ebensowenig konnte er in den Jahren, wo die frische Lebenslust der Jugend erloschen war, sich unter den vornehmen Lebemännern noch wohl fühlen, deren Genüsse er sonst geteilt hatte. Manchmal mag er auch, so willkommen sein Witz und seine Laune war, so sehr man ihm als Dichter entgegenkam, und so lebhaft man seinen Namen in einer Ode verewigt zu sehen wünschte, es doch empfunden haben, daß er nicht ganz ebenbürtig in den vornehmen Kreisen dastand. Der Sohn des Freigelassenen, der „Gesellschafter" des Maecenas mochte im stillen von manchem vielleicht nur als eine Art feineren Parasiten betrachtet werden[17]).

So sehen wir ihn in den Episteln aus all den Zerstreungen und Aufregungen, den Vergnügungen und Verdrießlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens sich am liebsten in die Einsamkeit und Stille flüchten. Wie von einer friedlichen Insel blickt er von da aus zurück auf die Wogen des Weltlebens.

5.

Zu seinem Lebensglück bedarf der Epikureer keines großen Besitzes; er ist zufrieden, wenn er soviel hat, als zum Leben genügt. Über dem Erwerb der Mittel zum Leben vergißt man nur zu leicht, das Leben zu genießen, ein großer Reichtum ist mit Sorgen verknüpft, und für den Erben zu sorgen wäre Thorheit[18]).

Keinen Punkt der Epikureischen Lehre hat Horaz so häufig und mit solcher Selbstgefälligkeit behandelt wie diesen. Auch in den Episteln wird er nicht müde, gegen die Jagd nach dem Gelde zu eifern. In der freiwilligen Beschränkung sieht er nicht bloß eine Weisheit, die das eigene Glück verbürgt, sondern ein moralisches Verdienst. In ihrer Einseitigkeit und abstrakten Allgemeinheit erscheinen diese Deklamationen schulmäßig, ja phrasenhaft. Wir verstehen es, daß die Auswüchse, die der gerade infolge der Augusteischen Friedenszeit immer mehr sich ausdehnende Handel und der gesteigerte Geldverkehr in Rom zeitigte, den Dichter abstießen. Aber in seine eigenen Interessen und den engen Kreis seiner Lebensbeziehungen gebannt, übersieht der Epikureer ebenso die Notwendigkeit eines reicher entwickelten Erwerbslebens, wie ihm von seinem matten Glücksbegriff aus die Lust des kühnen Wagens unverständlich ist. Dazu wirkt auch wohl noch das Vorurteil der alten Zeit gegen den unmittelbaren Geldgewinn unbewußt und traditionell mit. Entkleidet man die Vorstellungen des Horaz ihres schulmäßigen moralistischen Aufputzes, so bleibt eine bescheidene Rentierexistenz als sein Ideal zurück.

Niemand wird verlangen, daß der Dichter zugleich Sozialpolitiker sei. Aber wenn man den Horaz immer wieder von dem „ruhelosen“ Kaufmann deklamieren hört, der auf zerbrechlichem Schiff vermessen den Gefahren des Meeres trotze und bis zu den fernsten Zonen schnöden Gewinnes wegen vordringe — dann gedenkt man doch wenigstens gern des Schillerschen Epigramms, in dem diese Thätigkeit so viel tiefer

gewürdigt wird: die kühnen Männer „die von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn“, befiehlt der Dichter den Göttern, denn ihnen „gehört der Kaufmann; Güter zu suchen geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an“ [19]).

6.

Schon Epikur hatte gemeint, daß der Weise sich gern das Landleben erwählen werde [20]). Wenn Horaz auch wiederholt mit dem ganzen Selbstbewußtsein des abstrakten Philosophen betont, daß derjenige, der sich zur wahren Selbstgenügsamkeit durchgerungen habe, gleichsam nicht mehr an Raum und Zeit gebunden sei, sondern unter jedem Himmelsstriche, mitten in Rom wie im armseligsten Neste, sich glücklich fühlen könne, so ist er doch tief davon durchdrungen, daß sich fern von der Stadt in der ländlichen Natur am leichtesten und vollkommensten sein Glücksideal verwirklichen lasse.

Die Neigung zum Landleben geht zurück auf die ersten Eindrücke seiner Jugend. Er war aufgewachsen in der friedlichen Enge eines kleinen Landstädtchens. Wie den Vergil hat ihn die Erinnerung an die Idylle seiner Kinderjahre durchs Leben begleitet und in ihm die Sehnsucht nach der „Stille der ländlichen Flur“ stets wach erhalten. Freilich so tief wie der Bauernsohn aus der Poebene wurzelte der Sohn des kleinen Geschäftsmannes, der sich in Venusia angekauft hatte, in den ländlichen Verhältnissen nicht. Für die schwere Arbeit und den harten Lebenskampf des italischen Bauern hat er keine Auge. Er bleibt auch als Gutsherr im wesentlichen der Großstädter, der den Landmann spielt — mit gutmütiger Selbstironie verschweigt er nicht, daß seine Thätigkeit auf dem Felde bei den Nachbarn nur Heiterkeit weckt [21]). Man kann auch sagen: sein ganzes Landleben ist nur eine einfachere Form der Villeggiatur.

So ist die Sehnsucht nach dem Lande bei ihm viel stärker als bei Vergil von dem sentimentalen Zuge der Zeit getragen.

Mag er auch in der bekannten Epode die oberflächliche und verlogene Sentimentalität, die Mode zu werden anfing, verspotten, sein eigenes Verhältnis zur Natur war wohl tiefer und ernster, aber doch im Grunde auch nur ein künstliches.

Auffallend gering, selbst für einen antiken Dichter, ist in den Episteln der Anteil, den die Freude an der Natur selbst daran hat. Zwar ist auch in den Oden sein Naturgefühl weder reich noch tief entwickelt. Aber er lebt doch den Wandel des Jahres innerlich mit, er weiß die Anmut der Thäler, Wiesen und Wälder Mittelitaliens zu empfinden und mitunter auch in einem einfachen, aber stimmungsvollen Bilde unserer Phantasie nahezubringen. In den Episteln ist dieser lyrische Hauch fast völlig verflogen. Wenn er in der Epistel an den Aristius Fuscus und an den Quinctius auf die schlichten Reize seines Landgutes hinweist, wie trocken zählt er sie auf! Ja er deutet geflissentlich an, daß die Natur hier karg ist und nichts von der Lieblichkeit und Fülle besitzt, die damals das Auge des Römers anzogen. Dagegen läßt er uns die Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt, die Einsamkeit und Stille seines Bergthales empfinden. Und nur dies ist es im Grunde, was er jetzt noch von der Natur verlangt. Sie soll ihn von den störenden Eindrücken der Welt befreien und seinem Geist die ruhige Sammlung geben. Was soll ihm der reichere Schmuck der Landschaft, den z. B. die Küsten Kleinasiens bieten? Er würde ihn nur zerstreuen.

Wichtiger sind für ihn die moralischen Vorzüge, die er in dem Landleben zu finden glaubt. Es ist ein naturgemäßes Leben; alle Voraussetzungen zum wahren Glück, die der Philosoph aufstellt, sieht er hier in Wirklichkeit gegeben. Hier herrscht noch die Genügsamkeit statt der Begehrlichkeit, die Einfachheit statt der Üppigkeit, harmlose Freude statt leidenschaftlichen Genusses, Ruhe und Friede statt des Hasses und der Aufregungen der Stadt.

So ist seine ganze Auffassung des Landlebens wesentlich durch seine Lebensbedürfnisse und Ideale bedingt, einseitig und abstrakt.

7.

So sehr auch Epikur den einzelnen loslöste von der sittlichen Lebensgemeinschaft, das Bedürfnis einer Ergänzung des eigenen Wesens durch andere ist ein zu tiefes und mächtiges, als daß es sich verleugnen ließe. Das individuelle Glück wird erst dadurch durchgefühlt, daß es Anteil sucht und findet. Und auch die geistig ganz auf sich ruhende Persönlichkeit wird sich erst dadurch ihres Gehaltes vollkommen bewußt, daß sie sich in anderen reflektiert. Um so stärker wird dieses Bedürfnis sich regen, je mehr das unbewußtere und kräftigere sich Ausleben durch die That abgeschnitten ist.

Hierauf und nicht auf den nüchtern-egoistischen Erwägungen, welche die Theorie dafür geltend machte, beruht im letzten Grunde der Freundschaftskultus der Epikureer. Er ist viel zu reich und innig entwickelt, als daß der Gedanke an den Nutzen, den gute Freunde uns im Leben gewähren können, als ausreichendes Motiv gelten könnte[22]).

Auch nach dieser Seite kam die Charakteranlage des Horaz dem Lebensideal der Epikureer so sehr entgegen, daß er es fast vorbildlich verkörpert. Er war für die Freundschaft wie wenige geschaffen. Sein Wesen besaß bei aller inneren Festigkeit und Selbständigkeit doch zugleich eine große Schmiegsamkeit, und in seinem leicht beweglichen Temperament fanden alle Stimmungen einen raschen und lebendigen Widerhall. Er verstand es feinfühlend auf die Eigenart der verschiedensten Charaktere einzugehen. Durch die Erfahrungen eines reichbewegten Weltlebens war diese Anlage fast zur Virtuosität entwickelt. Wenn auch selbstverständlich die einzelnen Personen gewidmeten Gedichte ihr Bild idealisiert wiedergeben, sie zeigen doch die glückliche Fähigkeit, das Beste an den Menschen, die ihm näher traten, herauszuheben und die Schwächen mit gutem Humor aufzufassen.

So sehen wir ihn in den Oden im Mittelpunkt eines reichen Kreises von Freunden. Er begleitet teilnehmend ihre Leiden und Freuden, ihre Sorgen und Erfolge. Und wie er selbst ihnen auch dunklere Lebensstimmungen vertraut, so weiß er die innere Unruhe eines nervösen, zwischen leidenschaftlichem Lebensdrang und dem trüben Gefühl der Vergänglichkeit schwankenden Geschlechtes voll zu verstehen und zu beschwichtigen. Gerade seine Freundschaftsoden entlocken seiner Lyrik die tiefsten Herzenslaute; hier ist er am weitesten entfernt von leerer Rhetorik oder dem künstlichen Spiel mit der Form.

Weitaus die Mehrzahl der Episteln tragen den Charakter von Freundesbriefen. Der Leser gewinnt den Eindruck, daß er nur noch sich und seinen Freunden lebt. Wie Goethe kann er sagen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält.

Freilich ist das Verhältnis, wie es hier zur Darstellung gelangt, ein einseitigeres geworden als in den Oden. Die älteren Lebensgenossen haben einer neuen Generation Platz gemacht. Nur mit Tibull und Aristius Fuscus verknüpfen ihn noch die alten herzlichen Beziehungen; nur ihnen gegenüber schlägt er einen innigeren Ton an. Iccius hatte ihm schon in den Oden ferner gestanden. Dafür erscheint er jetzt von einem Kreise jüngerer Männer umgeben, die er berät, deren Lebensweg er leitet, denen er die Grundsätze seiner Lebensweisheit ins Praktische übersetzt. Es ist eine philosophische Freundschaft; fast wie ein Meister unter seinen Jüngern steht er da. Man wird an Epikur erinnert, der so in seinem Garten mild belehrend mit seinen Schülern verkehrte[23]). Es ist mir nicht zweifelhaft, daß die Freundesbriefe des Horaz dies Bild den Zeitgenossen wachriefen und wachrufen sollten.

Diese Stellung, die der Dichter seinen jungen Freunden gegenüber einnimmt, giebt den Briefen einen Ton geistiger

Überlegenheit. Trotz der skeptischen und ironischen Art, mit der er seine Lebensansichten im einzelnen geltend macht, ist er doch unverkennbar von dem Bewußtsein getragen, aus einer reiferen Erfahrung und tieferen Erkenntnis des Lebens zu ihnen zu reden. Man fühlt aus diesen Briefen heraus, ein wie starkes Element das Selbstgefühl und damit der Selbstgenuß in diesem Freundschaftsverhältnis bilden. Und da diese Lebensäußerungen zugleich für die Öffentlichkeit bestimmt waren, so berührt man hier zugleich den innersten Keim dieser letzten Entwicklungsphase der Dichtung des Horaz: es ist das Glücksgefühl im möglichst klaren und tiefen Ausprägen der eigenen Persönlichkeit. Die äußeren Anlässe, die außerdem auf die Entstehung einzelner Episteln wirkten, haben demgegenüber nur sekundäre Bedeutung.

8.

Als ein von allen Leidenschaften geläuterter, in sich abgeklärter und vergeistigter, aber darum nur um so konsequenterer Individualismus hat sich uns der Standpunkt des Horaz enthüllt. Das Leben mündet aus in eine stille Beschaulichkeit, in den ruhigen Selbstgenuß der gebildeten Persönlichkeit.

Es geht durch diese Philosophie, die sich still entsagend vom Leben abschließt, ein starker pessimistischer Grundzug. Aber dies Element kommt doch nicht zur Geltung. Nicht mit Bitterkeit oder Wehmut blickt der Epikureer auf das Leben hin, sondern mit heitrer Lust oder milder Ironie. Für den Weisen giebt es ja kein Unglück mehr. Die Kraft, „dem übermütigen Schicksal Trotz zu bieten“, verheißt Horaz gleich an der Schwelle seiner Episteln dem Jünger der Philosophie. Indem er sich innerlich und, soweit es nötig ist, auch äußerlich von der Außenwelt loslöst und auf sich selbst stellt, glaubt er auch dem Leiden entronnen zu sein und in sich das wahre, volle und ungetrübte Glück finden zu können.

Ich sehe hier von der prinzipiellen Frage ganz ab, wie weit jenes Glück der Apathie, das ihm „der Weisheit letzter Schluß" ist, noch Glück zu nennen sei, da es die höchsten Kräfte des Menschen zur Ruhe verurteilt. Ich möchte nur kurz auf die engen Schranken hinweisen, an welche die Möglichkeit jenes Glückes gebunden ist.

Horaz vergißt zunächst, daß sein Glücksbegriff doch immer eine Ausnahmestellung innerhalb der Organisation der menschlichen Gesellschaft bedingt. Das lebendigere Gemeinschaftsgefühl der republikanischen Zeit hatte diese Konsequenz des Epikureischen Individualismus sofort mit Nachdruck gegen ihn geltend gemacht. Tantum eos admoneamus, ut illud, etiamsi sit verissimum, tacitum tamen tamquam mysterium teneant, quod negant versari in republica esse sapientis; nam si hoc nobis atque optimo cuique persuaseriut, non poterunt ipsi esse, id quod maxime cupiunt, otiosi, hatte noch Cicero geschrieben zu einer Zeit, wo er selbst schon auf die politische Wirksamkeit zu verzichten gezwungen war (de orat. III, 14, 64).

Aber auch abgesehen von dieser Unmöglichkeit, den Epikureischen Standpunkt zu einem allgemeinen Lebensprincip zu erweitern, setzt er auch bei dem einzelnen selbst ganz bestimmte innere und äußere Verhältnisse voraus.

Wenn er als die Grundlage des Glückes die Leidenschaftslosigkeit fordert, so sieht er es als selbstverständlich an, daß jeder durch die Einsicht in das Wesen der Leidenschaft in diesen Zustand gelangen könne. Er steht durchaus unter dem Bann jener falschen Auffassung, die seit Sokrates die antike Ethik beherrscht, daß der Wille stets der Erkenntnis gehorche, und meint mit den Spinneweben seiner Reflexionen die Triebe fesseln zu können. Horaz selbst war bei aller leichten Erregbarkeit im Grunde keine leidenschaftliche Natur, und ein vorzeitiges Alter hatte früh das heiße Blut gekühlt. Wohl flammte er rasch im Zorn auf, aber leicht war er auch wieder besänftigt[24]). Spuren grimmen Hasses sucht man in seinen Gedichten vergebens, man müßte denn die ausgesuchten litterarischen Bos-

heiten einiger Epoden dafür ansehen. Aber auch die Allgewalt der Liebe hat er kaum verspürt, dazu steht er stets viel zu reflektiert oder geradezu ironisch über seinen Empfindungen[25]). So ist es kein Wunder, daß er die elementare Macht der Leidenschaft verkannte.

Um ferner den Epikureismus auf jener geistigen Höhe zu erhalten, auf die ihn die Episteln des Horaz zu erheben suchen, dazu gehört ein reiches Innenleben, wie es nur auf Grund einer ursprünglichen tiefen Gemütsanlage oder einer reifen Bildung sich entfalten kann. Dieser Epikureismus hat trotz des elementaren Charakters seiner Philosophie etwas Exklusives, er wendet sich an eine geistige Aristokratie. Aber wie ärmlich und dürftig bleibt doch selbst bei Horaz sein eigentlicher geistiger Gehalt! Wie selten gelingt es dem Dichter, das abstrakte Ideal der Schule mit der Fülle des eigenen Gemütes zu durchtränken und uns das Glück jenes Quietismus wirklich vorzuleben und vorzuempfinden! Er vermag uns wohl zu zeigen, wie er die verwirrende und zerstreuende Welt von sich abstreift, sich zur inneren Freiheit durchringt und sie behauptet — aber das Leben selbst, das er nun in seiner stillen Einsamkeit führt, wird fast nur in seinen äußeren Umrissen flüchtig gezeichnet, höchstens daß er den Versuch macht, das Idyllische darin etwas auszumalen. Wie viel besser versteht er es, in seiner Person den Epikureischen Lebemann darzustellen, der auch die materiellen Freuden des Lebens auszukosten versteht, ohne sich an den Genuß zu verlieren! Und zugleich zeigt er durch sein Beispiel, wie leicht der Epikureismus in den Hedonismus umschlägt, wenn er — mit unverkennbarer Selbstironie — den Einsiedler aus den Sabiner Bergen bei der Rückkehr in die Welt seine entsagende Weisheit vergessen läßt.

Neben einer gewissen Höhe der geistigen Kultur verlangt das Glücksideal des Horaz auch einen zwar mäßigen, aber doch zum ruhigen Daseinsgenuß ausreichenden Besitz. Horaz hat in allen seinen Episteln, so mannigfache Lebensverhältnisse

sie berühren, die Existenzfrage nie auch nur gestreift. Es mag sich das zum Teil aus den günstigeren Lebensbedingungen südlicher Länder und vor allem aus den einfacheren socialen Verhältnissen des Altertums erklären, wo der Kampf ums Dasein noch nicht so hart war, wie bei uns, sodaß im allgemeinen der Bedarf des Lebens sich erwerben ließ, ohne über dem Erwerb das Leben selbst zu verlieren. Noch zur Kaiserzeit mochte man mit Epikur der Natur danken, daß sie das Notwendige auch allen leicht zugänglich gemacht habe[26]).

Auch die Frage, ob seine Lebensauffassung dem Unglück und dem Schmerz gewachsen sei, hat Horaz in den Episteln nicht beunruhigt. Nicht als ob er geflissentlich den Blick vor den Abgründen des Lebens verschlösse — er dachte auch hierin wie sein Meister Epikur, daß man sich an das Heute halten und das Weitere der Zukunft überlassen sollte[27]). Wir können annehmen, daß er, der die Kunst, die gute Stunde auszukosten, so meisterhaft geübt, ebenso wie jener auch gerüstet war, geduldig und standhaft alle Leiden auf sich zu nehmen. Daß der Epikureismus in der That die Kraft der Resignation, die er im Glücke verlangte, auch im Schmerz aufzubieten vermochte, hatte wiederum Epikur selbst gezeigt[28]). Und wie seine Jünger ihm nachzuleben verstanden, beweist das Beispiel von Ciceros Freund Atticus, der die Qualen der letzten Krankheit mit einer Fassung hinnahm und dann das Leben mit einem Gleichmut von sich warf, der noch die Bewunderung eines David Strauß[29]) erregte — wollte dieser doch sogar den sterbenden Epikureer weit über den sterbenden Sokrates stellen!

Der Tod selbst hatte für Horaz nichts Furchtbares. Das Wort des Lukrez, daß man als satter Gast vom Mahle des Lebens aufstehen solle, war auch ihm aus der Seele gesprochen: wie es schon das Prooemium seiner Satiren beschloß, so klingt die Episteldichtung damit aus[30]).

III. Die Form der poetischen Epistel bei Horaz.

Wie es von Epikur selbst eine reiche Sammlung von Briefen gab, in denen er seine Lehre alten und jungen Freunden und hochstehenden Gönnern entwickelte, so griff Horaz zur poetischen Epistel als dem unmittelbarsten und bequemsten Ausdrucksmittel für die Gedanken, die ihn bewegten. Er kehrte damit nur zu der ihm vertrauten Satire zurück, denn diese inhaltlich dehnbarste und formenreichste Dichtungsgattung hatte schon bei Lucilius gelegentlich die Briefform angenommen, und unter den Satiren des Horaz selbst trägt von den zwei dem Maecenas gewidmeten des ersten Buches wenigstens die letzte nicht bloß äußerlich den Charakter eines Sendschreibens.

Wie die Satire wurzelt auch die Epistel durchaus im alltäglichen Leben. Ja sie will die Eindrücke, die Erfahrungen und Stimmungen des Tages gar nicht erst zum abgeschlossenen Bilde gestalten, sondern unmittelbar, wie sie sich der Seele einprägten, mitsamt den zufälligen äußeren Umständen, die sie hervorriefen, wiedergeben. So ist sie die momentanste, subjektivste, künstlerisch am tiefsten stehende Form; die Poesie ist hier der Prosa, soweit es überhaupt möglich ist, angenähert.

In einigen Episteln hat Horaz die scheinbare Kunstlosigkeit soweit getrieben, daß sie fast den Eindruck einer Improvisation machen. Er geht einfach von einer gegebenen Situation aus, die bald in einer Reihe von Einzelheiten wiedergegeben, bald, wie es bei vertraulichen Schreiben natürlich ist, nur flüchtig angedeutet wird, sodaß der Leser die näheren Umstände erraten muß. Die Fragen, Mitteilungen, Weisungen und Ratschläge, die sich daran knüpfen, scheinen oft genug nur für den Empfänger berechnet. Dadurch verführt, pflegt man ganz allgemein in solchen Episteln wirkliche Gelegenheitsbriefe zu sehen. Und doch liegt es

auf der Hand, wie fehl diese Auffassung geht. Man schreibt doch im Ernst keine wirklichen Briefe in Versen, um sie nachher selbst in einer Sammlung zu veröffentlichen[31]). Wenn Horaz seine Episteln herausgab, so mußte er dabei mit den Ansprüchen eines weiteren Leserkreises rechnen. Eine Wirkung auf ferner Stehende aber konnten sie nur gewinnen, wenn sie trotz ihres zunächst persönlichen Charakters doch zugleich allgemeine Bedeutung hatten. Es ist mit dem poetischen Gelegenheitsbrief nicht anders als mit dem Gelegenheitsgedicht. Auch hier muß das individuelle Erlebnis und das Empfinden des Dichters soweit abgeklärt sein, daß in dem Einzelnen ein Allgemeines sich spiegelt. Dieser Idealisierungsprozeß ist auch in den Episteln des Horaz vollzogen. Selbst da, wo er in freundschaftlicher Teilnahme an den Lebensverhältnissen und der augenblicklichen Stimmung des Empfängers aufzugehen (wie in dem Briefe an Bullatius) oder zugleich einen bestimmten praktischen Zweck zu verfolgen (wie in dem an Iccius) oder endlich in spöttischen Anspielungen auf allerhand Schwächen und Eitelkeiten sich zu verlieren scheint (wie in dem an das Gefolge des Tiberius), hat er in Wahrheit doch alle diese rein persönlichen Beziehungen nur soweit verfolgt, als es der allgemeine Zweck des Briefes vertrug. Die Charaktere wurden dem Dichter zu Typen, an denen er anschaulich, lebendig und eindringlich eine bestimmte Lebensrichtung beleuchtete.

Diesem kunstmäßigen Charakter der Horazischen Epistel entspricht auch die Komposition[32]). Zwar hat er nur selten die Gliederung schärfer hervortreten lassen, ja oft sie geflissentlich verwischt, um so den Schein einer behaglichen Plauderei zu erwecken. Wie gut ihm seine Absicht gelungen ist, beweisen die jetzt üblichen Analysen des Inhalts, die im wesentlichen eine zwanglose Association der Gedanken annehmen. Dennoch ist der Aufbau des Ganzen durchweg ein planmäßiger. Der Grundriß ist überall einfach, übersichtlich und streng einheitlich durchgeführt. Die einzelnen Teile sind

nach logisch-rhetorischen Gesichtspunkten angeordnet und mit klarer Berechnung auf die Gesamtwirkung zusammengefügt.

Wenn so Horaz die Form des poetischen Briefes künstlerisch ausgestaltete, so hat er ihm zugleich einen Inhalt gegeben, durch den er sich über die Satire, aus der er hervorging, erhob. Man kann kurz sagen: wie in dieser das Negative überwog, so überwiegt hier das Positive.

Seit Lucilius bildete die scharfe Kritik der sittlichen Zustände den hervorstechendsten Zug der Satire. Auch Horaz folgte dieser Richtung, nur mit der Beschränkung auf das Privatleben. Zwar ging der kritische und polemische Grundton aus den Satiren in die Episteln über, aber er klingt hier nur gedämpft. Das war schon durch die Form des Briefes, wenn anders sie mehr sein sollte als eine bloße Widmung, bedingt. Horaz wendet sich ja hier nicht mehr direkt an das Publikum, sondern zunächst an den engeren und weiteren Kreis seiner Freunde. Wir befinden uns gleichsam in guter Gesellschaft. Nicht von Thorheiten und Lastern geht er aus, sondern von Einseitigkeiten des Charakters und von bestimmten Lebensfragen. Damit mußten auch die schärferen Waffen, zu denen die Satire mit Vorliebe greift, wie die Karikatur, der Sarkasmus zurückgestellt und mit einer milden Ironie oder vor allem dem Humor vertauscht werden. Und auch wenn er einmal von den Verhältnissen der Freunde den Blick hinausschweifen läßt auf die verkehrten Bestrebungen der Gegenwart, auf ihre Scheinmoral, ihr unruhiges Hasten und Jagen nach äußeren Gütern oder auf die unerquicklichen litterarischen Zustände, da streift er alles dies doch immer nur, um daran um so überzeugender die Richtigkeit der eigenen Lebensauffassung zu entwickeln. Diese letztere steht stets durchaus im Vordergrunde. Und am liebsten zeigt er gleich an dem eigenen Beispiel, wie nach seiner Meinung sich „ein hübsch Leben zimmern" läßt.

Die Gefahr lag nahe, daß er dabei in die Rolle des Weisen verfiel. Und es läßt sich nicht leugnen, daß er mit-

unter etwas „Pose macht". Aber im ganzen hat er doch ebensowenig wie er die anderen zu Zerrbildern herabzog, aus sich ein Idealbild gemacht. Seine Selbstdarstellung ist fast immer harmlos und liebenswürdig, sie hält sich in den Grenzen schlichter Menschlichkeit. Nicht als Fertiger, sondern als Lernender, Strebender, Kämpfender tritt er vor uns hin. Ja er scheut sich nicht, sich gelegentlich auch mit allen Schwächen der Menschlichkeit behaftet zu zeigen (z. B. in der achten Epistel). Und auch da noch, wo er behaglich auf dem gewonnenen Lebensstandpunkt auszuruhen scheint, bewahrt ihn vor der Selbstgefälligkeit, an der die antiken Moralphilosophen, die ins praktische Leben hinabsteigen — Sokrates nicht ausgenommen — leiden, meist jene gutmütige Selbstironie, in der er unvergleichlich ist.

IV. Die Abfassungszeit der Episteln.

1.

Das erste Buch der Episteln ist im Jahre 20 im Spätsommer oder Herbst herausgegeben. Horaz selbst giebt im Epilog an, daß er im Dezember 21 sein vierundvierzigstes Lebensjahr vollendet habe, und das späteste in den Episteln (12. und 18.) berührte Ereignis ist die Auslieferung der früher erbeuteten römischen Feldzeichen durch die Parther im Mai 20[33]). In denselben Sommer ist wohl auch die unmittelbar daneben in dem Briefe an Iccius erwähnte Besiegung der Cantabrer durch Agrippa zu setzen[34]).

Beim Abschluß der Sammlung ist zugleich mit dem Epilog vermutlich auch die 1. Epistel entstanden, die eine Art Widmung an den Maecenas enthält. Freilich, so nahe diese Annahme liegt, unbedingt zwingend ist sie nicht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Horaz schon früher in einer Epistel an seinen Gönner das Aufgeben der lyrischen Dichtung

gerechtfertigt hatte. Haben wir doch auch bei neueren Dichtern Beispiele, wo nachweislich zu dem Prolog einer Sammlung ein älteres Gedicht so glücklich verwendet ist, daß es zu diesem Zwecke gedichtet zu sein scheint[35]).

In die Zeit des Orientkrieges fallen außer den bereits erwähnten Episteln 12 und 18 auch noch die an Tiberius und sein Gefolge gerichteten 3, 8, 9. Die früheste von ihnen ist die 3.; aus den Anfangsversen ergiebt sich, daß sie nicht allzulange nach dem Aufbruch des Hilfskorps, das Tiberius führte, im Spätherbst 21 geschrieben ist[36]). Wahrscheinlich in den Sommer des folgenden Jahres wird das Antwortschreiben an den Celsus (8.) zu setzen sein: Horaz bezieht sich wohl nicht ohne Grund auf Unfälle, die gerade in dieser Jahreszeit den Landmann treffen; auch die Klage über die Unruhe, die ihn unstät zwischen Rom und Tibur wechseln lasse, paßt am besten auf die Zeit der Villeggiatur.

Jedenfalls nicht vor 23 ist Epistel 15 verfaßt, da in diesem Jahre Antonius Musa durch die Heilung des Augustus von einem schweren Leberleiden die Kaltwasserkur in die Mode brachte[37]). Auf diese neu eingeführte Behandlung weist vielleicht auch noch eine Stelle der folgenden Epistel hin: V. 14 erwähnt er, daß die kalte Quelle seines Gutes für Kopf und Leib gesund sei (vergl. 15 V. 8).

In Epistel 6 wird die Säulenhalle des Agrippa als ein beliebter Sammelpunkt erwähnt: sie war im Jahre 25 eingeweiht[38]).

Endlich der Brief an Augustus, der unter der Deckadresse eines Vinnius Asina die Übersendung der Oden begleitete, würde, wenn die Oden, wie wahrscheinlich ist, im Jahre 23 herausgegeben sind, in dieses Jahr zu setzen sein.

Ebenso ist auch wohl der 19. Brief bald darauf entstanden. Noch scheint Horaz mitten im litterarischen Leben der Hauptstadt zu stehen, noch hat er mit dem Cliquenwesen zu kämpfen. Auch erinnert die Art, wie er sein eigenes poetisches Verdienst hervorhebt, in Gedanken und Ausdruck an den Epilog des

Ich sehe hier von der prinzipiellen Frage ganz ab, wie weit jenes Glück der Apathie, das ihm „der Weisheit letzter Schluß" ist, noch Glück zu nennen sei, da es die höchsten Kräfte des Menschen zur Ruhe verurteilt. Ich möchte nur kurz auf die engen Schranken hinweisen, an welche die Möglichkeit jenes Glückes gebunden ist.

Horaz vergißt zunächst, daß sein Glücksbegriff doch immer eine Ausnahmestellung innerhalb der Organisation der menschlichen Gesellschaft bedingt. Das lebendigere Gemeinschaftsgefühl der republikanischen Zeit hatte diese Konsequenz des Epikureischen Individualismus sofort mit Nachdruck gegen ihn geltend gemacht. Tantum eos admoneamus, ut illud, etiamsi sit verissimum, tacitum tamen tamquam mysterium teneant, quod negant versari in republica esse sapientis; nam si hoc nobis atque optimo cuique persuaseriut, non poterunt ipsi esse, id quod maxime cupiunt, otiosi, hatte noch Cicero geschrieben zu einer Zeit, wo er selbst schon auf die politische Wirksamkeit zu verzichten gezwungen war (de orat. III, 14, 64).

Aber auch abgesehen von dieser Unmöglichkeit, den Epikureischen Standpunkt zu einem allgemeinen Lebensprincip zu erweitern, setzt er auch bei dem einzelnen selbst ganz bestimmte innere und äußere Verhältnisse voraus.

Wenn er als die Grundlage des Glückes die Leidenschaftslosigkeit fordert, so sieht er es als selbstverständlich an, daß jeder durch die Einsicht in das Wesen der Leidenschaft in diesen Zustand gelangen könne. Er steht durchaus unter dem Bann jener falschen Auffassung, die seit Sokrates die antike Ethik beherrscht, daß der Wille stets der Erkenntnis gehorche, und meint mit den Spinneweben seiner Reflexionen die Triebe fesseln zu können. Horaz selbst war bei aller leichten Erregbarkeit im Grunde keine leidenschaftliche Natur, und ein vorzeitiges Alter hatte früh das heiße Blut gekühlt. Wohl flammte er rasch im Zorn auf, aber leicht war er auch wieder besänftigt[24]). Spuren grimmen Hasses sucht man in seinen Gedichten vergebens, man müßte denn die ausgesuchten litterarischen Bos-

heiten einiger Epoden dafür ansehen. Aber auch die Allgewalt der Liebe hat er kaum verspürt, dazu steht er stets viel zu reflektiert oder geradezu ironisch über seinen Empfindungen[25]. So ist es kein Wunder, daß er die elementare Macht der Leidenschaft verkannte.

Um ferner den Epikureismus auf jener geistigen Höhe zu erhalten, auf die ihn die Episteln des Horaz zu erheben suchen, dazu gehört ein reiches Innenleben, wie es nur auf Grund einer ursprünglichen tiefen Gemütsanlage oder einer reifen Bildung sich entfalten kann. Dieser Epikureismus hat trotz des elementaren Charakters seiner Philosophie etwas Exklusives, er wendet sich an eine geistige Aristokratie. Aber wie ärmlich und dürftig bleibt doch selbst bei Horaz sein eigentlicher geistiger Gehalt! Wie selten gelingt es dem Dichter, das abstrakte Ideal der Schule mit der Fülle des eigenen Gemütes zu durchtränken und uns das Glück jenes Quietismus wirklich vorzuleben und vorzuempfinden! Er vermag uns wohl zu zeigen, wie er die verwirrende und zerstreuende Welt von sich abstreift, sich zur inneren Freiheit durchringt und sie behauptet — aber das Leben selbst, das er nun in seiner stillen Einsamkeit führt, wird fast nur in seinen äußeren Umrissen flüchtig gezeichnet, höchstens daß er den Versuch macht, das Idyllische darin etwas auszumalen. Wie viel besser versteht er es, in seiner Person den Epikureischen Lebemann darzustellen, der auch die materiellen Freuden des Lebens auszukosten versteht, ohne sich an den Genuß zu verlieren! Und zugleich zeigt er durch sein Beispiel, wie leicht der Epikureismus in den Hedonismus umschlägt, wenn er — mit unverkennbarer Selbstironie — den Einsiedler aus den Sabiner Bergen bei der Rückkehr in die Welt seine entsagende Weisheit vergessen läßt.

Neben einer gewissen Höhe der geistigen Kultur verlangt das Glücksideal des Horaz auch einen zwar mäßigen, aber doch zum ruhigen Daseinsgenuß ausreichenden Besitz. Horaz hat in allen seinen Episteln, so mannigfache Lebensverhältnisse

sie berühren, die Existenzfrage nie auch nur gestreift. Es mag sich das zum Teil aus den günstigeren Lebensbedingungen südlicher Länder und vor allem aus den einfacheren socialen Verhältnissen des Altertums erklären, wo der Kampf ums Dasein noch nicht so hart war, wie bei uns, sodaß im allgemeinen der Bedarf des Lebens sich erwerben ließ, ohne über dem Erwerb das Leben selbst zu verlieren. Noch zur Kaiserzeit mochte man mit Epikur der Natur danken, daß sie das Notwendige auch allen leicht zugänglich gemacht habe[26].

Auch die Frage, ob seine Lebensauffassung dem Unglück und dem Schmerz gewachsen sei, hat Horaz in den Episteln nicht beunruhigt. Nicht als ob er geflissentlich den Blick vor den Abgründen des Lebens verschlösse — er dachte auch hierin wie sein Meister Epikur, daß man sich an das Heute halten und das Weitere der Zukunft überlassen sollte[27]. Wir können annehmen, daß er, der die Kunst, die gute Stunde auszukosten, so meisterhaft geübt, ebenso wie jener auch gerüstet war, geduldig und standhaft alle Leiden auf sich zu nehmen. Daß der Epikureismus in der That die Kraft der Resignation, die er im Glücke verlangte, auch im Schmerz aufzubieten vermochte, hatte wiederum Epikur selbst gezeigt[28]. Und wie seine Jünger ihm nachzuleben verstanden, beweist das Beispiel von Ciceros Freund Atticus, der die Qualen der letzten Krankheit mit einer Fassung hinnahm und dann das Leben mit einem Gleichmut von sich warf, der noch die Bewunderung eines David Strauß[29]) erregte — wollte dieser doch sogar den sterbenden Epikureer weit über den sterbenden Sokrates stellen!

Der Tod selbst hatte für Horaz nichts Furchtbares. Das Wort des Lukrez, daß man als satter Gast vom Mahle des Lebens aufstehen solle, war auch ihm aus der Seele gesprochen: wie es schon das Prooemium seiner Satiren beschloß, so klingt die Episteldichtung damit aus[30].

III. Die Form der poetischen Epistel bei Horaz.

Wie es von Epikur selbst eine reiche Sammlung von Briefen gab, in denen er seine Lehre alten und jungen Freunden und hochstehenden Gönnern entwickelte, so griff Horaz zur poetischen Epistel als dem unmittelbarsten und bequemsten Ausdrucksmittel für die Gedanken, die ihn bewegten. Er kehrte damit nur zu der ihm vertrauten Satire zurück, denn diese inhaltlich dehnbarste und formenreichste Dichtungsgattung hatte schon bei Lucilius gelegentlich die Briefform angenommen, und unter den Satiren des Horaz selbst trägt von den zwei dem Maecenas gewidmeten des ersten Buches wenigstens die letzte nicht bloß äußerlich den Charakter eines Sendschreibens.

Wie die Satire wurzelt auch die Epistel durchaus im alltäglichen Leben. Ja sie will die Eindrücke, die Erfahrungen und Stimmungen des Tages gar nicht erst zum abgeschlossenen Bilde gestalten, sondern unmittelbar, wie sie sich der Seele einprägten, mitsamt den zufälligen äußeren Umständen, die sie hervorriefen, wiedergeben. So ist sie die momentanste, subjektivste, künstlerisch am tiefsten stehende Form; die Poesie ist hier der Prosa, soweit es überhaupt möglich ist, angenähert.

In einigen Episteln hat Horaz die scheinbare Kunstlosigkeit soweit getrieben, daß sie fast den Eindruck einer Improvisation machen. Er geht einfach von einer gegebenen Situation aus, die bald in einer Reihe von Einzelheiten wiedergegeben, bald, wie es bei vertraulichen Schreiben natürlich ist, nur flüchtig angedeutet wird, sodaß der Leser die näheren Umstände erraten muß. Die Fragen, Mitteilungen, Weisungen und Ratschläge, die sich daran knüpfen, scheinen oft genug nur für den Empfänger berechnet. Dadurch verführt, pflegt man ganz allgemein in solchen Episteln wirkliche Gelegenheitsbriefe zu sehen. Und doch liegt es

auf der Hand, wie fehl diese Auffassung geht. Man schreibt doch im Ernst keine wirklichen Briefe in Versen, um sie nachher selbst in einer Sammlung zu veröffentlichen[31]). Wenn Horaz seine Episteln herausgab, so mußte er dabei mit den Ansprüchen eines weiteren Leserkreises rechnen. Eine Wirkung auf ferner Stehende aber konnten sie nur gewinnen, wenn sie trotz ihres zunächst persönlichen Charakters doch zugleich allgemeine Bedeutung hatten. Es ist mit dem poetischen Gelegenheitsbrief nicht anders als mit dem Gelegenheitsgedicht. Auch hier muß das individuelle Erlebnis und das Empfinden des Dichters soweit abgeklärt sein, daß in dem Einzelnen ein Allgemeines sich spiegelt. Dieser Idealisierungsprozeß ist auch in den Episteln des Horaz vollzogen. Selbst da, wo er in freundschaftlicher Teilnahme an den Lebensverhältnissen und der augenblicklichen Stimmung des Empfängers aufzugehen (wie in dem Briefe an Bullatius) oder zugleich einen bestimmten praktischen Zweck zu verfolgen (wie in dem an Iccius) oder endlich in spöttischen Anspielungen auf allerhand Schwächen und Eitelkeiten sich zu verlieren scheint (wie in dem an das Gefolge des Tiberius), hat er in Wahrheit doch alle diese rein persönlichen Beziehungen nur soweit verfolgt, als es der allgemeine Zweck des Briefes vertrug. Die Charaktere wurden dem Dichter zu Typen, an denen er anschaulich, lebendig und eindringlich eine bestimmte Lebensrichtung beleuchtete.

Diesem kunstmäßigen Charakter der Horazischen Epistel entspricht auch die Komposition[32]). Zwar hat er nur selten die Gliederung schärfer hervortreten lassen, ja oft sie geflissentlich verwischt, um so den Schein einer behaglichen Plauderei zu erwecken. Wie gut ihm seine Absicht gelungen ist, beweisen die jetzt üblichen Analysen des Inhalts, die im wesentlichen eine zwanglose Association der Gedanken annehmen. Dennoch ist der Aufbau des Ganzen durchweg ein planmäßiger. Der Grundriß ist überall einfach, übersichtlich und streng einheitlich durchgeführt. Die einzelnen Teile sind

nach logisch-rhetorischen Gesichtspunkten angeordnet und mit klarer Berechnung auf die Gesamtwirkung zusammengefügt.

Wenn so Horaz die Form des poetischen Briefes künstlerisch ausgestaltete, so hat er ihm zugleich einen Inhalt gegeben, durch den er sich über die Satire, aus der er hervorging, erhob. Man kann kurz sagen: wie in dieser das Negative überwog, so überwiegt hier das Positive.

Seit Lucilius bildete die scharfe Kritik der sittlichen Zustände den hervorstechendsten Zug der Satire. Auch Horaz folgte dieser Richtung, nur mit der Beschränkung auf das Privatleben. Zwar ging der kritische und polemische Grundton aus den Satiren in die Episteln über, aber er klingt hier nur gedämpft. Das war schon durch die Form des Briefes, wenn anders sie mehr sein sollte als eine bloße Widmung, bedingt. Horaz wendet sich ja hier nicht mehr direkt an das Publikum, sondern zunächst an den engeren und weiteren Kreis seiner Freunde. Wir befinden uns gleichsam in guter Gesellschaft. Nicht von Thorheiten und Lastern geht er aus, sondern von Einseitigkeiten des Charakters und von bestimmten Lebensfragen. Damit mußten auch die schärferen Waffen, zu denen die Satire mit Vorliebe greift, wie die Karikatur, der Sarkasmus zurückgestellt und mit einer milden Ironie oder vor allem dem Humor vertauscht werden. Und auch wenn er einmal von den Verhältnissen der Freunde den Blick hinausschweifen läßt auf die verkehrten Bestrebungen der Gegenwart, auf ihre Scheinmoral, ihr unruhiges Hasten und Jagen nach äußeren Gütern oder auf die unerquicklichen litterarischen Zustände, da streift er alles dies doch immer nur, um daran um so überzeugender die Richtigkeit der eigenen Lebensauffassung zu entwickeln. Diese letztere steht stets durchaus im Vordergrunde. Und am liebsten zeigt er gleich an dem eigenen Beispiel, wie nach seiner Meinung sich „ein hübsch Leben zimmern" läßt.

Die Gefahr lag nahe, daß er dabei in die Rolle des Weisen verfiel. Und es läßt sich nicht leugnen, daß er mit-

unter etwas „Pose macht“. Aber im ganzen hat er doch ebensowenig wie er die anderen zu Zerrbildern herabzog, aus sich ein Idealbild gemacht. Seine Selbstdarstellung ist fast immer harmlos und liebenswürdig, sie hält sich in den Grenzen schlichter Menschlichkeit. Nicht als Fertiger, sondern als Lernender, Strebender, Kämpfender tritt er vor uns hin. Ja er scheut sich nicht, sich gelegentlich auch mit allen Schwächen der Menschlichkeit behaftet zu zeigen (z. B. in der achten Epistel). Und auch da noch, wo er behaglich auf dem gewonnenen Lebensstandpunkt auszuruhen scheint, bewahrt ihn vor der Selbstgefälligkeit, an der die antiken Moralphilosophen, die ins praktische Leben hinabsteigen — Sokrates nicht ausgenommen — leiden, meist jene gutmütige Selbstironie, in der er unvergleichlich ist.

IV. Die Abfassungszeit der Episteln.

1.

Das erste Buch der Episteln ist im Jahre 20 im Spätsommer oder Herbst herausgegeben. Horaz selbst giebt im Epilog an, daß er im Dezember 21 sein vierundvierzigstes Lebensjahr vollendet habe, und das späteste in den Episteln (12. und 18.) berührte Ereignis ist die Auslieferung der früher erbeuteten römischen Feldzeichen durch die Parther im Mai 20[33]). In denselben Sommer ist wohl auch die unmittelbar daneben in dem Briefe an Iccius erwähnte Besiegung der Cantabrer durch Agrippa zu setzen[34]).

Beim Abschluß der Sammlung ist zugleich mit dem Epilog vermutlich auch die 1. Epistel entstanden, die eine Art Widmung an den Maecenas enthält. Freilich, so nahe diese Annahme liegt, unbedingt zwingend ist sie nicht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Horaz schon früher in einer Epistel an seinen Gönner das Aufgeben der lyrischen Dichtung

gerechtfertigt hatte. Haben wir doch auch bei neueren Dichtern Beispiele, wo nachweislich zu dem Prolog einer Sammlung ein älteres Gedicht so glücklich verwendet ist, daß es zu diesem Zwecke gedichtet zu sein scheint[35]).

In die Zeit des Orientkrieges fallen außer den bereits erwähnten Episteln 12 und 18 auch noch die an Tiberius und sein Gefolge gerichteten 3, 8, 9. Die früheste von ihnen ist die 3.; aus den Anfangsversen ergiebt sich, daß sie nicht allzulange nach dem Aufbruch des Hilfskorps, das Tiberius führte, im Spätherbst 21 geschrieben ist[36]). Wahrscheinlich in den Sommer des folgenden Jahres wird das Antwortschreiben an den Celsus (8.) zu setzen sein: Horaz bezieht sich wohl nicht ohne Grund auf Unfälle, die gerade in dieser Jahreszeit den Landmann treffen; auch die Klage über die Unruhe, die ihn unstät zwischen Rom und Tibur wechseln lasse, paßt am besten auf die Zeit der Villeggiatur.

Jedenfalls nicht vor 23 ist Epistel 15 verfaßt, da in diesem Jahre Antonius Musa durch die Heilung des Augustus von einem schweren Leberleiden die Kaltwasserkur in die Mode brachte[37]). Auf diese neu eingeführte Behandlung weist vielleicht auch noch eine Stelle der folgenden Epistel hin: V. 14 erwähnt er, daß die kalte Quelle seines Gutes für Kopf und Leib gesund sei (vergl. 15 V. 8).

In Epistel 6 wird die Säulenhalle des Agrippa als ein beliebter Sammelpunkt erwähnt: sie war im Jahre 25 eingeweiht[38]).

Endlich der Brief an Augustus, der unter der Deckadresse eines Vinnius Asina die Übersendung der Oden begleitete, würde, wenn die Oden, wie wahrscheinlich ist, im Jahre 23 herausgegeben sind, in dieses Jahr zu setzen sein.

Ebenso ist auch wohl der 19. Brief bald darauf entstanden. Noch scheint Horaz mitten im litterarischen Leben der Hauptstadt zu stehen, noch hat er mit dem Cliquenwesen zu kämpfen. Auch erinnert die Art, wie er sein eigenes poetisches Verdienst hervorhebt, in Gedanken und Ausdruck an den Epilog des

3. Buches der Oden. Und so sehr er sich auch erhaben weiß über das Urteil des Publikums, so ist er hier doch weit entfernt von der müden Gleichgültigkeit der ersten Epistel oder der gelassenen Selbstironie der letzten.

So verteilt sich die Entstehung der Episteln des ersten Buches, soweit wir sie nachweisen können, auf einen Zeitraum von wenigen Jahren (23—20). Die Möglichkeit, daß einzelne Episteln auf eine frühere Zeit zurückgehen, ist natürlich nicht ausgeschlossen. Indessen die Einheit der Stimmung, die alle Episteln durchzieht und deren leise Schwankungen gar nicht zu vergleichen sind mit den schroffen Gegensätzen in den Oden, giebt uns ein Recht, sie auch zeitlich zusammenzurücken.

2.

Sehr unsicher ist die Entstehungszeit der Episteln des 2. Buches. Doch ist die erste wohl jedenfalls nach dem siegreichen Kampf der kaiserlichen Stiefsöhne gegen die Alpenvölker in den Jahren 15 und 14 anzusetzen. Wenn Horaz V. 252 fg. bei der Aufzählung der Thaten des Augustus auch von der Bezwingung „der auf den Bergen sich erhebenden Burgen" spricht, so kann er damit nur jene Völker meinen, von denen er Od. IV, 12, 11 fast mit denselben Worten redet: „Erst jüngst haben die Vindeliker erfahren, was Du im Kampfe bist, denn mit Deinen Kriegern hat Drusus . . . . die Burgen, die auf den furchtbaren Alpen sich erheben, gestürzt". So erinnert auch die Art, wie er in den folgenden Versen die Friedensherrschaft des Augustus feiert, an die ganz ähnliche Schilderung in der Schlußode jenes Buches, dessen jüngste datierbare Ode, die zweite, zur Rückkehr des Kaisers im Juli 13 gedichtet ist[39]).

Dagegen fehlt es für die 2. Epistel durchaus an äußeren Anhaltspunkten, um ihre Entstehungszeit auch nur annähernd zu bestimmen. Der Empfänger derselben, Julius Florus, ist als abwesend bezeichnet (V. 20), und nach der Anrede „Du

treuer Freund des Nero" ist wohl zu schließen, daß er sich noch immer im Gefolge des Tiberius befindet. Nichts aber weist darauf hin, wohin er ihn jetzt begleitet hat. Er kann mit ihm noch immer in Asien weilen, wo ihn die 3. Epistel des 1. Buches begrüßte. Denn der Prinz kann auch nach der Rückkehr des Augustus im Herbst 19 noch dort geblieben sein. Florus kann ihm indessen ebensogut bei seinen späteren Kommandos, z. B. in Gallien, gefolgt sein[40]).

Auf eine spätere Zeit scheint der Anlaß des Briefes — sei er nun wirklich oder fingiert — hinzudeuten. Horaz hat in dem Prolog des 1. Buches der Episteln, das er zu der Zeit veröffentlichte, als Florus mit Tiberius in Asien war, öffentlich der lyrischen Dichtung entsagt: und unser Brief knüpft daran an, daß er dem Florus „bei dessen Abreise" „Lieder" zu senden versprochen habe. Noch weiter aber entfernt sich Horaz von der Stellung, die er im ersten Buche gegenüber der von Asinius Pollio eingeführten Sitte der Recitationen eingenommen hatte. Er, der in der vorletzten Epistel in ruhigem Selbstgefühl die Zumutung „um die Stimmen des wetterwendischen Volkes zu werben" weit von sich wies, er bekennt hier: „ich werbe demütig um die Stimmen des Volkes", und schildert mit bitterem Spott die admiration mutuelle, die bei diesen Recitationen herrscht und auch ihn in ihre Netze zu ziehen sucht. Der Gegensatz ist zu scharf ausgesprochen, um nicht wörtlich genommen zu werden. Horaz hat also im Widerspruch zu seiner früheren Absage seither sich doch zur Teilnahme an den öffentlichen Recitationen verstanden, ist aber jetzt, angewidert von der dabei sich breit machenden gegenseitigen Reklame und Cliquenwirtschaft, davon wieder zurückgetreten.

Freilich: wann hat dieser Versuch stattgefunden? Man wird gewiß von vornherein geneigt sein, ihn von der Herausgabe des 1. Epistelbuches durch einen längeren Zwischenraum zu trennen, denn es ist gewiß nicht wahrscheinlich, daß Horaz, nachdem er am Schluß desselben sich so schroff ablehnend zu den Recitationen gestellt hatte, sich doch alsbald dazu bequemt

haben sollte. An sich aber wäre es doch immerhin möglich, daß er schon vor der Herausgabe des 4. Buches der Oden einige der dort später veröffentlichten Gedichte vorgetragen hätte. Denn eine größere Anzahl dieser Oden können lange vorher entstanden sein. Die Aufforderung des Augustus zur Abfassung des Säkulargesanges im Jahre 17 scheint auch dafür zu sprechen, daß Horaz inzwischen die Abneigung, die er in dem Prolog des 1. Buches der Episteln gegen die lyrische Dichtung ausgesprochen, inzwischen überwunden hatte und mit einzelnen Oden wieder an die Öffentlichkeit getreten war[41]).

Wenn ich trotzdem glaube, daß die 2. Epistel erst nach der Veröffentlichung des 4. Buches der Oden erschienen ist, so bewegt mich dazu wesentlich die Art, wie Horaz hier über seine dichterische Thätigkeit spricht. Im Prolog des 1. Buches der Episteln hatte er zwar auch dem Dichten entsagt, aber er hatte es gethan aus dem Gefühl einer gewissen Ermattung heraus und wesentlich mit Rücksicht auf den ungewissen Erfolg beim Publikum. Ja in der vorletzten Epistel hatte er noch mit vollem und berechtigtem Selbstgefühl auf das Werk seines Lebens zurückgeblickt. Seine Äußerungen schlossen eine Rückkehr zur lyrischen Dichtung keineswegs aus. Wer aber erst so über sein Dichten und das Dichten überhaupt urteilt, wie es Horaz in der 2. Epistel des 2. Buches thut, der hat — wenigstens für mein Empfinden — für sich völlig abgeschlossen und durch die Veröffentlichung eines solchen Bekenntnisses sich den Rückweg völlig abgeschnitten.

Wenn somit die 2. Epistel mindestens bis hinter das Jahr 13 herabzurücken ist, so würde diese späte Entstehung auch am besten den ganzen Ton des Briefes erklären: den durch die Lichter des Humors, die namentlich den Eingang umspielen, nur wenig erhellten Lebensernst, ja die Lebensmüdigkeit.

Allerdings hat man schließen wollen, daß die 2. Epistel vor der ersten entstanden sei, weil Sueton in seiner Lebensbeschreibung des Horaz bemerkt: „Nach der Lektüre einiger

Sermonen beklagte sich Augustus, daß er ihn nicht erwähnt habe, mit folgenden Worten: 'Wisse, ich bin Dir böse, weil Du nicht in recht vielen derartigen Schriften gerade mit mir plauderst; oder bist Du besorgt, es könnte Deinem Ruhme bei der Nachwelt schaden, mein Freund gewesen zu sein?' Dadurch veranlaßte er die ihm gewidmete Epistel". Man hat sich dabei mehr an die Worte, mit denen Sueton das Citat aus dem Briefe des Augustus einleitet, als an dieses selbst gehalten, wenn man meinte, die Äußerung des Kaisers könne sich nur auf Briefe des 2. Buches beziehen, da er im ersten ja öfter „erwähnt" sei; der Ausdruck „einige Briefe" gehe daher auf den Brief an den Florus und das Schreiben „Über die Dichtkunst". Aber wie der Wortlaut des Briefes, den Sueton zu Anfang nur ungenau umschrieb, deutlich erkennen läßt, beklagte sich der Kaiser vielmehr darüber, daß Horaz nicht an ihn persönlich solche Briefe gerichtet („mit ihm geplaudert") habe, und das war allerdings in dem ersten Buche nirgends geschehen.

Durchaus zweifelhaft muß es bleiben, ob Horaz selbst noch dazu gelangt ist, die Episteln des 2. Buches vereinigt herauszugeben.

V. Die Anordnung der Episteln des 1. Buches.

1.

Die Kunst der Komposition, die Horaz in den einzelnen Episteln bewährt, dehnt er auch auf ihre Anordnung aus. Er hat im ersten Buche, wo eine größere Anzahl zusammenzustellen war, versucht, sie zu bestimmten Gruppen zu vereinigen, die nicht bloß sich gegeneinander klar abheben, sondern auch in sich mannigfach gegliedert sind. Selbstverständlich konnte es sich hierbei nicht um die Herstellung eines strengeren gedankenmäßigen Zusammenhangs handeln. Die Entstehung der einzelnen Episteln zu verschiedenen Zeiten und unter

wechselnden Eindrücken gab jeder bei aller Verwandtschaft mit anderen ein so selbständiges Gepräge, daß die Durchführung einer systematischen Ordnung von vornherein ausgeschlossen war. Wohl aber mußte es den Dichter bei der Redaktion der Sammlung reizen, die Episteln, die demselben Gedankenkreis angehörten, abstrakter oder konkreter, ernster oder scherzender eine Lebensmaxime variierten oder ergänzten, miteinander zu einem kleinen Ganzen zu verbinden.

Wenn ich es unternehme, die kunstvolle Anordnung der Episteln des ersten Buches nachzuweisen, so verkenne ich die Gefahr nicht, dabei mitunter dem Dichter Absichten unterzuschieben, die ihm vielleicht ganz fernlagen, und da planmäßige Gruppierung zu suchen, wo vielleicht nur der Zufall ein sinnreiches Spiel getrieben hat. Ich möchte mich dem gegenüber auf die Worte berufen, mit denen Wilhelm Scherer seine Analyse der Ordnung der Goetheschen Schriften und speziell der Gedichte verteidigt hat: „Es kann nicht fehlen, daß Betrachtungen solcher Art zuweilen über das Ziel hinausschießen, d. h. daß sie Absichten vermuten, welche der Dichter nicht wirklich gehabt hat. Aber man darf behaupten, daß sie schwerlich etwas enthalten, was er sich nicht gerne gefallen lassen würde. In der Kunst werden mit den Hauptzwecken oft Nebenzwecke erreicht, an welche der Künstler selbst von vornherein nicht dachte, die ihm aber nachträglich zum Teil auffallen, zum Teil aber auch nicht zum Bewußtsein kommen mögen. Die Betrachtung des späteren Liebhabers wird dann immer im Sinne des Künstlers handeln, wenn sie alle Vorteile seines Verfahrens aufdeckt; aber sie kann sich nicht anmaßen, Haupt- und Nebenzwecke, bewußtes Streben und zufälliges Erreichen überall zu scheiden. Die Mannigfaltigkeit möglicher Beziehungen schmückt alle Kunstwerke. Auch in der Poesie folgt man der Führung der Linien mit Entzücken; sie laufen hinüber und herüber; sie durchkreuzen sich; und wer will sagen, welche Schönheiten, die wir entdecken, der Künstler selbst gesehen und gewollt hat. Wir dürfen ihm jedoch darin

eher mehr als weniger zutrauen. Denn mühelos wird in der Kunst selten etwas erlangt, und hinter jeder Schönheit des Kunstwerkes darf man in der Regel einen Gedanken des Künstlers vermuten[42])".

2.

Die 1. Epistel steht für sich als Einleitung des ganzen Buches. Sie soll das Werk dem Maecenas widmen, den Übergang zu der neuen Dichtungsgattung rechtfertigen und das Programm derselben aufstellen.

Die vier nächsten Episteln (2–5) bilden die erste Gruppe. Die 2. Epistel leitet sie ein: sie behandelt gewissermaßen propädeutisch das Hauptthema, die Befreiung von den Leidenschaften: in schulmäßiger Weise wird es für einen jungen Mann an den Gedichten Homers entwickelt und die Notwendigkeit einer frühzeitigen Erziehung zu diesem Ziele gezeigt.

An die lange didaktische Paränese schließen sich drei kurze Billets von vorwiegend persönlichem Charakter. Von dem jungen Lollius, der in Rom noch die Rhetorenschulen besucht, führt die 3. Epistel zu dem Kreis jüngerer Männer, die das Gefolge des Tiberius bilden; auch sie ruft auf zu dem ernsten Streben nach der rechten Lebensweisheit.

Wie sich Epistel 2 und 3 an jüngere Freunde wenden, so die folgenden beiden an ältere: den zu schwermütiger Einsamkeit neigenden Dichter Tibull und den in der Unruhe seiner Geschäfte aufgehenden Sachwalter Torquatus. Stehen sie durch die Person der Adressaten in Gegensatz zu einander, so ist doch beiden die Aufforderung, das Leben ruhig zu genießen, gemeinsam. So bilden sie Pendants. Nachdem in dem vorhergehenden Paar mehr der Lebensernst zum Ausdruck gelangte, wird er hier durch die Lebensfreudigkeit ergänzt. Die 4. Epistel knüpft ferner dadurch noch besonders an die 3. an, daß sie der oberflächlichen und selbstgefälligen litterarischen Jugend den echten und anerkannten Dichter gegenüberstellt.

In ganz ähnlicher Weise schließen sich die vier nächsten

Episteln (6—9) zu einer zweiten Gruppe zusammen. An die Spitze tritt wieder eine große didaktische Epistel: die Richtigkeit des Nil admirari wird umständlich, direkt und indirekt, ernsthaft ja feierlich und ironisch bewiesen. Die folgenden Episteln führen dann dies Thema ganz konkret aus. Sie zeigen, wie der Dichter selbst im Verkehr mit den Großen die volle äußere und innere Freiheit sich wahrt, wie er auch die schwierigsten Verhältnisse zu beherrschen versteht — die Lebensweisheit wird hier zugleich zur vollendeten Weltklugheit. Auch der ironische Ton, der der größeren Hälfte der 6. Epistel ihre eigentümliche Färbung giebt, zieht sich durch die folgenden drei Episteln, in denen der Dichter überlegen mit den Menschen und den gesellschaftlichen Formen spielt, hindurch. Wenn dieser Ton in der 7. und 9. dem Maecenas und dem kaiserlichen Prinzen gegenüber leiser und vorsichtiger anklingt, so wird er derb, ja fast grob in der 8. dem Celsus gegenüber angeschlagen. Insofern unterbricht dieser letztere Brief erfrischend die etwas diplomatische Art der Nachbarbriefe. Sonst ist er — der überhaupt unter den übrigen Briefen ziemlich isoliert steht — inhaltlich nur locker und äußerlich an dieser Stelle eingefügt: die Hauptabsicht des Horaz war offenbar, zu dem scherzenden Empfehlungsbrief (9) den spöttischen Gratulationsbrief als Pendant zu stellen. Anderseits mag man auch einen gewissen Zusammenhang mit dem Inhalt des vorhergehenden Briefes darin finden, daß Horaz, der in dem 7. die hypochondrische Furcht vor dem Krankwerden, um sein Ausbleiben vor Maecenas zu entschuldigen, anführte, hier sich geradezu als das Bild eines hypochondrischen Kranken vorführt.

Die dritte Gruppe umfaßt die sechs Episteln 10—15. Wieder leitet eine etwas abstrakte Epistel in den neuen Gedankenkreis ein: das Leben in der Natur wird in der 10. als die sicherste Grundlage des wahren Glückes gepriesen. Dieser Gedanke wird in den beiden folgenden kürzeren Episteln an den Bullatius und Iccius dahin ergänzt, daß schließlich doch an jedem Orte und in jeder Lage der Weise das Glück finden

könne. Die 14. Epistel an den Villicus nimmt das Thema der 10. in derberer Weise wieder auf; daneben aber soll sie zugleich ein komisches Pendant zu der 13. bilden: der Sklav, der das armselige Landgut des Horaz bewirtschaftet und sich trotz seiner relativen Selbständigkeit nicht wohl fühlt, ist das vergröberte, auf die niedrigsten Verhältnisse reduzierte Abbild des mißvergnügten Prokurators, der die weiten und üppigen Latifundien eines der mächtigsten Männer der Zeit unter sich hat. Wenn dann weiter die 15. Epistel mit beabsichtigter Komik den Dichter im Widerspruch mit seiner eigenen, soeben mit Selbstbewußtsein verkündeten Weisheit zeigt, so führt sie anderseits doch auch in ganz ähnlicher Weise, wie Epistel 11 und 12 zu Epistel 10 traten, nur unvermittelter, den Gedanken ergänzend und erweiternd fort: der entsagende Weise, der in der Einfachheit des Landlebens sich am wohlsten fühlt, vermag doch auch mit frischem Behagen in eine andere Lebensweise sich zu schicken und die Erholungszeit am Meere mit Bedacht auszukosten.

Ohne inneren Zusammenhang ist vor die 14. die Epistel an den Vinnius Asina eingeschoben, ja sie unterbricht sogar etwas störend, vielleicht aber doch auch mit guter Absicht, die Beziehungen dieses Schreibens an den Sklaven zu dem an den Prokurator des Agrippa: sie wären sonst gar zu handgreiflich. Daß Horaz gerade jene Epistel hier einfügte, geschah wohl unzweifelhaft im Hinblick auf die Ähnlichkeit der Einkleidung. Wie in der 14. an seinen Villicus, so wendet sich Horaz in der 13. an seinen Tabellarius; in beiden Briefen ist der Empfänger natürlich fingiert, beiden aber giebt diese Fiktion einen gleichmäßigen Ton: der Schreiber läßt sich humoristisch im Ausdruck zu der niedrigen Stellung und geringen Bildung der angeblichen Empfänger herab.

Auch an der Spitze der letzten Gruppe (Ep. 16—18) steht ein längeres Lehrgedicht. Mit starken Anklängen an stoische Abstraktionen entwickelt Horaz den Begriff des wahren Ehrenmannes: die äußere Respektabilität bedeutet nichts, auf

der Gesinnung allein beruht der Wert des Menschen. Diesen Grundgedanken wendet er dann, wieder wie in den früheren Gruppen, in den beiden folgenden Gedichten praktisch an, indem er dem Scaeva und Lollius zeigt, wie die sittliche Würde und die innere Freiheit auch trotz der äußeren Abhängigkeit sich erhalten lassen; beide Episteln bilden ein eng zusammenhängendes Paar.

Die Epistel an den Lollius schließt zugleich deutlich den ganzen Kreis: an ihn hat er in der 2. seine ersten Lehren und Mahnungen gerichtet, ihm giebt er hier die letzten Ratschläge für den Eintritt in die Welt.

Wie die 18. Epistel auf die 2. schon durch den Namen des gleichen Empfängers zurückweist, so ist die Schlußepistel 19 ebenso wie die Einleitung der Sammlung dem Maecenas gewidmet. Auch inhaltlich knüpft die letzte an die erste an: der Überdruß an der lyrischen Dichtung und die Gleichgültigkeit gegen den Beifall des Publikums ist Ausgangs- und Endpunkt der Episteln.

Diese Stimmung wird dann im Epilog (20) noch fortgeführt: illusionslos und resigniert sieht er dem Schicksal seines Werkes entgegen.

VI. Die historische Bedeutung der Episteln des Horaz.

1.

Die Episteln des Horaz setzen eine Gesellschaft voraus, die, von ähnlichen Lebensbedürfnissen erfüllt, den dort aufgeworfenen Fragen und ihrer Lösung verständnisvoll entgegenkam. Vieles vereinigte sich, um den Epikureismus, wie ihn Horaz vertrat, damals für viele zu einem Lebensideal zu machen.

Schon zu Ciceros Zeit hatte die Abkehr vom staatlichen Leben begonnen. Die blutigen Parteikämpfe, die Unsicherheit

des Lebens und des Besitzes hatten manchen abgeschreckt, in der Öffentlichkeit hervorzutreten. Anderen wieder hatte die Ohnmacht, zu der sie sich gegenüber den militärischen Machthabern verurteilt sahen, die Freude am politischen Wirken genommen. Noch stärker und allgemeiner wurde diese Stimmung beim Beginn der Kaiserzeit. Die politischen Leidenschaften hatten sich ausgetobt; nach der letzten blutigen Entscheidung trat eine tiefe Erschlaffung ein, man sehnte sich endlich nach Frieden, Sicherheit, Ruhe. Der Prinzipat mit seiner erdrückenden Macht schloß jede energische, selbständige politische Thätigkeit aus. Die curulischen Würden verloren immer mehr an faktischer Bedeutung. Und der neu sich bildende Stand der kaiserlichen Beamten, dessen entsagende Pflichterfüllung Horaz in seiner zweiten Römerode[43]) in wunderlich geschraubten Wendungen zu dem Ideal stoischer Tugend zu erheben sucht, mochte damals dem Ehrgeiz vieler nicht genügen.

Zugleich mit der Auflösung der staatlichen Ordnung hatte das letzte Jahrhundert der Republik auch die alten Grundlagen der Sittlichkeit tief erschüttert und eine wilde Genußsucht und Erwerbsgier entfesselt. In der Friedenszeit, die der Begründung des neuen Reiches folgte, hatte die Üppigkeit des Lebens rasch zugenommen, da jetzt Handel, Plantagen- und Geldwirtschaft sich ungestört entfalten konnten. Und der leidenschaftliche Drang nach Daseinsgenuß machte sich um so rücksichtsloser geltend, je weniger das politische Leben die Thatkraft absorbierte. Der Luxus wurde jetzt vielfach ins Maß- und Geschmacklose übertrieben, da der Reichtum sich häufig genug in den Händen von Leuten ansammelte, die, weder durch Geburt noch durch Bildung hervorragend, sich durch den Prunk, den sie entfalteten, eine Stellung in der Gesellschaft erringen zu können meinten.

In der Unrast und den leeren Äußerlichkeiten eines solchen Lebens, das keine höheren Zwecke mehr kannte, regte sich bei tieferen Naturen das Verlangen nach einem höheren, innerlichen und dauernden Glück. Man sieht skeptisch auf

die Illusionen hin, denen die Menge nachjagt. Man sehnt sich nach Frieden und Ruhe. Man will genießen, aber man möchte den Aufregungen und Enttäuschungen des Genusses entgehen.

Wie einst aus ähnlichen müden Stimmungen in der sinkenden hellenischen Welt der Epikureismus hervorgegangen war, so suchten und fanden jetzt viele Römer in dieser nüchternsten Philosophie, die kühl und verständig Einsatz und Gewinn beim Spiel des Lebens überschlug, das Heil. Die Dialoge Ciceros zeigen, welche geistige Macht sie bereits in seinen Kreisen geworden war. Freilich waren wohl nur wenige imstande, die Lehre in ihrer Reinheit und Strenge aufzunehmen. Im allgemeinen wird die äußerliche und bequeme Auffassung geherrscht haben, die Cicero bei seiner oberflächlichen und an Mißverständnissen reichen Kritik des Systems zu Grunde legt. Als einer der konsequentesten Vertreter des Epikureismus in jener Zeit kann sein bereits oben erwähnter Freund Attikus gelten. Inmitten der Stürme der Bürgerkriege weiß er sich mit großer Klugheit von dem Parteigetriebe völlig fern zu halten; von den Reichtümern, die er sich mit kühlem Geschäftssinn erworben, macht er einen verständigen Gebrauch; er selbst lebt still und unauffällig dahin, und das mangelnde Interesse für die Gesamtheit ersetzt er durch die hilfsbereite Teilnahme an dem Wohl der Freunde. Wie er das Leben ruhig auszukosten verstanden hat, so besitzt er auch den Mut, gelassen von ihm zu scheiden, als es ihm zur Qual wird. Das Charakterbild dieses Mannes hatte bald nach der Begründung des Prinzipats durch die Schlacht bei Aktium sein Freund Cornelius Nepos in einer sorgfältig komponierten Skizze zum Ideal des praktischen Weisen ausgestaltet.

Aber so verbreitet auch die Epikureischen Gedanken waren, noch fehlte es an einer Darstellung der Lehre, die ihren innersten Gehalt dem Interesse und dem Verständnis weiterer Kreise erschloß. Die älteren Epikureischen Traktate in lateinischer

Sprache forderten Ciceros Spott durch die Schwerfälligkeit und Unklarheit ihrer Sprache heraus. Und wenn Lucretius in seinem Lehrgedicht „Vom Wesen der Dinge" in die trostlosen metaphysischen Voraussetzungen des Systems sich vertiefte, rücksichtslos gegen die überkommenen religiösen Vorstellungen kämpfte und mit finsterem Ernst das Menschengeschlecht in seiner Gottverlassenheit schilderte, so mußten dadurch die meisten Leser mehr abgestoßen als angezogen werden. Wie wenig populär er war, beweist am besten das völlige Verschweigen seines Namens bei Horaz, obwohl der Einfluß seines Vorgängers auf ihn unverkennbar ist.

Demgegenüber erscheint Horaz in seinen Episteln durchaus als „der Philosoph für die Welt". In anmutigem Plaudertone bot er den Zeitgenossen die praktischen Resultate des Denkens. Überall durchdrangen sich bei ihm Philosophie und Leben. Er zeigte ihnen das Glück nicht bloß als Ideal, sondern als Wirklichkeit; der Weg, auf dem er es errungen, lag klar und bequem vor aller Augen. Er führte nicht wie Lucretius zum Konflikt mit der religiösen Überlieferung — er ging einfach an den herrschenden Vorstellungen von den Göttern und dem Jenseits stillschweigend vorüber. Er nahm vollends der Epikureischen Philosophie alles Schulmäßige durch die Ironie, mit der er das Weltleben auffaßte, die sichere Lebenskunst, mit der er die persönliche Freiheit auch unter dem Zwang der äußeren Verhältnisse zu behaupten und durchzuführen wußte. Indem er vor allem auf die Selbstgenügsamkeit als den Kern der Lehre hinwies, steigerte er das Gefühl der eigenen Persönlichkeit. Sein Lebensstandpunkt bedingte zwar Mäßigung und Entsagung, aber er legte keine schweren Pflichten auf; er verlangte keine Selbstverleugnung für andere, sondern lief im wesentlichen auf einen veredelten Egoismus hinaus. Andererseits waren in dieser Popularisierung des Epikureismus auch die idealistischen Elemente dieser Philosophie, besonders die Diätetik der Leidenschaften, so stark betont und zugleich so liebenswürdig menschlich entwickelt, daß Horaz

einer Zeit, in der die kräftigeren sittlichen Instinkte erloschen waren und die zögelloseste Sinnlichkeit herrschte, ein Erzieher zur Sittlichkeit sein konnte.

2.

Darauf beruht auch die ethische Bedeutung des Horaz für spätere Zeiten. Besonders im achtzehnten Jahrhundert wurde seine Lebensphilosophie noch einmal eine sittliche Macht. Auch damals hatte der Absolutismus die politischen Interessen fast völlig zurückgedrängt, und das Nationalgefühl lebte nur noch matt in der Litteratur fort. Die englische und französische Aufklärung hatte die religiösen Vorstellungen erschüttert und das sittliche Gemeingefühl geschwächt. Ein oberflächlicher Eudämonismus beherrschte die Ethik. Nachdem man früher unter dem Bann der Renaissancepoesie vor allem die Oden des Horaz als die höchste Form der Lyrik bewundert und nachgeahmt hatte, pries man jetzt die heitere Selbstgenügsamkeit der Episteln als die beste Lebensweisheit. Von Hagedorn an, der „mit Horaz, seinem Freund, seinem Lehrer, seinem Begleiter aufs Land geht“ [44]), bis herab auf Wieland, der die Episteln im Geschmack der Zeit umdichtet, zieht sich diese Wiederbelebung des Horazischen Epikureismus. Sie hat es bewirkt, daß diese Lebensanschauung „ein sehr bestimmender Grundzug für die Charakterbildung des achtzehnten Jahrhunderts wurde .... daß für unsere Großväter ein Vers aus Horaz war, was für die Rechtgläubigen ein Spruch aus der Bibel und für den frei gebildeten Menschen eine der tiefen Lebensmaximen Goethes und Schillers ist“ [45]).

Freilich, die schweren Lebenskämpfe, unter denen Horaz zu seiner Weltauffassung gelangte, waren jenen Männern fremd geblieben. Man dachte nicht an die tief schmerzlichen Erfahrungen, die ernste Resignation, die sie voraussetzt. Man sah in seiner Lehre im wesentlichen die leicht und glücklich gereifte Frucht eines harmonischen Lebens, die jedem in den

Schoß fallen könne. In dieser Weise losgelöst von ihrer Wurzel wirkt diese Glücksphilosophie auf uns matt, süßlich und fade.

Vor dem strengen Ernst der Kantschen Pflichtenlehre verstummte der heitere und weichliche Eudämonismus des achtzehnten Jahrhunderts. Und Goethe, der die vollkommenste Entwicklung der Individualität als Ziel hinstellte und in seiner eigenen Persönlichkeit vorbildlich zeigte, hat wohl auch, wie einst Horaz, in einem bewegten Weltleben die Notwendigkeit der Entsagung und Beschränkung gelernt, aber zugleich den Mut zu rastlosem Streben und Kämpfen gefunden und im Wirken das Höchste im Leben erkannt.

Was können da uns heute noch, was können vor allem der Jugend die Episteln des Horaz bedeuten?

Ihr Hauptreiz liegt für uns darin, daß hier eine ausgereifte und fest in sich abgeschlossene Persönlichkeit zu uns spricht. Darauf beruht ja überhaupt die tiefste und nachhaltigste Wirkung, die ein Kunstwerk haben kann; auch wir

gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Es giebt keinen Dichter des Altertums, dessen äußeres und inneres Leben so voll entfaltet vor uns läge, keinen auch, der so stark sein eigenstes Wesen durchzubilden, allen Widersprüchen des Lebens gegenüber die innere Einheit zu retten und so sich auszuleben gewußt hätte, wie Horaz.

Aber so scharf begrenzt in ihrer historischen und individuellen Bedingtheit seine Persönlichkeit uns heute erscheint: es liegt doch zugleich etwas Typisches in ihr. Die Grundelemente, aus denen sein Charakter sich bildete, sind echt menschliche. Seine Lebenserfahrungen und Lebensstimmungen — wir alle müssen sie einmal durchmachen, mag nun der eine tiefer, der andere oberflächlicher davon berührt werden. Und wenn seine Gesamtauffassung des Lebens in ihrer Einseitigkeit auch nicht die vorherrschende sein soll, vorübergehend ergreift

sie uns doch. Bei aller Freude am Schaffen und Wirken und bei allem Pflichtbewußtsein überkommen uns Momente der Sehnsucht nach kampfloser Ruhe und stillem Genießen. Es will uns dann bedünken, als ob in der Beschränkung und Einfachheit der Verhältnisse, in der „am wenigsten der Wille erregt wird“ und „das Leben dahin fließt wie ein Bach ohne Wellen und Strudel“, das Glück wohne[46]). Es ist der idyllische Zug, der in den mannigfachsten Formen die Entwicklung des Einzelnen wie der Völker begleitet. Und wenn auch die Idylle selbst, die den Zusammenhang mit dem Leben verliert und in eine erträumte Idealwelt sich flüchtet, heute, wo wir mit offenerem Auge die Wirklichkeit umfassen, veraltet ist, die nüchterne Klarheit und männliche Festigkeit, mit der Horaz mitten im realen Leben sich seine Welt aufbaut, wird auch dem verhärteten Realisten verständlich bleiben.

Aus dem Gesagten ergiebt sich zugleich, welche sittliche Bedeutung die Lektüre eines im Grunde so unjugendlichen Dichters für die Jugend haben kann. Wenn es das höchste Ziel der Erziehung ist, zu der Bildung einer Persönlichkeit den Grund zu legen, so wird dies am wirksamsten dadurch erreicht werden, daß schon die heranwachsende Jugend in Persönlichkeiten sich versenken lerne, deren Gehalt geeignet ist, den eigenen zu erweitern und zu vertiefen. Goethe sagt zwar, es bilde

Einzig das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte,

aber indem die Jugend mit einer solchen Persönlichkeit fühlt und denkt, die Welt mit ihren Augen betrachtet, erschließt sich ihr auch ein Stück Leben. Befruchtend wirken natürlich am meisten die Schriftsteller, die am stärksten persönliches Leben, sei es in den Gestalten, die sie schaffen, sei es in der Selbstdarstellung entfalten.

Man meine nicht, daß hier nur solche Persönlichkeiten in Betracht kämen, die ein unmittelbares Vorbild werden können. Wertvoll für die Charakterbildung ist jeder Schriftsteller, vor allem jeder Dichter, in dem eine der allgemeinen Lebens-

auffassungen, die zu allen Zeiten wiederkehren, gleichsam Gestalt gewonnen hat, so daß sie uns bei ihm „in ihrem Wesen deutlich durchgeprobt“ erscheint. Früher oder später — heute meist früh genug — tritt die Frage nach dem Wert des Lebens auch an den jugendlichen Geist heran. Ihr abstraktes Durchdenken hat nur geringen Wert; erst wenn der Schüler ihre Entstehung und Lösung im Rahmen eines Menschenlebens angeschaut hat, hat er sie innerlich begriffen.

Fernhalten wird man der Jugend nur alles das, was nicht bloß wesentlich negativ ist, sondern auch die Form einer ätzenden und zersetzenden Kritik annimmt. Horaz enthält zwar unzweifelhaft viel Negatives, aber nirgends kommt es doch bei ihm zu einem Bruch mit dem Leben, nirgends regt sich die Freude an der Verneinung des Bestehenden. Auch da, wo er die Ideale des praktischen Lebens in Epikureischem Geiste umzuwerten versucht, bleibt er stets mild, ruhig, versöhnlich.

Selbstverständliche Voraussetzung ist endlich, daß es schon dem jugendlichen Verständnis möglich sei, in den Kern des geistigen Lebens eines Schriftstellers einzudringen. Wenn es überhaupt ein für die Jugendbildung nicht genug zu betonender Vorzug der antiken Litteratur vor der modernen ist, daß sie in einfacheren Lebensverhältnissen wurzelt, in sich geschlossenere Persönlichkeiten zeigt und die Fragen, die uns noch heute beschäftigen, gleichsam im Keime vorgebildet hat, so kommt in den Episteln des Horaz dazu noch die unvergleichliche Klarheit, mit der er hier seine Lebensauffassung in festen Zügen gezeichnet hat.

Episteln (6—9) zu einer zweiten Gruppe zusammen. An die Spitze tritt wieder eine große didaktische Epistel: die Richtigkeit des Nil admirari wird umständlich, direkt und indirekt, ernsthaft ja feierlich und ironisch bewiesen. Die folgenden Episteln führen dann dies Thema ganz konkret aus. Sie zeigen, wie der Dichter selbst im Verkehr mit den Großen die volle äußere und innere Freiheit sich wahrt, wie er auch die schwierigsten Verhältnisse zu beherrschen versteht — die Lebensweisheit wird hier zugleich zur vollendeten Weltklugheit. Auch der ironische Ton, der der größeren Hälfte der 6. Epistel ihre eigentümliche Färbung giebt, zieht sich durch die folgenden drei Episteln, in denen der Dichter überlegen mit den Menschen und den gesellschaftlichen Formen spielt, hindurch. Wenn dieser Ton in der 7. und 9. dem Maecenas und dem kaiserlichen Prinzen gegenüber leiser und vorsichtiger anklingt, so wird er derb, ja fast grob in der 8. dem Celsus gegenüber angeschlagen. Insofern unterbricht dieser letztere Brief erfrischend die etwas diplomatische Art der Nachbarbriefe. Sonst ist er — der überhaupt unter den übrigen Briefen ziemlich isoliert steht — inhaltlich nur locker und äußerlich an dieser Stelle eingefügt: die Hauptabsicht des Horaz war offenbar, zu dem scherzenden Empfehlungsbrief (9) den spöttischen Gratulationsbrief als Pendant zu stellen. Anderseits mag man auch einen gewissen Zusammenhang mit dem Inhalt des vorhergehenden Briefes darin finden, daß Horaz, der in dem 7. die hypochondrische Furcht vor dem Krankwerden, um sein Ausbleiben vor Maecenas zu entschuldigen, anführte, hier sich geradezu als das Bild eines hypochondrischen Kranken vorführt.

Die dritte Gruppe umfaßt die sechs Episteln 10—15. Wieder leitet eine etwas abstrakte Epistel in den neuen Gedankenkreis ein: das Leben in der Natur wird in der 10. als die sicherste Grundlage des wahren Glückes gepriesen. Dieser Gedanke wird in den beiden folgenden kürzeren Episteln an den Bullatius und Iccius dahin ergänzt, daß schließlich doch an jedem Orte und in jeder Lage der Weise das Glück finden

könne. Die 14. Epistel an den Villicus nimmt das Thema der 10. in derberer Weise wieder auf; daneben aber soll sie zugleich ein komisches Pendant zu der 13. bilden: der Sklav, der das armselige Landgut des Horaz bewirtschaftet und sich trotz seiner relativen Selbständigkeit nicht wohl fühlt, ist das vergröberte, auf die niedrigsten Verhältnisse reduzierte Abbild des mißvergnügten Prokurators, der die weiten und üppigen Latifundien eines der mächtigsten Männer der Zeit unter sich hat. Wenn dann weiter die 15. Epistel mit beabsichtigter Komik den Dichter im Widerspruch mit seiner eigenen, soeben mit Selbstbewußtsein verkündeten Weisheit zeigt, so führt sie anderseits doch auch in ganz ähnlicher Weise, wie Epistel 11 und 12 zu Epistel 10 traten, nur unvermittelter, den Gedanken ergänzend und erweiternd fort: der entsagende Weise, der in der Einfachheit des Landlebens sich am wohlsten fühlt, vermag doch auch mit frischem Behagen in eine andere Lebensweise sich zu schicken und die Erholungszeit am Meere mit Bedacht auszukosten.

Ohne inneren Zusammenhang ist vor die 14. die Epistel an den Vinnius Asina eingeschoben, ja sie unterbricht sogar etwas störend, vielleicht aber doch auch mit guter Absicht, die Beziehungen dieses Schreibens an den Sklaven zu dem an den Prokurator des Agrippa: sie wären sonst gar zu handgreiflich. Daß Horaz gerade jene Epistel hier einfügte, geschah wohl unzweifelhaft im Hinblick auf die Ähnlichkeit der Einkleidung. Wie in der 14. an seinen Villicus, so wendet sich Horaz in der 13. an seinen Tabellarius; in beiden Briefen ist der Empfänger natürlich fingiert, beiden aber giebt diese Fiktion einen gleichmäßigen Ton: der Schreiber läßt sich humoristisch im Ausdruck zu der niedrigen Stellung und geringen Bildung der angeblichen Empfänger herab.

Auch an der Spitze der letzten Gruppe (Ep. 16—18) steht ein längeres Lehrgedicht. Mit starken Anklängen an stoische Abstraktionen entwickelt Horaz den Begriff des wahren Ehrenmannes: die äußere Respektabilität bedeutet nichts, auf

der Gesinnung allein beruht der Wert des Menschen. Diesen Grundgedanken wendet er dann, wieder wie in den früheren Gruppen, in den beiden folgenden Gedichten praktisch an, indem er dem Scaeva und Lollius zeigt, wie die sittliche Würde und die innere Freiheit auch trotz der äußeren Abhängigkeit sich erhalten lassen; beide Episteln bilden ein eng zusammenhängendes Paar.

Die Epistel an den Lollius schließt zugleich deutlich den ganzen Kreis: an ihn hat er in der 2. seine ersten Lehren und Mahnungen gerichtet, ihm giebt er hier die letzten Ratschläge für den Eintritt in die Welt.

Wie die 18. Epistel auf die 2. schon durch den Namen des gleichen Empfängers zurückweist, so ist die Schlußepistel 19 ebenso wie die Einleitung der Sammlung dem Maecenas gewidmet. Auch inhaltlich knüpft die letzte an die erste an: der Überdruß an der lyrischen Dichtung und die Gleichgültigkeit gegen den Beifall des Publikums ist Ausgangs- und Endpunkt der Episteln.

Diese Stimmung wird dann im Epilog (20) noch fortgeführt: illusionslos und resigniert sieht er dem Schicksal seines Werkes entgegen.

VI. Die historische Bedeutung der Episteln des Horaz.

1.

Die Episteln des Horaz setzen eine Gesellschaft voraus, die, von ähnlichen Lebensbedürfnissen erfüllt, den dort aufgeworfenen Fragen und ihrer Lösung verständnisvoll entgegenkam. Vieles vereinigte sich, um den Epikureismus, wie ihn Horaz vertrat, damals für viele zu einem Lebensideal zu machen.

Schon zu Ciceros Zeit hatte die Abkehr vom staatlichen Leben begonnen. Die blutigen Parteikämpfe, die Unsicherheit

des Lebens und des Besitzes hatten manchen abgeschreckt, in der Öffentlichkeit hervorzutreten. Anderen wieder hatte die Ohnmacht, zu der sie sich gegenüber den militärischen Machthabern verurteilt sahen, die Freude am politischen Wirken genommen. Noch stärker und allgemeiner wurde diese Stimmung beim Beginn der Kaiserzeit. Die politischen Leidenschaften hatten sich ausgetobt; nach der letzten blutigen Entscheidung trat eine tiefe Erschlaffung ein, man sehnte sich endlich nach Frieden, Sicherheit, Ruhe. Der Prinzipat mit seiner erdrückenden Macht schloß jede energische, selbständige politische Thätigkeit aus. Die curulischen Würden verloren immer mehr an faktischer Bedeutung. Und der neu sich bildende Stand der kaiserlichen Beamten, dessen entsagende Pflichterfüllung Horaz in seiner zweiten Römerode[48]) in wunderlich geschraubten Wendungen zu dem Ideal stoischer Tugend zu erheben sucht, mochte damals dem Ehrgeiz vieler nicht genügen.

Zugleich mit der Auflösung der staatlichen Ordnung hatte das letzte Jahrhundert der Republik auch die alten Grundlagen der Sittlichkeit tief erschüttert und eine wilde Genußsucht und Erwerbsgier entfesselt. In der Friedenszeit, die der Begründung des neuen Reiches folgte, hatte die Üppigkeit des Lebens rasch zugenommen, da jetzt Handel, Plantagen- und Geldwirtschaft sich ungestört entfalten konnten. Und der leidenschaftliche Drang nach Daseinsgenuß machte sich um so rücksichtsloser geltend, je weniger das politische Leben die Thatkraft absorbierte. Der Luxus wurde jetzt vielfach ins Maß- und Geschmacklose übertrieben, da der Reichtum sich häufig genug in den Händen von Leuten ansammelte, die, weder durch Geburt noch durch Bildung hervorragend, sich durch den Prunk, den sie entfalteten, eine Stellung in der Gesellschaft erringen zu können meinten.

In der Unrast und den leeren Äußerlichkeiten eines solchen Lebens, das keine höheren Zwecke mehr kannte, regte sich bei tieferen Naturen das Verlangen nach einem höheren, innerlichen und dauernden Glück. Man sieht skeptisch auf

die Illusionen hin, denen die Menge nachjagt. Man sehnt sich nach Frieden und Ruhe. Man will genießen, aber man möchte den Aufregungen und Enttäuschungen des Genusses entgehen.

Wie einst aus ähnlichen müden Stimmungen in der sinkenden hellenischen Welt der Epikureismus hervorgegangen war, so suchten und fanden jetzt viele Römer in dieser nüchternsten Philosophie, die kühl und verständig Einsatz und Gewinn beim Spiel des Lebens überschlug, das Heil. Die Dialoge Ciceros zeigen, welche geistige Macht sie bereits in seinen Kreisen geworden war. Freilich waren wohl nur wenige imstande, die Lehre in ihrer Reinheit und Strenge aufzunehmen. Im allgemeinen wird die äußerliche und bequeme Auffassung geherrscht haben, die Cicero bei seiner oberflächlichen und an Mißverständnissen reichen Kritik des Systems zu Grunde legt. Als einer der konsequentesten Vertreter des Epikureismus in jener Zeit kann sein bereits oben erwähnter Freund Attikus gelten. Inmitten der Stürme der Bürgerkriege weiß er sich mit großer Klugheit von dem Parteigetriebe völlig fern zu halten; von den Reichtümern, die er sich mit kühlem Geschäftssinn erworben, macht er einen verständigen Gebrauch; er selbst lebt still und unauffällig dahin, und das mangelnde Interesse für die Gesamtheit ersetzt er durch die hilfsbereite Teilnahme an dem Wohl der Freunde. Wie er das Leben ruhig auszukosten verstanden hat, so besitzt er auch den Mut, gelassen von ihm zu scheiden, als es ihm zur Qual wird. Das Charakterbild dieses Mannes hatte bald nach der Begründung des Prinzipats durch die Schlacht bei Aktium sein Freund Cornelius Nepos in einer sorgfältig komponierten Skizze zum Ideal des praktischen Weisen ausgestaltet.

Aber so verbreitet auch die Epikureischen Gedanken waren, noch fehlte es an einer Darstellung der Lehre, die ihren innersten Gehalt dem Interesse und dem Verständnis weiterer Kreise erschloß. Die älteren Epikureischen Traktate in lateinischer

Sprache forderten Ciceros Spott durch die Schwerfälligkeit und Unklarheit ihrer Sprache heraus. Und wenn Lucretius in seinem Lehrgedicht „Vom Wesen der Dinge" in die trostlosen metaphysischen Voraussetzungen des Systems sich vertiefte, rücksichtslos gegen die überkommenen religiösen Vorstellungen kämpfte und mit finsterem Ernst das Menschengeschlecht in seiner Gottverlassenheit schilderte, so mußten dadurch die meisten Leser mehr abgestoßen als angezogen werden. Wie wenig populär er war, beweist am besten das völlige Verschweigen seines Namens bei Horaz, obwohl der Einfluß seines Vorgängers auf ihn unverkennbar ist.

Demgegenüber erscheint Horaz in seinen Episteln durchaus als „der Philosoph für die Welt". In anmutigem Plaudertone bot er den Zeitgenossen die praktischen Resultate des Denkens. Überall durchdrangen sich bei ihm Philosophie und Leben. Er zeigte ihnen das Glück nicht bloß als Ideal, sondern als Wirklichkeit; der Weg, auf dem er es errungen, lag klar und bequem vor aller Augen. Er führte nicht wie Lucretius zum Konflikt mit der religiösen Überlieferung — er ging einfach an den herrschenden Vorstellungen von den Göttern und dem Jenseits stillschweigend vorüber. Er nahm vollends der Epikureischen Philosophie alles Schulmäßige durch die Ironie, mit der er das Weltleben auffaßte, die sichere Lebenskunst, mit der er die persönliche Freiheit auch unter dem Zwang der äußeren Verhältnisse zu behaupten und durchzuführen wußte. Indem er vor allem auf die Selbstgenügsamkeit als den Kern der Lehre hinwies, steigerte er das Gefühl der eigenen Persönlichkeit. Sein Lebensstandpunkt bedingte zwar Mäßigung und Entsagung, aber er legte keine schweren Pflichten auf; er verlangte keine Selbstverleugnung für andere, sondern lief im wesentlichen auf einen veredelten Egoismus hinaus. Andererseits waren in dieser Popularisierung des Epikureismus auch die idealistischen Elemente dieser Philosophie, besonders die Diätetik der Leidenschaften, so stark betont und zugleich so liebenswürdig menschlich entwickelt, daß Horaz

einer Zeit, in der die kräftigeren sittlichen Instinkte erloschen waren und die zügelloseste Sinnlichkeit herrschte, ein Erzieher zur Sittlichkeit sein konnte.

2.

Darauf beruht auch die ethische Bedeutung des Horaz für spätere Zeiten. Besonders im achtzehnten Jahrhundert wurde seine Lebensphilosophie noch einmal eine sittliche Macht. Auch damals hatte der Absolutismus die politischen Interessen fast völlig zurückgedrängt, und das Nationalgefühl lebte nur noch matt in der Litteratur fort. Die englische und französische Aufklärung hatte die religiösen Vorstellungen erschüttert und das sittliche Gemeingefühl geschwächt. Ein oberflächlicher Eudämonismus beherrschte die Ethik. Nachdem man früher unter dem Bann der Renaissancepoesie vor allem die Oden des Horaz als die höchste Form der Lyrik bewundert und nachgeahmt hatte, pries man jetzt die heitere Selbstgenügsamkeit der Episteln als die beste Lebensweisheit. Von Hagedorn an, der „mit Horaz, seinem Freund, seinem Lehrer, seinem Begleiter aufs Land geht“[44]), bis herab auf Wieland, der die Episteln im Geschmack der Zeit umdichtet, zieht sich diese Wiederbelebung des Horazischen Epikureismus. Sie hat es bewirkt, daß diese Lebensanschauung „ein sehr bestimmender Grundzug für die Charakterbildung des achtzehnten Jahrhunderts wurde .... daß für unsere Großväter ein Vers aus Horaz war, was für die Rechtgläubigen ein Spruch aus der Bibel und für den frei gebildeten Menschen eine der tiefen Lebensmaximen Goethes und Schillers ist“[45]).

Freilich, die schweren Lebenskämpfe, unter denen Horaz zu seiner Weltauffassung gelangte, waren jenen Männern fremd geblieben. Man dachte nicht an die tief schmerzlichen Erfahrungen, die ernste Resignation, die sie voraussetzt. Man sah in seiner Lehre im wesentlichen die leicht und glücklich gereifte Frucht eines harmonischen Lebens, die jedem in den

Schoß fallen könne. In dieser Weise losgelöst von ihrer Wurzel wirkt diese Glücksphilosophie auf uns matt, süßlich und fade.

Vor dem strengen Ernst der Kantschen Pflichtenlehre verstummte der heitere und weichliche Eudämonismus des achtzehnten Jahrhunderts. Und Goethe, der die vollkommenste Entwicklung der Individualität als Ziel hinstellte und in seiner eigenen Persönlichkeit vorbildlich zeigte, hat wohl auch, wie einst Horaz, in einem bewegten Weltleben die Notwendigkeit der Entsagung und Beschränkung gelernt, aber zugleich den Mut zu rastlosem Streben und Kämpfen gefunden und im Wirken das Höchste im Leben erkannt.

Was können da uns heute noch, was können vor allem der Jugend die Episteln des Horaz bedeuten?

Ihr Hauptreiz liegt für uns darin, daß hier eine ausgereifte und fest in sich abgeschlossene Persönlichkeit zu uns spricht. Darauf beruht ja überhaupt die tiefste und nachhaltigste Wirkung, die ein Kunstwerk haben kann; auch wir

gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.

Es giebt keinen Dichter des Altertums, dessen äußeres und inneres Leben so voll entfaltet vor uns läge, keinen auch, der so stark sein eigenstes Wesen durchzubilden, allen Widersprüchen des Lebens gegenüber die innere Einheit zu retten und so sich auszuleben gewußt hätte, wie Horaz.

Aber so scharf begrenzt in ihrer historischen und individuellen Bedingtheit seine Persönlichkeit uns heute erscheint: es liegt doch zugleich etwas Typisches in ihr. Die Grundelemente, aus denen sein Charakter sich bildete, sind echt menschliche. Seine Lebenserfahrungen und Lebensstimmungen — wir alle müssen sie einmal durchmachen, mag nun der eine tiefer, der andere oberflächlicher davon berührt werden. Und wenn seine Gesamtauffassung des Lebens in ihrer Einseitigkeit auch nicht die vorherrschende sein soll, vorübergehend ergreift

sie uns doch. Bei aller Freude am Schaffen und Wirken und bei allem Pflichtbewußtsein überkommen uns Momente der Sehnsucht nach kampfloser Ruhe und stillem Genießen. Es will uns dann bedünken, als ob in der Beschränkung und Einfachheit der Verhältnisse, in der „am wenigsten der Wille erregt wird“ und „das Leben dahin fließt wie ein Bach ohne Wellen und Strudel“, das Glück wohne[46]). Es ist der idyllische Zug, der in den mannigfachsten Formen die Entwicklung des Einzelnen wie der Völker begleitet. Und wenn auch die Idylle selbst, die den Zusammenhang mit dem Leben verliert und in eine erträumte Idealwelt sich flüchtet, heute, wo wir mit offenerem Auge die Wirklichkeit umfassen, veraltet ist, die nüchterne Klarheit und männliche Festigkeit, mit der Horaz mitten im realen Leben sich seine Welt aufbaut, wird auch dem verhärteten Realisten verständlich bleiben.

Aus dem Gesagten ergiebt sich zugleich, welche sittliche Bedeutung die Lektüre eines im Grunde so unjugendlichen Dichters für die Jugend haben kann. Wenn es das höchste Ziel der Erziehung ist, zu der Bildung einer Persönlichkeit den Grund zu legen, so wird dies am wirksamsten dadurch erreicht werden, daß schon die heranwachsende Jugend in Persönlichkeiten sich versenken lerne, deren Gehalt geeignet ist, den eigenen zu erweitern und zu vertiefen. Goethe sagt zwar, es bilde

Einzig das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte,

aber indem die Jugend mit einer solchen Persönlichkeit fühlt und denkt, die Welt mit ihren Augen betrachtet, erschließt sich ihr auch ein Stück Leben. Befruchtend wirken natürlich am meisten die Schriftsteller, die am stärksten persönliches Leben, sei es in den Gestalten, die sie schaffen, sei es in der Selbstdarstellung entfalten.

Man meine nicht, daß hier nur solche Persönlichkeiten in Betracht kämen, die ein unmittelbares Vorbild werden können. Wertvoll für die Charakterbildung ist jeder Schriftsteller, vor allem jeder Dichter, in dem eine der allgemeinen Lebens-

auffassungen, die zu allen Zeiten wiederkehren, gleichsam Gestalt gewonnen hat, so daß sie uns bei ihm „in ihrem Wesen deutlich durchgeprobt" erscheint. Früher oder später — heute meist früh genug — tritt die Frage nach dem Wert des Lebens auch an den jugendlichen Geist heran. Ihr abstraktes Durchdenken hat nur geringen Wert; erst wenn der Schüler ihre Entstehung und Lösung im Rahmen eines Menschenlebens angeschaut hat, hat er sie innerlich begriffen.

Fernhalten wird man der Jugend nur alles das, was nicht bloß wesentlich negativ ist, sondern auch die Form einer ätzenden und zersetzenden Kritik annimmt. Horaz enthält zwar unzweifelhaft viel Negatives, aber nirgends kommt es doch bei ihm zu einem Bruch mit dem Leben, nirgends regt sich die Freude an der Verneinung des Bestehenden. Auch da, wo er die Ideale des praktischen Lebens in Epikureischem Geiste umzuwerten versucht, bleibt er stets mild, ruhig, versöhnlich.

Selbstverständliche Voraussetzung ist endlich, daß es schon dem jugendlichen Verständnis möglich sei, in den Kern des geistigen Lebens eines Schriftstellers einzudringen. Wenn es überhaupt ein für die Jugendbildung nicht genug zu betonender Vorzug der antiken Litteratur vor der modernen ist, daß sie in einfacheren Lebensverhältnissen wurzelt, in sich geschlossenere Persönlichkeiten zeigt und die Fragen, die uns noch heute beschäftigen, gleichsam im Keime vorgebildet hat, so kommt in den Episteln des Horaz dazu noch die unvergleichliche Klarheit, mit der er hier seine Lebensauffassung in festen Zügen gezeichnet hat.

---

sie uns doch. Bei aller Freude am Schaffen und Wirken und bei allem Pflichtbewußtsein überkommen uns Momente der Sehnsucht nach kampfloser Ruhe und stillem Genießen. Es will uns dann bedünken, als ob in der Beschränkung und Einfachheit der Verhältnisse, in der „am wenigsten der Wille erregt wird“ und „das Leben dahin fließt wie ein Bach ohne Wellen und Strudel“, das Glück wohne[46]). Es ist der idyllische Zug, der in den mannigfachsten Formen die Entwicklung des Einzelnen wie der Völker begleitet. Und wenn auch die Idylle selbst, die den Zusammenhang mit dem Leben verliert und in eine erträumte Idealwelt sich flüchtet, heute, wo wir mit offenerem Auge die Wirklichkeit umfassen, veraltet ist, die nüchterne Klarheit und männliche Festigkeit, mit der Horaz mitten im realen Leben sich seine Welt aufbaut, wird auch dem verhärteten Realisten verständlich bleiben.

Aus dem Gesagten ergiebt sich zugleich, welche sittliche Bedeutung die Lektüre eines im Grunde so unjugendlichen Dichters für die Jugend haben kann. Wenn es das höchste Ziel der Erziehung ist, zu der Bildung einer Persönlichkeit den Grund zu legen, so wird dies am wirksamsten dadurch erreicht werden, daß schon die heranwachsende Jugend in Persönlichkeiten sich versenken lerne, deren Gehalt geeignet ist, den eigenen zu erweitern und zu vertiefen. Goethe sagt zwar, es bilde

Einzig das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte,

aber indem die Jugend mit einer solchen Persönlichkeit fühlt und denkt, die Welt mit ihren Augen betrachtet, erschließt sich ihr auch ein Stück Leben. Befruchtend wirken natürlich am meisten die Schriftsteller, die am stärksten persönliches Leben, sei es in den Gestalten, die sie schaffen, sei es in der Selbstdarstellung entfalten.

Man meine nicht, daß hier nur solche Persönlichkeiten in Betracht kämen, die ein unmittelbares Vorbild werden können. Wertvoll für die Charakterbildung ist jeder Schriftsteller, vor allem jeder Dichter, in dem eine der allgemeinen Lebens-

auffassungen, die zu allen Zeiten wiederkehren, gleichsam Gestalt gewonnen hat, so daß sie uns bei ihm „in ihrem Wesen deutlich durchgeprobt" erscheint. Früher oder später — heute meist früh genug — tritt die Frage nach dem Wert des Lebens auch an den jugendlichen Geist heran. Ihr abstraktes Durchdenken hat nur geringen Wert; erst wenn der Schüler ihre Entstehung und Lösung im Rahmen eines Menschenlebens angeschaut hat, hat er sie innerlich begriffen.

Fernhalten wird man der Jugend nur alles das, was nicht bloß wesentlich negativ ist, sondern auch die Form einer ätzenden und zersetzenden Kritik annimmt. Horaz enthält zwar unzweifelhaft viel Negatives, aber nirgends kommt es doch bei ihm zu einem Bruch mit dem Leben, nirgends regt sich die Freude an der Verneinung des Bestehenden. Auch da, wo er die Ideale des praktischen Lebens in Epikureischem Geiste umzuwerten versucht, bleibt er stets mild, ruhig, versöhnlich.

Selbstverständliche Voraussetzung ist endlich, daß es schon dem jugendlichen Verständnis möglich sei, in den Kern des geistigen Lebens eines Schriftstellers einzudringen. Wenn es überhaupt ein für die Jugendbildung nicht genug zu betonender Vorzug der antiken Litteratur vor der modernen ist, daß sie in einfacheren Lebensverhältnissen wurzelt, in sich geschlossenere Persönlichkeiten zeigt und die Fragen, die uns noch heute beschäftigen, gleichsam im Keime vorgebildet hat, so kommt in den Episteln des Horaz dazu noch die unvergleichliche Klarheit, mit der er hier seine Lebensauffassung in festen Zügen gezeichnet hat.

---

sie uns doch. Bei aller Freude am Schaffen und Wirken und bei allem Pflichtbewußtsein überkommen uns Momente der Sehnsucht nach kampfloser Ruhe und stillem Genießen. Es will uns dann bedünken, als ob in der Beschränkung und Einfachheit der Verhältnisse, in der „am wenigsten der Wille erregt wird“ und „das Leben dahin fließt wie ein Bach ohne Wellen und Strudel“, das Glück wohne[46]). Es ist der idyllische Zug, der in den mannigfachsten Formen die Entwicklung des Einzelnen wie der Völker begleitet. Und wenn auch die Idylle selbst, die den Zusammenhang mit dem Leben verliert und in eine erträumte Idealwelt sich flüchtet, heute, wo wir mit offenerem Auge die Wirklichkeit umfassen, veraltet ist, die nüchterne Klarheit und männliche Festigkeit, mit der Horaz mitten im realen Leben sich seine Welt aufbaut, wird auch dem verhärteten Realisten verständlich bleiben.

Aus dem Gesagten ergiebt sich zugleich, welche sittliche Bedeutung die Lektüre eines im Grunde so unjugendlichen Dichters für die Jugend haben kann. Wenn es das höchste Ziel der Erziehung ist, zu der Bildung einer Persönlichkeit den Grund zu legen, so wird dies am wirksamsten dadurch erreicht werden, daß schon die heranwachsende Jugend in Persönlichkeiten sich versenken lerne, deren Gehalt geeignet ist, den eigenen zu erweitern und zu vertiefen. Goethe sagt zwar, es bilde

Einzig das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte,

aber indem die Jugend mit einer solchen Persönlichkeit fühlt und denkt, die Welt mit ihren Augen betrachtet, erschließt sich ihr auch ein Stück Leben. Befruchtend wirken natürlich am meisten die Schriftsteller, die am stärksten persönliches Leben, sei es in den Gestalten, die sie schaffen, sei es in der Selbstdarstellung entfalten.

Man meine nicht, daß hier nur solche Persönlichkeiten in Betracht kämen, die ein unmittelbares Vorbild werden können. Wertvoll für die Charakterbildung ist jeder Schriftsteller, vor allem jeder Dichter, in dem eine der allgemeinen Lebens-

auffassungen, die zu allen Zeiten wiederkehren, gleichsam Gestalt gewonnen hat, so daß sie uns bei ihm „in ihrem Wesen deutlich durchgeprobt" erscheint. Früher oder später — heute meist früh genug — tritt die Frage nach dem Wert des Lebens auch an den jugendlichen Geist heran. Ihr abstraktes Durchdenken hat nur geringen Wert; erst wenn der Schüler ihre Entstehung und Lösung im Rahmen eines Menschenlebens angeschaut hat, hat er sie innerlich begriffen.

Fernhalten wird man der Jugend nur alles das, was nicht bloß wesentlich negativ ist, sondern auch die Form einer ätzenden und zersetzenden Kritik annimmt. Horaz enthält zwar unzweifelhaft viel Negatives, aber nirgends kommt es doch bei ihm zu einem Bruch mit dem Leben, nirgends regt sich die Freude an der Verneinung des Bestehenden. Auch da, wo er die Ideale des praktischen Lebens in Epikureischem Geiste umzuwerten versucht, bleibt er stets mild, ruhig, versöhnlich.

Selbstverständliche Voraussetzung ist endlich, daß es schon dem jugendlichen Verständnis möglich sei, in den Kern des geistigen Lebens eines Schriftstellers einzudringen. Wenn es überhaupt ein für die Jugendbildung nicht genug zu betonender Vorzug der antiken Litteratur vor der modernen ist, daß sie in einfacheren Lebensverhältnissen wurzelt, in sich geschlossenere Persönlichkeiten zeigt und die Fragen, die uns noch heute beschäftigen, gleichsam im Keime vorgebildet hat, so kommt in den Episteln des Horaz dazu noch die unvergleichliche Klarheit, mit der er hier seine Lebensauffassung in festen Zügen gezeichnet hat.

Erstes Buch.

Erste Epistel.

I. Vor Maecenas, dem Manne, auf den er bei seinem Schaffen vor allen blickt, erklärt und rechtfertigt Horaz seinen Entschluß, der lyrischen Dichtung zu entsagen. (V. 1—9)

Er giebt seinem Überdruß am Dichten den herbsten Ausdruck, wenn er sich mit einem alten Gladiator vergleicht, der nach erlangter Freiheit wieder in die Arena zurückkehren soll. (V. 1—4) Zwei Gründe sind es, die diese Empfindung in ihm hervorrufen:

1. Das peinigende Gefühl der Abhängigkeit von der launenhaften Gunst des Publikums[1]) malt er aus in einer Art Fortsetzung des vorigen Bildes: ihm kommt ein bekannter Gladiator in den Sinn, der froh war, sich aufs Land zurückziehen zu können, um nicht immer wieder die Gnade der Zuschauer vor den Schranken anrufen zu müssen. (V. 4—6)

2. Um so drückender wird dies Gefühl für ihn, als er im Bewußtsein des Alterns ein Ermatten und Erlahmen seiner Dichterkraft fürchten muß. Er greift hier zu einem neuen, aber verwandten Bilde: er kommt sich wie ein altes Kampfroß vor, das mit keuchenden Weichen die Rennbahn durchmessen soll. (V. 7—9)

Mag man von diesem Bekenntnis auch manches als humoristische Übertreibung abziehen, unverkennbar ist doch das Gefühl tiefster Bitterkeit und Müdigkeit.

II. Dem nichtigen Spiel stellt er die Bedeutung der neuen Aufgabe gegenüber, die er sich gewählt hat: der Erkenntnis des Wahren und Rechten. (V. 10—42)

1. Eingehend schildert er zunächst die Art seines Philosophierens. Offen gesteht er den dilettantischen Charakter desselben ein (V. 13—27):

a) Er will nur Eklektiker sein. Um seine Systemlosigkeit so grell als möglich darzustellen, nennt er als die Extreme, zwischen denen er schwanke, die stoische und die cyrenaische Schule. (V. 13—19)

b) Bei aller Hingebung an diese Studien sieht er sich doch oft in ihnen gestört und gehemmt. Daher bleibt ihm nur übrig, die folgenden Elemente der Philosophie für den eignen Gebrauch anzuwenden. (V. 20—27)

2. Damit geht er über zu der praktischen Wirkung, die er trotzdem von seinem Philosophieren erhofft. Wie man bei physischen Leiden zu Heilmitteln greift, auch wenn man nicht erwarten kann, die volle Kraft der Glieder dadurch wieder zu erlangen, so sucht er in der Philosophie Heilung der Leidenschaften. (V. 28—42)

a) Und in fast wunderbarer Weise übt sie diese Wirkung, bei Habgier, Ehrgeiz, Neid, Zorn und den sinnlichen Lüsten. Wenn Euripides die Amme der Phädra (Hippol. 479) von Zaubermitteln und Beschwörungen sprechen läßt, die „das innre Toben stillen" — hier sind sie zu finden, falls wir uns ihrer Weisheit nur willig hingeben. (V. 33—40)

b) Der Anfang der Weisheit (das Mittel) aber ist die Erkenntnis der thörichten Verblendung, die Befreiung von den Illusionen, mit denen uns jene Leidenschaften umstricken. (V. 41, 42)

III. Von dieser allgemeinen Wirkung der Philosophie wendet Horaz sich jetzt zu einer speziellen: sie lehrt uns die äußeren Güter verachten. Von der Apatheia wendet er sich zur Autarkeia. Der ganze Abschnitt entwickelt sich in einer Reihe von Antithesen. (V. 42—94)

1. Er beginnt damit, daß er in einem Enthymema die Mühen und Gefahren, die mit dem Ringen nach Ehre und namentlich nach Reichtum verbunden sind, dem mühelos zu gewinnenden Glück gegenüberstellt, das uns die Philosophie bietet, indem sie uns von den Leidenschaften befreit. Denselben Gedanken führt Horaz dann noch einmal im Bild aus: Das unruhige Jagen nach äußeren Gütern scheint ihm vergleichbar dem mühsamen und elenden Gewerbe eines herumziehenden Athleten; dagegen das Glück, das die Philosophie verheißt, dem kampflos erlangten Kranz in Olympia. Wem kann da die Wahl zweifelhaft sein? So faßt denn der Dichter das Ergebnis dieses Teils in die Sentenz zusammen: Wie das Gold höher steht, als das Silber, so die Tugend höher als das Gold. (V. 43—52)

2. Diese scharfe Antithese bildet zugleich den Übergang zu einer Art von Autoritätsbeweis. Er mißt die Vertreter beider Lebensanschauungen, der gewöhnlichen, die in den äußeren Gütern das Höchste sieht, und der immateriellen gegen einander ab. (V. 53—64)

a) Die erstere hat für sich die Autorität der allgemeinen Überzeugung. Sie hallt uns entgegen vom Geldmarkte, sie beten nach Jünglinge wie Greise; sie wird gewissermaßen offiziell anerkannt durch die Gesetzgebung, die ohne Rücksicht auf den moralischen Wert den Ehrensitz im Theater an einen bestimmten Census knüpft. (V. 53—59)

b) Dieser Autorität der Volksstimme gegenüber beruft sich Horaz überraschend genug auf — die Autorität eines Kinderreims. Auch für ihn, wie für Schiller „liegt oft ein tiefer Sinn im kind'schen Spiel;" auch für ihn ist, wie für Rückert, der „Kindernund unbewußter Weisheit froh". Wie letzterer aus dem Schwalbenlied der Dorfjugend die schwermütigen Gedanken des Mannes heraushört, so hat Horaz dem Singsang der römischen Knaben beim Ballspiel „Wer's recht macht, der soll König sein!" eine tiefere Bedeutung untergelegt: jene Worte repräsentieren ihm gleichsam die naive

sittliche Empfindung. Ihre Weihe aber erhält diese Kinderweisheit dadurch, daß den typischen Vertretern der alten strengen Sitte, einem Curius und Camillus, der Vers, den sie einst gedankenlos als Knaben mitgesungen hatten, später zu einer Lebensmaxime wurde. (V. 59—64)

3. Und wie kann man schließlich zweifelhaft sein, für welche von diesen beiden Lebensanschauungen man sich entscheiden soll, wenn man (nach den Mitteln, die in 1. verglichen wurden) nun auch ihr Endziel ins Auge faßt, das Glück, das sie ihren Jüngern verheißen! Um die Illusionen, in denen das materielle Streben das Glück sucht, in ihrer ganzen Nichtigkeit uns zu veranschaulichen, hebt Horaz ironisch als das einzig Reelle an jenem vielbegehrten Ehrensitz im Theater, in dem die offizielle Bedeutung des Geldes am sichtbarsten in die Erscheinung tritt, den zweifelhaften Vorzug hervor, die elenden Rührstücke eines Pupius aus größerer Nähe genießen zu dürfen. Dagegen erhebt uns die Philosophie, indem sie uns von den äußeren Gütern unabhängig macht, sogar über das allmächtige Schicksal. (V. 65—69)

In der Fabel von dem Fuchs, der nicht in die Höhle des kranken Löwen gehen will, faßt Horaz noch einmal abschließend seine Stellung zu der Ansicht des Volkes über das Glück zusammen: wer ihr folgt, der ist verloren. (V. 70—75)

4. Zwanglos knüpft er an diese Fabel zugleich den Übergang zu einer neuen, einer Art immanenter Kritik der Lebensauffassung der Menge. Der Vergleich mit dem Löwen ruft die Erinnerung an eine bekannte Allegorie wach: die Darstellung des Volkes als eines vielköpfigen Tieres. Wie kann man seiner Anschauung folgen, da ihre Befolgung die Menschen sowohl unter einander als mit sich selbst in Widerspruch bringt! (V. 76—93) Freilich hält Horaz diese formallogische Kritik, obwohl er jene Gliederung in V. 81 noch einmal scharf hervorhebt, nicht streng fest: in den Hinweis auf das Widerspruchsvolle in den praktischen Konsequenzen jenes Standpunkts mischt sich zugleich ein Werturteil (wie V. 77 fg.).

a) Die größten Gegensätze zeigen sich zunächst in den Mitteln, die die Menschen zur Erwerbung des Reichtums ergreifen. Neben denen, die das Handwerk öffentlich und gewissermaßen im großen treiben, wie die Steuerpächter, stehen andere, die im Geheimen die verächtlichsten Wege gehen, wie Erbschleicher und Wucherer. — Der Nachdruck fällt offenbar auf das Erniedrigende des Erwerbs, die Verschiedenheit der Mittel an sich beweist eigentlich nichts. Daher ist mit Recht darauf hingewiesen, daß Horaz über die Steuerpächter gedacht haben wird, wie Lucilius, der „nicht aufhören mochte Lucilius zu sein, um asiatischer Steuerpächter zu werden". (V. 76—80)

b) Am erstaunlichsten aber erscheinen ihm die Widersprüche in dem Verhalten des Einzelnen selbst bei dem Genuß seines Besitzes, sei er nun groß (V. 81—90) oder klein (V. 91—93). Auch hier paßt die Ausführung der Bilder, die er giebt, nicht ganz zu dem Rahmen, in den er sie gefügt hat: der Gedanke an das äußerlich Widerspruchsvolle wird überwogen durch die Vorstellung der inneren Disharmonie, des Unstäten, Friedlosen, kurz des Unglücklichen der Existenz.

IV. Der Schluß sucht den Schein doktrinären Selbstbewußtseins, der in dieser Kritik der herrschenden Richtung der Zeit liegt, scherzend zu verwischen. (V. 94—108)

1. Vor allem dadurch, daß der Dichter von dieser Kritik jetzt plötzlich die Anwendung macht auf sich und sein Verhältnis zu Maecenas. Die Epistel nimmt damit am Ende das persönliche Thema des Anfangs wieder auf. (V. 94—105)

a) Wenn Horaz sich selbst mit demselben Maßstab wie die anderen mißt, dann muß er beschämt sich der gleichen Inkonsequenz zeihen, die er an ihnen tadelte. Auch seiner Lebensführung fehlt es noch an innerer Einheit. Indem er diesen Mangel in typischen, ja sprichwörtlichen Zügen (bauen — zerstören — Viereckiges in Rundes verwandeln) ausmalt, macht er aus sich selbst ein komisches Musterbild launenhafter Unbeständigkeit. Das Bedürfnis nach sittlicher Klarheit, das der

erste Hauptteil aussprach, wird so am Schluß aufs neue in scherzender Übertreibung wiederholt.

b) Diese rigorose Selbstanklage ist aber eingerahmt in eine Anklage gegen Maecenas. Horaz benutzt sie, um ihm selbst vorzuwerfen, daß er in dem Fehler des Freundes gar nichts Auffälliges finde. Dieser Hinweis auf die sittliche Indifferenz des Weltmanns nimmt trotz des scherzenden Tones dadurch eine fühlbare persönliche Schärfe an, daß er sie mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit desselben bei allen Verstößen gegen die gesellschaftliche Sitte kontrastiert: derselbe Mann, der kein Auge hat für den Mangel an innerer Harmonie, entdeckt sofort mit kritischem Blick alles Unharmonische in der äußeren Erscheinung. Man sieht: aus der Verteidigung seines neu gewonnenen Lebensstandpunktes gegen die Ansprüche des Freundes, womit die Epistel begann, springt er hier plötzlich zu einem verdeckten Angriff über.

2. Dem Spott, den diese Verwandlung des Dichters heiterer Lieder und lebensfrohen Gesellschafters in den philosophischen Moralprediger erregen könnte, weiß er in den Schlußworten in liebenswürdiger Selbstironie die Spitze abzubrechen. Erst faßt er noch einmal mit vollem Pathos seine neugewonnene Überzeugung von dem absoluten Wert der Weisheit in dem anspruchsvollen Schul-Paradoxon zusammen: „der Weise allein ist reich, frei, im Besitz aller Ehren, schön, ja 'einzig- und allein der wahre König', nur Juppiter steht über ihm, vor allem ist er der einzig Gesunde" — um dann plötzlich durch den Zusatz: „wenn ihn nicht gerade der Schnupfen plagt", auf das derbste daran zu erinnern, wie sehr doch diese ganze geträumte Herrlichkeit an die Bedingungen der armen Menschlichkeit gebunden ist. (V. 106—108)

* *

*

Die Analyse durfte sich gerade bei dieser Epistel der mühsamen und ermüdenden Aufgabe nicht entziehen, die Gliederung bis ins einzelne zu verfolgen. Denn bei keiner ist sie so sorgfältig — bei keiner auch so künstlich.

Horaz hat sich für die Epistel, die als Prolog des ersten Buches dienen sollte, ein Thema gewählt, mit dem die verschiedensten Philosophenschulen gern paradierten: das Verhältnis der Lebensauffassung des Weisen zu der des großen Haufens. Und er hat daraus ein rhetorisches Prunkstück gemacht. Mehr rhetorisch als logisch sind die Mittel seiner Dialektik. Mit Vorliebe greift er zu Analogieschlüssen, sucht mit Gleichnissen, Bildern und Fabeln zu wirken, flüchtet auch wohl zu Konzessionen, die nur einen neuen Angriff einleiten. Dazu kommen affektvolle Fragen, Ausrufe, Apostrophen. Es sind im wesentlichen dieselben Mittel, deren sich Cicero gern in seinen philosophischen Traktaten zur Widerlegung des Gegners bedient. Freilich Horaz handhabt diese Formen mehr wie ein unterhaltendes Spiel, rasch springt er von der einen zur anderen über, und mit munterer Laune führt er sie aus. In den Rahmen dieser forensischen Technik stellt er mit Vorliebe statt der abstrakten Gedanken Bilder aus dem Alltagsleben. Die Behandlung derselben ist allerdings insofern wieder ganz rhetorisch, als er stets durchaus einseitig nur die Züge herausgreift, die den Gedanken illustrieren, und diese dann gelegentlich bis zur komischen Karikatur übertreibt. Am stärksten erzielt er diese Wirkung da, wo er in einer raschen Folge gleichartiger Bilder, die nur durch ein paar rhetorische Fragen unterbrochen wird, die ziellose Jagd des Reichen wie des Armen nach äußerem Glück an uns vorüberführt und dabei gelegentlich mit dramatischer Lebendigkeit auch einige Äußerungen der Unrast aufgreift. — Die unruhige Rhetorik dieser mit grellen Farben malenden, stets unmittelbar auf den Leser einredenden Darstellung empfindet man am deutlichsten, wenn man mit der letzteren Stelle, die inhaltlich ganz ähnliche Schilderung des Lukrez III, 1053—1070, vergleicht. Wenn

Horaz hier seinen Vorgänger überbieten wollte, so hat er seinen Zweck erreicht. Und doch sehnt man sich bald von der witzigen Gedankenspielerei des jüngeren nach dem ruhigen Ernst und der schlichten Lehrhaftigkeit des älteren Dichters zurück.

Wenn auch die moralischen Betrachtungen des Horaz zum großen Teil um philosophische Gemeinplätze sich bewegen, wenn namentlich Stoiker und Epikureer ihren Weisen so ziemlich in gleicher Weise der Menge gegenüberstellten[2]) und in dem Kampf gegen die Leidenschaften und den rohen Materialismus des Besitzens und Genießens zusammentrafen, so liegt doch der Epistel im Ganzen unverkennbar die Anschauung Epikurs zu Grunde. Auch dieser sah ja in den Glücksvorstellungen der Menge Illusionen, von denen der Weise sich befreie. Auch er war überzeugt, daß die wahre Philosophie die Leiden der Seele vertreiben müsse, wie die Kunst des Arztes wertlos sei, wenn sie nicht die Krankheiten des Leibes heile[3]). Auch er bekämpft das Streben nach Reichtum, das uns in äußere und innere Unruhe stürze, und sieht in der Selbstgenügsamkeit[4]) die sicherste Grundlage des Glücks. Und wenn Horaz einmal dem materiellen Streben der Menge die Tugend gegenüberstellt, so ist dieser Begriff in diesem Zusammenhang ein rein negativer, und jeder Epikureer würde ihn sich aneignen können. Auch Epikur kann endlich von seinem Weisen rühmen, daß er zum Kampf mit dem Schicksal gerüstet sei, und daß dasselbe keine Macht über ihn haben könne[5]).

Ja die Abhängigkeit des Horaz von Epikur scheint sich in dieser Epistel nicht bloß auf die Grundgedanken zu beschränken. Ihr Anfang und ihr Schluß erinnert auffallend an den Brief des Epikur an den Menoekeus, in dem er einfach und klar, aber mit ungewöhnlicher Sorgfalt in der Form die *στοιχεῖα τοῦ καλῶς ζῆν* entwickelt[6]). Auch er beginnt mit der Mahnung: „Weder solle der Jüngling zaudern zu philosophieren, noch der Greis darin ermüden, denn für niemand sei es zu früh, für niemand zu spät zur Gesundheit der Seele“ (vergl.

V. 26), und auch er schließt mit dem Preise des Weisen: „Dies und ähnliches bedenke bei dir Tag und Nacht, und du wirst frei sein von aller Unruhe immerdar, ja du wirst leben wie ein Gott unter den Menschen."

Freilich ist Horaz doch zu nüchtern, um diesen pathetischen Schluß Epikurs unparodiert zu lassen. Ihm wird „vor der Gottähnlichkeit" des Weisen schon „bange", wenn er bloß an die Abhängigkeit des Geistes von dem kleinsten körperlichen Leiden, dem Schnupfen, denkt. Es muß dahingestellt bleiben, ob er damit ein altes Schulargument aufgreift — ganz ernsthaft rechnet mit ihm später die stoische Popularphilosophie Epiktets[7]). Wir aber denken heute bei der Schlußpointe der Horazischen Epistel gern an Friedrich Vischers tragikomischen Roman „Auch Einer", dessen Held gerade in Momenten der höchsten Erhebung durch den Ausbruch des Schnupfens zu der gemeinen Wirklichkeit herabgezogen wird.

Nur locker ist mit dem Hauptteil der Epistel die Widmung an den Maecenas verbunden. Wenn Horaz schon etwas unvermittelt aus dem persönlichen Ton der Einleitung zu den philosophisch-rhetorischen Ausführungen über Leidenschaftslosigkeit und Selbstgenügsamkeit übergeht, noch viel überraschender kehrt er am Schluß zu ihm zurück. Das Auffallendste an der Widmung aber ist, daß sich der Dichter in ihr in einen Gegensatz zu seinem Gönner stellt, den die Einleitung noch zurückhaltend, der Schluß nicht ohne Schärfe ausdrückt.

Ein Vergleich mit der Widmung der Oden läßt am deutlichsten die Wandlung erkennen, die sich in dem Verhältnis zwischen Horaz und Maecenas vollzogen hat. Dort hatte er ihn, den Mann aus altem königlichen Geschlecht, als seinen Hort und seinen Ruhm gepriesen. Mehr wie eine selbstverständliche Pflicht, etwas kühl und äußerlich, spricht dagegen der erste Vers der Epistel es aus, daß ihm auch dieses Werk gewidmet sein solle. Und fast formelhaft, mit einer durch

den Gegensatz zum Inhalte des ganzen Abschnittes unverkennbaren Ironie nimmt der Schluß der Epistel den Hinweis auf das Patronat des Maecenas auf, mit dem die Ode so feierlich einsetzte. — Wenn er ferner in dieser von der Anerkennung des Gönners das Endurteil über seinen Anspruch auf den Ruhm eines lyrischen Dichters erwartete, so bekennt er jetzt offen, daß für ihn eine Periode seiner innern Entwicklung und seines litterarischen Schaffens begonnen hat, in der er auf die Zustimmung desselben verzichten muß und verzichten will.

Vor allem aber verrät der Schluß, daß auch das gesellschaftliche Verhältnis des Horaz zu seinem Gönner ein anderes geworden ist. Wie leicht und bequem hatte er sich früher in seine halb vertrauliche, halb abhängige Stellung geschickt! Wie bescheiden und zugleich wie diplomatisch hatte die 6. Satire des 2. Buches den Verkehr mit dem hohen Herrn geschildert, wie hatten dann die Oden die Innigkeit ihrer Beziehungen verklärt! Hier zum erstenmal deutet er auf Verstimmungen hin, die das Benehmen des Maecenas gegen ihn hervorgerufen hat. Was er erwähnt, ist an sich gewiß herzlich unbedeutend — es handelt sich um leise Verstöße gegen die gesellschaftlichen Formen, Nachlässigkeiten in der äußeren Erscheinung, die von jenem nicht unbemerkt und ungerügt geblieben sind. Aber eben daß Horaz solche Vorfälle, die sonst der alltägliche Verkehr, wie er sie hervorbringt, auch rasch wieder verwischt, hier überhaupt der Erwähnunng für wert hält, beweist am besten, daß sie tiefer in ihm gehaftet haben. Und in der That: der Spott über solche kleinen Äußerlichkeiten pflegt oft schärfer zu verwunden als ernster Tadel. Zumal wenn jemand, wie Horaz, auf sein Auftreten sich etwas eingebildet hat — hebt er doch in der 14. Epistel nicht ohne Selbstgefühl hervor, daß er in seinem Weltleben in einer Toga von feinster Wolle und mit wohlfrisiertem Haar erschienen sei! Aber auch ein anderer empfindet oft in solchem Nörgeln und Schulmeistern um Kleinigkeiten am unmittelbarsten das Unliebenswürdige eines Cha-

rakters. Und um so peinlicher wird eine solche Behandlung berühren, je mehr sonst der höher Stehende durch eine gewisse Bequemlichkeit im Verkehr auch die Lässigkeit des anderen herausforderte (Vgl. oben S. 12). Schliesslich: konnte Horaz das ganz Äußerliche und Inhaltlose des Verhältnisses zu Maecenas, wie es sich allmählich entwickelt hatte, schneidender bezeichnen, als wenn er am Schluß gerade diese und nur diese Seite desselben hervorhob?

Wie alle poetischen Briefe trägt auch dieser ein Doppelantlitz: er wendet sich an den Maecenas und zugleich an das Publikum. Man bedenke, daß es sich in ihm um keine vertrauliche Aussprache handelt, sondern daß Horaz diese ganz persönlichen Dinge an die Öffentlichkeit zieht! In diesem Lichte wollte er gleich in dem Widmungsbriefe sein jetziges Verhältnis zu dem Gönner in weiteren Kreisen erscheinen lassen. Man sollte erkennen, daß der Dichter sich von dem mächtigen Manne, um dessen Gunst man ihn beneidet hatte, innerlich und äußerlich zu emancipieren begann.

Zweite Epistel.

I. Den wesentlich formalen rhetorischen Schulübungen, denen der junge Lollius in Rom sich widmet, stellt Horaz seine eigene, behaglichere und gehaltreichere Beschäftigung in der Stille von Praeneste gegenüber: er hat den Homer wieder gelesen und von neuem die Fülle moralischer Weisheit bewundert, die er enthält. Durch die Klarheit und Kraft seiner Lehren über das Ehrenhafte und Nützliche übertrifft er die Meister der stoischen Schule und der Akademie. (V. 1—5) Die Ilias führt uns vorwiegend die Verblendung durch die Leidenschaften und ihre verhängnisvollen Folgen an Paris Liebe und dem Zorn des Achill und Agamemnon vor Augen;

die besonnene Weisheit, die doch die Bethörten nicht zu überzeugen vermag, ist in Antenor und Nestor gezeichnet (V. 6—16). Dagegen stellt die Odyssee in ihrem Helden ein Ideal der Tugend auf, die allen Versuchungen der Leidenschaft ebenso wie allen äußeren Gefahren siegreich wiedersteht; als Gegenbilder dienen die Gefährten des Odysseus, die Phäaken und die Freier. (V. 17—31)

II. Der darin liegenden Mahnung, die Leidenschaften zu bekämpfen, gilt es rasch und entschlossen zu folgen. Mit eindringlicher Rhetorik entwickelt Horaz diese Aufforderung in drei Analogieschlüssen (V. 32—43):

1. Die Energie, mit der ein Räuber mitten in der Nacht zu seinem wilden Gewerbe sich aufmacht, muß uns beschämen (Argumentum e contrario, V. 32. 33).

2. Die schlimmen Folgen, die ein Unterlassen rechtzeitiger Diät für unsere leibliche Gesundheit hat, muß uns auf die Notwendigkeit rechtzeitiger Anwendung der Heilmittel der Seele hinweisen. Auch sind wir bei äußeren Krankheiten gewöhnlich schnell bereit, das Schädliche zu entfernen. (V. 34—39)

3. Die Hoffnung, die Leidenschaft könne von selbst nachlassen, ist ebenso sinnlos, wie das Harren des Bauern auf das Sinken des angeschwollenen Stromes. (V. 40—43)

III. Diesen beiden paränetischen Teilen schließt sich noch ein kürzerer begründender an (V. 44—70):

1 (= I). Nur die Leidenschaftslosigkeit gewährt das Glück. — Man sucht es gewöhnlich zunächst in den äußeren Verhältnissen: in dem Besitz von Geld und Gut und einem wohlgeordneten Hauswesen. Aber wie bei leiblichen Krankheiten ein wirkliches Glücksgefühl aus ihnen nicht erwachsen kann, so muß vor allem auch die Seele gesund, d. h. frei von Leidenschaften sein. Begierde und Furcht zerstören jede Freude am Besitz; die sinnlichen Lüste werden nur mit Leiden erkauft; der Neid ist die größte Marter; dem Zorn folgt die vergebliche Reue. (V. 44—63)

2 (= II). Die Beherrschung der Leidenschaften muß schon

in früher Jugend begonnen werden. In drei Bildern (wie in II in drei Analogieschlüssen) bringt Horaz diesen Gedanken nach drei verschiedenen Seiten zur Anschauung, jedes schließt zugleich eine neue Begründung ein (V. 64—70):

a) der Charakter ist in der Jugend noch nicht verhärtet, daher leicht zu ziehen — wie der biegsame Nacken des jungen Rosses sich lenken läßt;

b) der Kampf gegen die Leidenschaften ist hier noch ein leichtes Spiel, aber an dem Leichteren übt und stählt sich die Widerstandskraft und der Mut für schwerere Aufgaben — so wird der junge Jagdhund für die ernste Jagd dressiert durch den Angriff auf den Hirschbalg;

c) in der Jugend gewonnene Eindrücke haften fester, da das Herz noch rein und empfänglich ist — so behält das neue Thonfaß das Aroma des Weines, mit dem es zuerst gefüllt wird.

IV. Horaz faßt seine Mahnungen zusammen in dem Rate, ohne Rast, aber anderseits ohne Hast vorwärts zu streben, wie er selbst ein ruhig gleichmäßiges Fortschreiten sich zum Gesetz gemacht habe (V. 70, 71).

* *
*

In der 9. Ode des 4. Buches hat Horaz später den Consular M. Lollius gefeiert, der im Jahre 16 im Kampfe mit den Sigambrern eine schwere, fast sprichwörtlich gewordene Niederlage erlitt. Er sucht ihn darin über sein Schicksal zu trösten und zu erheben, indem er ihn auf die Unsterblichkeit, die sein Name in seinem Liede finden werde, und — in ganz stoischer Weise — auf die innere Ehre, die unabhängig sei von äußerer Anerkennung, verweist. Gern giebt man sich der Vermutung hin, der Lollius Maximus, an den diese Epistel gerichtet ist, sei ein Sohn dieses Consularen. Einen festen Anhalt

dafür bietet sie nicht. Ebensowenig wie die persönlichen Verhältnisse werden die Bestrebungen und Anschauungen des Empfängers berührt; nur ganz allgemein wird er durch die flüchtige Erwähnung seiner rhetorischen Schulübungen zu Anfang als ein junger Mann, der seinen Studien lebt und dem praktischen Leben noch fernsteht, charakterisiert. Dem entspricht der Inhalt und der Ton der ganzen Epistel. Wir haben in ihr eine ganz schulmäßige Paränese.

Die Frische, mit der Horaz in der Einleitung die moralisierende Deutung der Homerischen Epen unter dem unmittelbaren Eindruck einer eben voraufgegangenen Lektüre fast wie eine neue Entdeckung vorträgt, darf uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß er hier in Wirklichkeit doch nur einem alten Schulbrauche folgt. Seit den Zeiten der Sophisten und des Sokrates hatte man immer mehr und mehr den Homer als eine Art Handbuch der praktischen Moral zu betrachten sich gewöhnt. Die Stoiker sahen in Herakles und Odysseus Vorbilder des Weisen, und wahrscheinlich in der Augusteischen Zeit hatte Heraklit die allegorische, physische und moralische, Deutung Homers in ein förmliches System gebracht. Der nüchterne Sinn des Horaz kam dieser Auffassung besonders entgegen. Die eigentliche Größe des griechischen Ritterepos blieb ihm verschlossen. An die Heroengestalten legt er auch sonst den beschränkten Maßstab seines gesunden Menschenverstandes. In der Ode an den Agrippa erhält sein Hinweis auf ihre Heldenthaten durch den bald gesucht prosaischen, bald pomphaft übertriebenen Ausdruck einen parodistischen Anstrich. Und in der „Dichtkunst" (V. 120) charakterisiert er den Achill als „schnell, jähzornig, unerbittlich, wild; er erkenne kein Recht als für ihn gültig an, alles solle das Schwert entscheiden". Von diesem rationalistischen Standpunkt aus sieht er auch in unserer Epistel in den epischen Personen nur moralische Beispiele, die Homer zur Nachahmung oder Abschreckung aufgestellt hat.

Die Lehren, die Horaz daran knüpft, tragen einen propädeutischen Charakter. Er führt hier gleichsam erst in den

Vorhof der Lehre ein. Zwar geht er in V. 51 von den beiden Grundrichtungen der Leidenschaft — Furcht und Begierde — aus, aber er bekämpft doch nur ihre Auswüchse: die sinnliche Lust, die Habgier, den Neid, den Zorn. Und als Hauptmittel im Kampfe nennt er hier nicht die Erkenntnis, die Befreiung von den Illusionen (den *κεναὶ δόξαι*), sondern die Erziehung durch frühzeitige Gewöhnung zum Widerstand, solange die Affekte noch nicht zu bleibenden Eigenschaften geworden sind; nicht ohne Absicht sind die Bilder, die er gebraucht, von der Dressur entlehnt[1]).

Diesem Charakter des Inhalts entspricht auch die Form. Überall fühlt man, daß Horaz sich zu dem Standpunkt eines jungen Mannes herabläßt, der in ethische Fragen erst eingeführt werden soll. Er behandelt sie wesentlich dogmatisch und paränetisch. Ohne tiefere Begründung werden die Hauptsätze aufgestellt und in einer Kette von knappen Sentenzen ausgeführt, die sich leicht dem Gedächtnis einprägen — uns heute muten sie wie moralische Gemeinplätze an —, aus keiner Epistel des Horaz sind so viel geflügelte Worte hervorgegangen wie aus dieser! Die daran geknüpften Mahnungen entwickelt er in den Formen einer populären Rhetorik. Er kleidet den Gedanken in Bilder, die durchaus dem gewöhnlichen Leben entnommen sind, und verwendet mit Vorliebe zur Verknüpfung der Gedanken das Enthymema.

So allgemein auch die Ausführungen gehalten sind, der Epikureische Grundzug ist doch unverkennbar. Abkehr von den Leidenschaften, weil dadurch allein das wahre Glück gewonnen werden kann, ohne jedes positive Ideal: das ist die Lebensweisheit, die er hier einem jungen Manne vor seinem Eintritt in das Leben predigt. Und wenn die einzelnen Gedanken auch meist zu wenig eigenartig sind, um das Gepräge einer bestimmten Schule erkennen zu lassen, mitunter stößt man doch auch hier auf Epikureische Spuren. Daß der Mittelpunkt der ganzen Epistel, die Betrachtungen über das Verhältnis des äußeren und inneren Glücks — mitsamt dem charakteristischen Bilde

von dem Gefäße, das zuerst selbst rein sein muß, wenn der Trank nicht verderben soll (V. 54) auf Epikureische Doktrin zurückgeht, beweist der Eingang des 6. Buches des Lukrez. Wie Horaz (V. 51) sieht auch Epikur die Quelle aller Leidenschaften, die uns das Glücksgefühl trüben, in Furcht und Begierde[2]); wie jener V. 55 gebietet auch er, sich des Vergnügens zu enthalten, dem der Schmerz folgt, auch er bezeichnet — wie Horaz V. 62 — den Zorn als Wahnsinn[3]). Ja selbst der Schlußgedanke (V. 70, 71) scheint auf eine Äußerung Epikurs anzuspielen, der seine Schüler in drei Klassen[4]) teilte: die einen trügen in sich selbst den Drang zur Wahrheit und bedürften keiner Unterstützung; die anderen brauchten fremde Hilfe, sie würden nicht gehen, wenn keiner ihnen voranschritte, aber sie folgten der Führung; endlich die dritten müßten zum Rechten gezwungen und gedrängt werden, sie brauchten nicht nur Führung, sondern sogar Unterstützung, ja Zwang. Horaz faßt offenbar für Lollius die erste und letzte Möglichkeit ins Auge, für sich nimmt er bescheiden den zweiten Fall in Anspruch.

Dritte Epistel.

Tiberius, der 21jährige Stiefsohn des Augustus, war im Spätherbst 21 mit einem Heere aufgebrochen, das den Kaiser in seinem Kriege gegen die Parther unterstützen sollte. Ein Gefolge von jungen Römern, die litterarische und poetische Neigungen verfolgten, begleitete ihn. An einen von ihnen, Julius Florus, ist der Brief gerichtet.

I. Als den ersten und wichtigsten Anlaß seines Schreibens stellt Horaz das Interesse an dem Gange des Zuges an die Spitze. Seine Gedanken suchen die Freunde von den Schneefeldern Thraciens bis zu den üppigen Gefilden Asiens. (V. 1—5)

Eine unzweideutige Ironie liegt in den Fragen des Dichters. Selbstverständlich bedurfte es keines Privatbriefes, um die Antwort darauf zu erhalten. Die Ankunft des Hilfsheeres in Asien war sicher in Rom sofort gemeldet worden. Aber sie mag spät genug erfolgt und der ganze Zug langsamer, als es der Erwartung der Hauptstadt entsprach, vor sich gegangen sein. Wenn Horaz mit der Frage beginnt: „An welcher Grenze der Welt wird jetzt eigentlich der Krieg geführt?“ so weiß man zunächst nicht recht, will er bewundernd sagen, der Zug verliere sich in die weiteste Ferne, oder will er nur spöttisch sein Erstaunen darüber ausdrücken, daß man so gar nichts von ihm hört und sieht. Wenn er freilich dann am Schluß den Hellespont und die Fluren und Hügel Asiens als Ziel nennt, dann löst sich die Spannung in eine heitere Enttäuschung auf.

II. Fast unverhüllt zeigt sich der Spott, sobald er zu einzelnen Mitgliedern des Gefolges sich wendet. Auf kriegerische Thaten ist man durch die Einleitung vorbereitet — und das, was bei ihnen zum Fragen Anlaß giebt, sind höchst friedliche litterarische Bestrebungen! Nach dem poetischen Historiographen, der die Kriege und die Friedensschlüsse des Augustus, unter dessen Oberleitung ja der ganze Zug stattfand, im Epos verherrlichen soll, erkundigt er sich zuerst. Noch weiß er keinen, der diese Rolle spielen könnte. Dann greift er zwei typische Gegensätze heraus: wenn Titius den hohen Stil vertritt und sich kühn zu dem Schwunge Pindars oder dem Pathos der Tragödie erhebt, so ist Celsus der mühsam nach fremden Mustern arbeitende Nachahmer, der wie die Dohle mit gestohlenen Federn prunkt. (V. 6—20)

III. Dieser poetischen Impotenz gegenüber hat die Laune des Dichters ihren Gipfel erreicht Einen wesentlich anderen Ton schlägt er an, wenn er nun zu dem Empfänger des Briefes selbst übergeht. Von dem anmaßenden Spiel jener Dilettanten hebt sich das tüchtige Wesen des Florus wirkungsvoll ab. (V. 20—25) Aber so große Hoffnungen auch seine

reichen Talente wecken, wichtiger ist doch, daß er sich frei mache von dem leidenschaftlichen Streben, den Sorgen um Ruhm und Macht, und die wahre Lebensweisheit theoretisch zu ergründen und praktisch zu bethätigen suche. (V. 25—29) Und nun folgt, gleichsam als eine unmittelbare Anwendung dieser Mahnung, die Frage nach seinem Verhältnis zu dem jungen Munatius Plancus, mit dem ihn einst brüderliche Freundschaft verband, bis leidenschaftliche Unbesonnenheit sie trennte. Horaz selbst umfängt beide mit gleicher Liebe und sieht sehnsüchtig dem Tage ihrer Heimkehr entgegen. (V. 30—36)

* *

*

Die Epistel trägt äußerlich ganz das Gepräge eines Gelegenheitsbriefes. Nur das Interesse an dem Ergehen des fernen Freundes und seiner Genossen scheint sie veranlaßt zu haben und ihr ihren Inhalt zu geben. Eingehend erkundigt Horaz sich nach dem Thun und Treiben jedes einzelnen. Wie in einem vertraulichen Schreiben natürlich ist, wird dabei überall auf die persönlichen Verhältnisse angespielt, und mit voller Unmittelbarkeit, bald mit fröhlichem Spott, bald mit herzlichem Zuspruch äußert sich die Teilnahme des Dichters. Wie in einem bequemen freundschaftlichen Gespräch wird alles nur lässig berührt, selbst die ernste Mahnung am Schluß hat nichts Schulmeisterliches, sondern wird gleichsam nur hingeworfen.

Aber man darf auch bei diesem Briefe nicht vergessen, daß er von Horaz — und sogar recht bald — herausgegeben ist. So wird er zu einem offenen Sendschreiben und beansprucht allgemeinere Bedeutung.

Wie scharf in dem scheinbar so zwanglosen Geplauder die Linien der Komposition gezogen sind, habe ich in meiner Analyse des Gedankenganges gezeigt. Und trotz des voraus-

setzungsvollen Charakters der Darstellung, die hier mit bewußter Kunst den intimeren Briefstil kopiert, entwickelt sich aus all den Anspielungen, den beziehungsreichen Fragen und Bemerkungen des Dichters ein zwar nur leicht umrissenes, aber doch anschauliches und lebendiges Bild von den Persönlichkeiten, die den litterarischen Hofstaat des jungen Prinzen bilden, und den Interessen, die sie verfolgen. Es sind maßgebende Vertreter der neuen Generation, die hier dem älteren Dichter gegenübertreten, eine litterarische Jugend, die in naivem Vertrauen auf die eigene Kraft sich an die höchsten Aufgaben wagt oder selbstgefällig durch sklavische Nachahmung der klassischen Muster die eigene Unfruchtbarkeit vor sich und anderen zu verhehlen sucht. So wie Horaz in diesem Briefe seine Stellung nimmt zu „den Jungen", so will er sie auch vom Publikum aufgefaßt sehen. Mit der wohlwollenden Nachsicht und Duldsamkeit des gereiften Mannes sieht er den Übertreibungen der Jugend zu, nur in milder Ironie oder mit behaglichem Spott sie streifend.

Zu diesem zeitlich bedingten und doch schon typischen Gegensatz zwischen „den Alten und den Jungen" tritt noch ein zweiter, allgemeinerer. Dem unruhigen und etwas dilettantischen Treiben dieser jungen Litteraten im Kriegslager stellt er seine Lebensweisheit als das wahre und höhere Ziel entgegen. In diesem Sinne richtet er seine Mahnungen an das am reichsten beanlagte und ihm selbst am nächsten stehende Mitglied des Kreises. Auch hier ist es das Epikureische Ideal, zu dem er hinlenken möchte, die Freiheit von den Leidenschaften, von dem sorgenvollen Streben nach Ruhm und Ehre. Und ganz im Sinne Epikurs ist es ferner, daß er als die erste sittliche Pflicht dem Florus gerade die Pflege der Freundschaft ans Herz legt. So ist es auch nicht eine bloße Briefphrase, sondern steht im inneren Zusammenhang mit dem ganzen Gedankengange, wenn er mit dem Bekenntnis seiner Freundessehnsucht schließt.

Vierte Epistel.

I. Die Einleitung des Briefes zeichnet die Situation, in der sich Horaz den Empfänger, den Elegiendichter Tibull, der ihm besonders durch die unbefangene Würdigung seiner Satiren näher getreten ist, vorstellt. Tibull hat sich in die Einsamkeit seines Landgutes bei Pedum zurückgezogen; dort wird er entweder Dichtungen schaffen, durch die er die seines Vorgängers Cassius weit übertrifft, oder in den frischen Wäldern umherschweifen, in Nachdenken verloren über die wichtigsten Lebensfragen, über Weisheit und Tugend. (V. 1—5)

II. Damit leitet Horaz unmerklich über zu dem eigentlichen Thema seines Briefes, der Anwendung seiner eigenen Glücksphilosophie auf die Verhältnisse des Freundes. Sie ruht auf zwei Grundlagen:

a) Zunächst auf dem Gedanken an die Güter, die uns das Leben geschenkt hat. Und wie reiche Gaben haben doch die Götter dem Freunde beschert! Sie haben ihm außer den eben berührten geistigen Interessen Wohlgestalt und Vermögen und die Fähigkeit, alle diese Gaben auch wirklich zu genießen, verliehen. Und was Tibull auf Grund dieser Mitgift im Leben erlangt hat — könnten selbst die ausschweifendsten Wünsche der Amme Besseres erhoffen? (V. 6—11)

b) Als Heilmittel gegen alle Gemütsbewegungen, durch die er sich den Genuß dieser Güter verkümmern könnte, stellt Horaz den Todesgedanken daneben: das Bewußtsein der Unsicherheit und Flüchtigkeit des Lebens soll sich abklären und vertiefen zu der ruhigen Voraussetzung, daß der heutige Tag der letzte sein könne, dann werden wir jeden neuen Tag als einen unverhofften Gewinn dankbar hinnehmen und auskaufen. (V. 12—14)

III. Als ein Muster solcher Lebensweisheit, als einen echten Epikureer, feist und glatt, stellt er sich selbst dem Freunde vor — mit gutem Humor acceptiert er sogar das Scheltwort,

mit dem die Gegner die Anhänger dieser Philosophie zu bezeichnen pflegten. Drum möge er ihn nur aufsuchen. (V. 15, 16)

* * *

Auch hier haben wir zunächst einen Freundesbrief. Und unser Interesse beruht nicht zum wenigsten auf der feinfühligen Teilnahme, mit der Horaz das Ergehen des Freundes verfolgt und den trüben Sinn desselben aufzuheitern sucht. Wie geschickt versteht er es, seine Absicht durchzuführen!

Wir kennen ja aus den Elegien Tibulls den weichen, träumerischen Sinn des Dichters, sehen daraus, daß er von schwächlicher Gesundheit war, daß er bei aller Leidenschaftlichkeit mit Todesahnungen sich trug[1]), wir wissen auch, daß er schon Ende 19 — ein Jahr nachdem das 1. Buch der Episteln des Horaz erschienen war — etwa 35jährig starb. Nur leise und schonend deutet Horaz auf den Zustand des Einsiedlers hin, wenn er sich ausmalt, wie er in der heilkräftigen Luft der Wälder still dahingeht. Und ganz unauffällig und scheinbar unabsichtlich bemüht er sich, ihn das Leben in seiner Weise anschauen zu lassen. Wenn er ihn dabei hinweist auf all das Gute, das ihm das Leben gebracht hat, dann zählt er auch am Schluß unter anderem die Gesundheit mit auf — denn Tibull ist ja nicht krank! Und gerade ihm gegenüber wird der Gedanke an den Tod sehr glücklich zu einem Lebensmotiv benutzt. Endlich scheut sich Horaz auch nicht, humoristisch die eigene Persönlichkeit preiszugeben, um dem trübsinnigen Freunde ein Lächeln abzulocken.

Aber die Bedeutung der Epistel geht über diesen persönlichen Reiz hinaus. In dem Wesen des Freundes zeichnet er zugleich eine allgemeinere Lebensstimmung, die in die Einsamkeit sich flüchtende, in Todesgedanken sich verlierende Schwermut. Und was er ihm zum Troste entgegenbringt, ist wieder die Weisheit Epikurs[2]). Dieser lehrte, daß wir, um

uns von Kummer zu befreien, den Geist von dem Gedanken an das Übel abkehren und auf die Betrachtung des Glückes hinlenken müßten. So werde der Weise immer dankbar des vergangenen Glückes gedenken und das gegenwärtige dadurch erfassen, daß er sich zum Bewußtsein bringe, wie reich und erfreulich es sei. Auch Epikur rief ferner seinen Jüngern zu, des Todes zu gedenken. Des Morgen sind wir nicht Herr, darum gilt es den Augenblick nicht zu versäumen! Und am frohesten wird der dem Morgen entgegengehen, der eines Morgen nicht bedarf.

Fünfte Epistel.

Horaz lädt den vielbeschäftigten Rechtsanwalt Torquatus, der gerade jetzt in einer cause célèbre, dem Giftmordprozeß des Rhetors Moschus, die Verteidigung zu führen hat, zu einem Mahle am Vorabend von Kaisers Geburtstag (23. September) ein.

I. Es ist ein prunkloses Mahl, das den Freund erwartet. Dem schlichten Tischgerät entspricht die Einfachheit der äußeren Genüsse. Mag man auch in dem „allerlei Gemüse“, zu dem der Dichter ihn einlädt, nur eine gesellschaftliche Redensart sehen, der Wein, den er genau nach Lage und Jahrgang bezeichnet, gehört jedenfalls zu den mittleren Sorten: es ist zwar Falerner, aber Nebenlage — einen vin de grenouille möchte man fast mit Daudet den bei dem „sumpfigen Minturnä“ gewachsenen nennen. (V. 1—7)

II. Wichtiger ist dem Dichter die Stimmung, die das Mahl begleiten soll. (V. 8—20) Er bittet den Gast, ein sorgenfreies Gemüt mitzubringen; ruht doch morgen die drängende Arbeit des Berufs. (V. 7—11) Auch er selbst will der ernsten Gedanken sich entschlagen und wieder jugend-

lich froh nur der Stunde leben. (V. 12—15) Für das Übrige wird der Wein sorgen, der Wunderthäter, der uns in freundliche Illusionen versenkt, das Innere enthüllt, Hoffnung, Mut, Frohsinn weckt, den Dichter begeistert und die Gabe der Rede verleiht, ja über die Not des Lebens uns hinweghebt. (V. 16—20)

III. Aber auch die Einrichtung des Mahles soll die Behaglichkeit fördern. Alles Gerät soll von Sauberkeit blitzen, die Gesellschaft soll sorgfältig ausgewählt sein; nur einen engen Kreis vertraulicher Freunde wird der Gast vorfinden — wen er etwa noch mitbringen möchte, er soll willkommen sein. (V. 21—29)

So soll er kommen und sich nicht noch zuletzt aufhalten lassen! (V. 30, 31)

* * *

Das Thema dieser Epistel hat Horaz auch in den Oden gern behandelt. Wie er dort sorgenbeschwerte Freunde — auch wohl einmal eine von Liebeskummer geplagte Phyllis — auffordert, mit ihm beim Weine die Stunde zu genießen, wie er namentlich seinen Maecenas dem Drang der Geschäfte zu entreißen sucht, so hat er hier einen von Arbeiten überlasteten und überhasteten Juristen zu sich geladen, um die flüchtige Muße mit ihm auszukosten. Charakteristisch für den Brief im Gegensatz zum Liede ist zunächst das Fehlen aller tieferen und allgemeineren Motive, durch die er sonst die rechte Stimmung zum Genuß zu erwecken sucht. Nichts von einem Hinweis auf die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Lebens, die Unsicherheit der Zukunft, den Wert des Augenblicks! Und auch da, wo Horaz die Wirkungen des Weines schildert, ist seine Behandlung wesentlich von der in den Oden verschieden; er zählt sie zwar alle gewissenhaft auf, aber er berührt sie nur kurz, ja fast trocken: er spricht von der Trunkenheit wie ein Nüchterner.

So liegt ein etwas kühler Ton über dem Ganzen. Das Gefühlsmäßige tritt zurück. Statt dessen werden mit einem überraschenden Realismus dem Gaste die Vorbereitungen zum Mahle vorgeführt. Bis ins einzelne ist alles vom Wirte aufs sorgfältigste vorbedacht, damit kein Mißton die Freude störe. Horaz ist trotz seines Vorsatzes zu schwärmen (V. 14, 15) kein jugendlich ausgelassener Zecher mehr, er ist ein Lebenskünstler geworden, der, bei aller Einfachheit, mit einem gewissen Raffinement die Elemente zu einem behaglichen Festabend zusammenstellt. Der Mann, der das Leben gründlich durchgeprobt hat, genießt es jetzt „weise, still, bedächtig"; er kostet sorgsam und mit Bewußtsein die frohen Stunden aus. Man könnte auf ihn die Worte Oktavio Piccolominis anwenden:

Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen runden Tisch, ein Gläschen
Tokaierwein, ein offnes Herz dabei
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb' ich's!

So erwächst aus diesem scheinbar so nüchternen Einladungsbriefe wie dem Geladenen so auch dem Leser ein Vorschmack des stillen Behagens, das Horaz über das Gastmahl verbreiten möchte. Gegenüber den verwandten Oden hat die Stimmung der Epistel etwas Abgeklärtes, Ruhiges und Gesättigtes.

So sehr sie ferner mit ihren ganz persönlichen Beziehungen eine bloße Gelegenheitsdichtung zu sein scheint — auch ihr Inhalt gehört mit hinein in das Lebenssystem des philosophischen Dichters. Man denkt an Kant, der mit derselben kritischen Sorgfalt, mit der er den Problemen des Denkens nachging, auch seine Mittagsgesellschaften vorher durchdachte: „alles war überlegt und bis ins einzelne geregelt, damit sämtliche Umstände zu einander paßten, die Wahl der Speisen, die Zahl und Personen der Gäste, der Inhalt der Tischgespräche, selbst Form und Zeitpunkt der Einladung[1])."

Sechste Epistel.

I. Wie eine These stellt Horaz an die Spitze der Epistel den Satz, daß nur die volle Ruhe des Gemüts, die Freiheit von allen leidenschaftlichen Erregungen, wirkliches Glück verbürge. (V. 1, 2)

1. Nach drei Seiten gilt es, diesen Gleichmut zu bewähren: (V. 3—16)

Zunächst der erhabenen Größe des Weltalls, besonders den Himmelserscheinungen gegenüber, die den Geist des Menschen gewöhnlich mit frommem Schauer erfüllen. Der Philosoph erhebt sich durch die Erkenntnis der hier waltenden Naturgesetze über die dumpf-staunende Furcht der Menge vor geheimnisvollen göttlichen Mächten. (V. 3—5)

Diese Thatsache, daß der Weise selbst hier die geistige Freiheit zu wahren vermag, dient dem Horaz gleich zur Begründung für die zweite Forderung, die alle erfüllen sollten: die volle leidenschaftslose Ruhe dem gegenüber zu bewahren, was auf Erden als groß und begehrenswert gilt; gemessen an der Erhabenheit der Himmelserscheinungen, wie unbedeutend müssen uns die irdischen Güter bedünken, wie unwert, das Ziel leidenschaftlichen Strebens zu bilden! Dazu fügt er noch als Hauptgrund, daß die Leidenschaft, die sie erregen, mag sie nun positiv oder negativ sein, in Lust und Begierde oder in Schmerz und Furcht sich äußern, das Glücksgefühl ausschließt. (V. 5—14)

Endlich drittens: die Forderung leidenschaftsloser Ruhe muß sogar auf das Verhältnis des Menschen zu den sittlichen Idealen ausgedehnt werden. Wer glücklich sein will, der muß auch bei dem Streben nach der Tugend sich vor jedem Übermaß, jedem Fanatismus hüten. Im Grunde bedingt dies schon das Wesen der Tugend: ohne das rechte Maß schlägt sie in ihr Gegenteil um — die Weisheit wird in Thorheit, die Gerechtigkeit in Ungerechtigkeit verkehrt. (V. 15, 16)

2. Die Zuversicht, daß niemand sich dem Ernst und der Wucht dieser Gedanken entziehen könne, drückt Horaz am schlagendsten aus in der ironischen Aufforderung, nun das Umgekehrte zu thun und in leidenschaftlicher Begierde nach Ehre und Reichtum zu streben. (V. 17—23)

An diese Conclusio aber knüpft er sofort noch eine neue ernste Begründung. Aus dem flüchtig aufblitzenden Spott leitet das schwermütige Citat aus dem Todesmonolog des Ajas über zu dem Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen, den Hinweis auf die versunkene Königsherrlichkeit Roms. (V. 24—27)

II. Aus diesem theoretischen Teile würde sich also als praktische Konsequenz ergeben: wenn nur die Leidenschaftslosigkeit der Weg zum rechten d. h. glücklichen Leben sein kann, dann auch ebenso energisch Befreiung von den Leidenschaften zu suchen, wie man Heilmittel sucht gegen körperliche Leiden. (V. 28, 29)

Hier bricht scheinbar Horaz ab, um durchaus unvermittelt auf den entgegengesetzten Standpunkt überzuspringen. In Wahrheit setzt er den Gedankengang ganz konsequent fort. Der praktischen Konsequenz seines Standpunkts stellt er die des entgegengesetzten, der ein positives Gut leidenschaftlich erstrebt, gegenüber. Indem er zunächst sich jeder direkten Kritik enthält, vielmehr ruhig dem Gegner auf seinen Wegen folgt, zeigt er am unmittelbarsten, daß sie in die Irre führen. So giebt er hier eine Art apagogischen Beweises. Mehr im Sinne der Epikureer ist es, zu sagen: dadurch, daß er die Illusionen aufdeckt, die uns bei jedem leidenschaftlichen Verlangen nach einem positiven Glück bethören, befreit er den Geist von ihnen und führt jene Heilung von den Leidenschaften herbei, die er zu Anfang dieses Teils als Ziel hingestellt hatte. (V. 29—66)

Durch diese Tendenz ist der Ton dieser zweiten Hälfte der Epistel bedingt. In scharfem Gegensatz zu der ernsten fast feierlichen Haltung der ersten herrscht hier durchweg die

Ironie. Indem er den entgegengesetzten Standpunkt bis in seine letzten Konsequenzen verfolgt, verwandelt er die Ideale desselben in Karikaturen.

Fünf Wege zum Glück faßt Horaz in dieser Weise ins Auge: die Tugendschwärmerei, das Ringen nach Reichtum und nach politischen Ehren, das Aufgehen in leiblichen Genüssen, endlich die Freuden der Liebe.

1. Nur kurz und trocken berührt er den ersten Punkt, hat er doch über ihn seine Meinung bereits vorher klar genug angedeutet (V. 15—16), und kann er doch diese unschädlichste Einseitigkeit ruhig sich selbst überlassen. Durch die kurze Bemerkung „es gelte hier alle Freuden hinter sich zu lassen“, weist er zum Überfluß noch darauf hin, wie widersinnig es sei, auf diesem Wege das Glück zu erhoffen. (V. 30—31.)

2. Eingehend verweilt er dagegen bei dem Streben nach Reichtum — ist dies doch der Weg zum Glück, den die meisten einschlagen. Seine Ironie liegt hier zunächst darin, daß er die aufreibenden Sorgen des Erwerbs, besonders den unablässigen Kampf mit der Konkurrenz so in den Vordergrund rückt, daß darüber das Ziel fast den Augen entschwindet. Und wenn er (V. 36) endlich von den Mitteln auf den Zweck übergeht, dann erkennt er zwar, einen Gemeinplatz aus Sophokles parodistisch streifend, an, daß der Reichtum die Fülle der Erdengüter verleiht, aber nur, um sofort wieder den Begriff des Reichtums selbst als einen ganz relativen zu verflüchtigen. Wer ist eigentlich reich? Erst wer die Schätze eines Lucullus sein eigen nennen darf, verdient doch in Wahrheit diesen Namen. Nun, und was hat ein Lucullus von seinem Reichtum? Auf seiner höchsten Stufe hebt eigentlich der Begriff des Reichtums sich selbst auf: es schwindet das Bewußtsein des Besitzes und damit das Gefühl des Glücks. „Der arme Reiche“ das ist der Grundgedanke der hier erzählten Anekdote von Lucullus. Wenn daher Horaz, nachdem er eben dies Ideal eines Reichen geschildert hat, ruhig mit der refrainartigen Wendung fortfährt: „Also wenn der Besitz

allein glücklich machen und erhalten kann, so strebe nach ihm früh und spät", so klingt diese Aufforderung wie ein Hohn. (V. 31—48)

3. In derselben Weise behandelt er den politischen Ehrgeiz. Auch hier lenkt er den Blick von dem Ziele ab auf den Weg, der eingeschlagen werden muß. Er zeigt uns den Kandidaten, wie er, vom Nomenclator begleitet, um die Stimmen der Spießbürger wirbt, und weiß durch sein scharf umrissenes Bild das Erbärmliche und Demütigende, das unlöslich mit dem Streben nach der Macht verbunden ist, so handgreiflich zum Bewußtsein zu bringen, daß er sich jedes Wortes der Kritik enthalten kann. (V. 49—55)

4. Direkter äußert er sein Urteil über die, denen leibliche Genüsse das Höchste sind. Das Lächerliche der Jagd nach allerhand Reizmitteln für den Gaumen sucht er sogleich in dem komischen Spiegelbild des Sonntagsjägers Gargilius zu zeigen — die Hauptpointe des Vergleichs soll wohl das leere Renommieren, das dabei doch die Hauptsache ist, treffen. Wenn er dann weiter die raffinierten Mittel berührt, durch die man damals den Appetit zu reizen suchte, das Bad sogleich nach der Tafel (das noch den Abscheu Juvenals erregte), da übermannt ihn die Entrüstung, und er bezeichnet das Ehr- und Schamlose solchen Treibens mit hartem Wort. (V. 56—64)

5. Doch von dieser augenblicklichen Aufwallung des sittlichen Empfindens kehrt er sofort wieder zu dem ruhigen Gleichmut zurück, und mit derselben trockenen Ironie, mit der er die Polemik (V. 30) begann, beschließt er sie: Wer nach Mimnermus' berühmten Wort in der Liebe und heiterer Geselligkeit den ganzen Gehalt des Lebens zu finden meint, der suche es hier! (V. 65, 66)

III. In demselben Tone verabschiedet er sich auch kurz und bündig von dem Empfänger des Briefes und damit von dem Leser: scheinbar bereit, bescheiden besserer Einsicht sich zu

fügen, und doch in Wahrheit fest von der Richtigkeit seiner Weisheit überzeugt. (V. 67, 68)

* * *

Keine Epistel streift so völlig den Charakter des Briefes ab wie diese. Der Name des Empfängers wird im ersten Verse genannt, im übrigen aber nirgends auf ihn Bezug genommen. Seine Person bleibt völlig im Dunkeln, und nur mit Lächeln mag man an den Versuch Wielands denken, seinen Charakter sich auszumalen: er hat, weil alle Ausführungen des zweiten Teils der Epistel auf ihn gemünzt sein sollten, einen wahren Proteus aus ihm gemacht. Ebensowenig knüpft Horaz an seine eigenen Verhältnisse, seine augenblickliche Lage und Stimmung, ja auch nur seine persönlichen Erfahrungen an. Was er giebt ist vielmehr das fertige, völlig in sich abgeschlossene Resultat seines Denkens. Wie ein Bekenntnis, ruhig, aber zugleich klar und bestimmt spricht er es aus. Er drängt es niemandem auf — mögen andere auf ihre Weise das Ziel des Lebens suchen! — aber er ist doch fest überzeugt, daß er den rechten Weg gefunden hat, und blickt mit stiller Überlegenheit auf die Irrwege der übrigen hin.

In das Centrum der Epikureischen Lehre führt uns diese Epistel ein. Ist Glück das selbstverständliche Ziel alles Lebens, so kann das höchste Ziel desselben nur in der Ataraxie, der durch keine Leidenschaften erschütterten Ruhe des Gemütes gefunden werden. „Das ist das Endziel des seligen Lebens", hatte Epikur in seinem Briefe an den Menoekeus geschrieben[1]), „denn das eigentliche Motiv all unseres Thuns ist der Wunsch, weder Schmerz noch Furcht zu empfinden. Wenn uns jener Zustand einmal umfängt, so legt sich aller Sturm der Seele, da der Mensch dann nichts mehr, was ihm fehlte, erstreben oder etwas Anderes suchen kann, wodurch sein körperliches und geistiges Glück völliger würde. Denn nur dann empfinden wir das Bedürfnis nach Lust, wenn wir aus Mangel an Lust

Schmerz fühlen; wenn wir aber keinen Schmerz fühlen, entbehren wir auch der Lust nicht mehr".

Abweichend von seinem sonstigen Verfahren, die Anschauungen des Epikur auf das praktische Leben anzuwenden, versenkt sich Horaz hier in den abstrakten Gedanken und versucht es, ihn theoretisch zu entwickeln. Der ganze erste Teil der Epistel erhält dadurch einen etwas dogmatischen Anstrich, der Ton etwas Feierlich-Lehrhaftes. Nur bei dieser Gelegenheit streift er auch die Epikureische Physik. Wenn er dabei derer gedenkt, die der Einblick in die Naturgesetze furchtlos zum Himmel aufschauen läßt, so mag ihm dabei vielleicht Lukrez vorschweben, der im 5. Buche seines Lehrgedichtes die Bewegungen der Himmelskörper und den Wandel der Zeiten aus rein mechanischen Ursachen herleitet; wirft doch auch Vergil an einer berühmten Stelle der Georgika (II, 490 f.) einen bewundernden Seitenblick auf den Naturphilosophen, ohne ihn zu nennen. — Ferner hat Horaz hier seinen Tugendbegriff scharf von dem der Stoiker abgegrenzt, die Glück und Tugend identifizierten. Nach der Auffassung Epikurs ist auch die Tugend nur ein Mittel zum Glück, hat daher nur bedingten Wert*). Damit kombiniert Horaz, in der Meinung, den Grundgedanken der Ataraxie damit nur konsequent durchzuführen, die Lehre der Peripatetiker, die ja auch die Tugend als das wesentlichste Mittel zur Glückseligkeit ansahen, daß die Tugend stets in dem Einhalten der rechten Mitte, in der Beobachtung des rechten Maßes in Gemütsbewegungen und Handlungen, in dem Vermeiden des Zuviel oder Zuwenig liege.

Wie Horaz in keiner Epistel so wie in dieser die letzten Konsequenzen seiner Lebensanschauung zieht, so macht sich auch in keiner so stark wie hier das Negative derselben fühlbar. Es verrät sich schon im ersten Teile, wo er von einer positiven Bestimmung des Glücks völlig absieht. Er macht nicht einmal den Versuch, jenen Zustand der Seele, in dem alles leidenschaftliche Verlangen ruht, mit der Empfindung zu erfassen. Wo selbst der nüchterne Epikur zu stimmungsvollen

Bildern greift, um den Frieden, den sie dann genießt, auszumalen, spricht Horaz nur den abstrakten Gedanken kurz und trocken aus. Vollends im zweiten Teile, wo er den Glauben an ein äußeres Glück als eine Thorheit zeigen will, geht er ganz in dem Negativen auf. Mit dem Behagen, das aus dem Gefühl geistiger Überlegenheit entspringt, sehen wir ihn die Illusionen aufdecken, die dabei die Menschen leiten und ihnen sowohl die Mühen und die Aufregungen des Weges, wie die Nichtigkeit des Zieles verdecken. Indem er das Leben der anderen an seinem Ideal mißt, sieht er einseitig überall nur die Verblendung der Menschen und die Widersprüche, in die sie ihr Streben verwickelt. Aber anderseits, wenn er so ihr leidenschaftliches Treiben überschaut, da scheint ihn doch unwillkürlich die Ahnung zu überkommen, daß in diesen Illusionen, die so viele über alle Sorgen und Anstrengungen hinwegheben, vielleicht auch ein Glück liege — und so will er sie ruhig gewähren lassen. Daher ist seine ganze Kritik des entgegengesetzten Standpunkts von einer gelassenen Ironie durchzogen, die sich dem Humor nähert. Nur da, wo er von dem Aufgehen in leiblichen Genüssen spricht, verfällt er einen Augenblick in den strafenden Ton des Satirikers.

Wenn auch die Ausführung der Gedanken des zweiten Teiles, die ja zum großen Teile auf speciell römische Verhältnisse Bezug nimmt, dem Horaz angehört, ihr Inhalt fußt, wie schon der enge Zusammenhang mit dem ersten Teile beweist, auf Epikurs Anschauungen. Ja in abstrakter Form waren sie bereits von ihm als Konsequenz im einzelnen gezogen[3]). Auch er hatte „den unersättlichen Lebensdrang und den Wahn, mit der Vermehrung des Reichtums, des Besitzes, des Ruhms auch das Glück überhaupt auf die Dauer mehren zu können", bekämpft. „Der Weise", sagt Cicero in den Tuskulanen nach Epikureischer Quelle „wird unser ehrgeiziges Streben und den ganzen Schwindel dabei verachten, ja die Ehren des Volkes, auch wenn sie ihm ohne sein Zuthun übertragen werden, zurückweisen". „Die Grundsätze der Epikureer werden auch auf

die tägliche Lebensweise angewendet. So wird die Pracht und Verschwendung beim Mahle eingeschränkt, weil die Natur nur mit wenigem zufrieden sei. — Man denke an . . . die ungestörte Gesundheit, welche die Folge dieser Enthaltsamkeit ist, und halte dagegen das Schwitzen und Speien derer, die sich beim Mahle überladen: dann wird man einsehen, daß gerade die, welche dem Vergnügen am heftigsten nachjagen, es am wenigsten erreichen". „Da der Epikureische Weise allen Leidenschaften fern steht, die sonst das Verlangen nach dem Gelde erwecken, um die Mittel zur Befriedigung der Liebe, des Ehrgeizes, des täglichen Aufwandes zu haben, wie sollte er da nach Schätzen sich sehnen oder überhaupt darum sich kümmern?" Und Epikur selbst hatte gesagt: „Infolge des wilden Erwerbslebens häuft sich zwar die Menge des Besitzes, aber das Leben selbst wird unglücklich".

Siebente Epistel.

I. Nur wenige Tage hatte sich Horaz aus Maecenas' Gesellschaft in die Stille des Landlebens zurückziehen wollen — und den ganzen August ist er ausgeblieben! Nackt und kahl, ohne jeden Versuch einer Entschuldigung stellt er die vollendete Thatsache an die Spitze der Epistel, ja er hebt seine Wortbrüchkeit noch geflissentlich in voller Schärfe hervor. Und nicht genug damit: er fordert oder, richtiger, er nimmt sich weiteren Urlaub [1]) auch für die heißen Tage des September, nicht etwa weil er krank ist, sondern nur weil er krank werden könnte! Diese hypochondrische, selbstsüchtige Angst um das eigene Wohl spricht sich mit humoristischer Übertreibung aus und giebt der folgenden Schilderung des großen Sterbens in Rom ihre Färbung; mitleidlos malt er es sich aus, in keinem Worte verrät sich eine Besorgnis um den Freund, der in der Stadt

bleiben muß. Schon die Reihenfolge der Bilder ist charakteristisch. An ihre Spitze stellt er die Schilderung des Leichenzuges; mit wildem Humor faßt er ihn gleichsam als ein Fest für den Leichenbestatter auf, der hier in seinem vollen schauerlichen Gepränge auftreten kann. Dieser feierliche Zug des Todes durch die Straßen Roms dient der folgenden Schilderung der Angst der Lebenden als Folie. Aber mit unverkennbarer Selbstironie spricht Horaz hier von der selbstlosen Angst der Eltern um das Leben der Kinder, während er doch nur um sich bangt — fast als wollte er dem Maecenas dadurch andeuten, daß auch er solch liebevolle Sorge für sich beansprucht! Nun erst, nachdem er in allgemeinen Umrissen, nach ihren äußerlichen und innerlichen Wirkungen die Schreckenszeit geschildert hat, nennt er das, was ihn persönlich mit Furcht erfüllt, die Gefahren für die Gesundheit, die mit der Erfüllung der gesellschaftlichen und geschäftlichen Verpflichtungen in Rom verknüpft sind. Mit ironischem Euphemismus umgeht er hier das Sterben selbst: an den Ausbruch des Fiebers schließt er sogleich das Eröffnen des Testaments. (V. 1—9)

Wie beruhigend wirkt nach diesem Hinblick auf die schlimme Zeit des Herbstes der Ausblick auf die Tage, wo der Winter die Fluren in Schnee hüllen wird! Aber die dadurch erregte Erwartung, daß dann für den Dichter der Augenblick der Rückkehr gekommen sei, täuscht: das folgende quodsi, mit dem der tröstliche Hinweis auf den Winter einsetzt, leitet überraschend, ja verblüffend nur eine neue Absage ein! Auch den ganzen Winter will Horaz der Stadt fern bleiben, will am Meeresgestade in völliger Zurückgezogenheit ruhig seinen Studien leben — erst im Frühling wird er den Maecenas wiedersehen. „Wenn Du erlaubst“, fügt er hinzu. Die höfliche Formel erhält in diesem Zusammenhang einen zweideutigen Ton; halb klingt sie wie Spott — Horaz kümmert sich ja gar nicht um die Einwilligung seines Gönners — halb wie zweifelnde Frage. (V. 10—13)

Ein zunächst leichter Anlaß zur Mißhelligkeit zwischen

Horaz und Maecenas ist so vom Dichter geflissentlich gesteigert; die flüchtige Trennung zu Anfang des August erweitert er eigenwillig zu einer halbjährigen Entfernung. Der vereinzelte Fall wird dadurch zu einem prinzipiellen Konflikt zugespitzt; das ganze Verhältnis zwischen dem Dichter und seinem Gönner soll hierbei ein für alle Mal geregelt werden.

II. Horaz bestimmt das Verhältnis zunächst vom Standpunkt des Wohlthäters aus. Er setzt als zweifellos, ja selbstverständlich voraus, daß das Handeln des Maecenas nur von wahrer thatkräftiger Teilnahme für sein Wohl geleitet gewesen sei. So stellt er das Gegenbild des Calabrischen Bauern, der die für ihn selbst wertlose Gabe dem Gastfreund aufzudrängen sucht, äußerlich so harmlos wie möglich, scheinbar ohne jede Beziehung auf den Gönner hin. Er holt es aus einer Sphäre, die tief unter der des Maecenas liegt, und über dem Behagen, mit dem er die Abschiedsscene zwischen Geber und Empfänger dramatisch ausführt, schwindet vollends jeder Argwohn, daß hier irgend welche Anspielung sich verstecke. — Dem heiter und lebendig ausgemalten Gegenbilde folgt in sententiöser Kürze die Nutzanwendung. In der halb abstrakten, halb sprichwörtlich-konkreten Form der Popularphilosophen wird dem Benehmen des stultus das des vir bonus et sapiens, des Mannes, der den Adel des Herzens mit dem Adel des Geistes verbindet, gegenübergestellt: ein solcher erweist nur Wohlthaten, die für den Empfänger wirklichen Wert haben. (V. 14—24)

III. So hat Horaz ganz allgemein die Pflicht des Wohlthäters halb launig, halb ernst entwickelt. Als ganz persönliches Bekenntnis spricht er seine Auffassung von den Pflichten des Empfängers aus. Er wird sich immer dankbar und der Wohlthat würdig zeigen. Aber die daraus etwa abzuleitende Forderung, daß er nun ganz dem Maecenas leben solle, kann er nicht erfüllen und will er nicht erfüllen. (V. 25—45)

1. Er kann sie nicht erfüllen — sein Alter verbietet es ihm. Horaz kleidet diesen Gedanken humoristisch in einen

irrealen Schlußsatz: Wenn Du wirklich verlangst, daß ich nie von deiner Seite weiche, dann wirst Du wohl auch das Unmögliche fertig bringen, wirst mich wieder jung machen an Leib und Seele, mir mit der einstigen Kraft und Schönheit auch den raschen leidenschaftlichen Sinn wiedergeben, der, ein Spiel des Augenblicks, jäh wechselt zwischen Lust und Leid, der froh ist mit den Fröhlichen und die Liebesschmerzen beim Weine zu vergessen sucht. Es liegt eine verhaltene und dadurch um so ergreifendere Wehmut über dieser Erinnerung an die verschwundene Jugend, vor allem in dem Gedanken an die stets in einer gewissen Verklärung von ihm erblickte erste Geliebte, die gute Cinara. Aber man muß sich doch hüten, das reddes etwa im Sinne der schmerzlichen Sehnsucht des Dichters im Vorspiel des 'Faust' zu fassen:

So gieb mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war — — — —
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe, schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!

Horaz blickt hier, auch wenn eine leise Rührung in seinen Worten zittert, doch im wesentlichen mit der beschaulichen Klarheit des alternden Mannes auf den früheren leidenschaftlichen Lebensdrang zurück, und wenn er hier die Erinnerung an die „holde Jugendeselei" wachruft, so liegt darin zugleich für Maecenas der stille Vorwurf: Du möchtest in mir immer nur den ewigen Jüngling sehen — ich bin ein anderer, nicht bloß älter, sondern auch reifer und ernster geworden; ich kann nicht mehr gedankenlos mit dem Leben spielen. Man sieht: ein Charaktergegensatz, der auf einem Gegensatz der Lebensauffassung ruht, hat sich allmählich zwischen den Freunden entwickelt und wird hier zwar leise, aber verständlich angedeutet. (V. 25—28)

2. So leitet dies schon zum folgenden über: der Dichter will auch nicht ausschließlich der Gesellschaft des Maecenas leben (V. 29—45). Hat er im Vorigen seine Meinung direkt

ausgesprochen, so hüllt er sie hier zunächst in Gleichnisse ein, denen eine kurze Deutung folgt. Er setzt sogleich, äußerlich ganz unvermittelt, mit einer wohl frei erfundenen Variation einer Äsopischen Fabel ein. Was er zu sagen hat, erhält dadurch einen ruhigen, lehrhaften Ton und eine harmlosere, allgemeinere Bedeutung. Wie ist die Fabel zu verstehen? Fuchs und Wiesel verhalten sich ähnlich zu einander wie Stadtmaus und Feldmaus in der 6. Satire des 2. Buches. Der Fuchs ist das Bild der Gier, die, nicht zufrieden mit der gewöhnlichen Nahrung, kühn und schlau, auf leckere und und reichere Beute ausgeht und unbesonnen ins Verderben stürzt. Dagegen vertritt das Wiesel, als das scheuere und schwächere Tier, den schlichten und bescheideneren Rivalen[a]), der in einem kargen Leben sich seine Freiheit wahrt und nun nicht ohne Schadenfreude die Folgen der kurzsichtigen Klugheit des begehrlichen Genossen betrachtet. — Und nun die Moral! Überraschend genug springt aus der harmlosen Kinderfabel plötzlich die entschlossene Antwort auf eine schwere Lebensfrage heraus: der Entschluß, auf alles Wohlleben lieber zu verzichten, als seine Freiheit dafür zu verkaufen! Nirgends so wie hier bricht der bittere Ernst der Situation hervor, nirgends spricht sich so fest und entschieden der Freiheitssinn des Horaz aus. Aufs nachdrücklichste betont er, daß dies keine leeren Worte sind — er gehört nicht zu denen, die im Wohlleben von dem Glück des Armen nur deklamieren, und seine Freiheit und Ruhe ist ihm nicht feil um Araberschätze. Gerade weil Maecenas weiß, wie fern dem Dichter jede Rücksichtslosigkeit sonst liegt, wie verehrungsvoll seine Dankbarkeit sich sonst äußerte, soll er die Tragweite dieses Entschlusses ermessen und überzeugt sein, daß jener nicht so gesprochen hätte, wenn er nicht wirklich bereit wäre, den Worten die That folgen zu lassen. (V. 29—39)

Noch einmal, aber weniger schroff kommt der Dichter auf seinen Standpunkt zurück: nicht mehr das Unerträgliche der Abhängigkeit, sondern nur den Überdruß an dem städtischen Treiben hebt er hervor. Abermals knüpft er

schulmäßig an, wie eben an die Äsopische Fabel, so jetzt an Homer, aus dessen Gedichten man ja damals gern die Beispiele für das Leben sich holte: Wie Telemachos offen die reiche Gabe des Menelaos zurückweist, weil sie für die einfachen Verhältnisse seines kargen Landes nicht paßt, so verzichtet der Dichter, der in dem stillen Tibur oder dem friedlichen Tarent sich heimisch fühlt, gern auf das glanzvolle, aber unruhige Leben in der Kaiserstadt. (V. 40 –45)

IV. Zu diesen beiden Gleichnissen aus der Fabel und dem Epos tritt nun, wie es scheint, als drittes eine Anekdote aus dem wirklichen Leben. Aber schon der Umfang — er nimmt fast die Hälfte des ganzen Gedichtes ein — zeigt, daß dieser Teil selbständige Bedeutung haben muß. In der That faßt die Erzählung von Philippus und Voltejus beide Seiten des Verhältnisses zwischen Maecenas und Horaz abschließend in einem konischen Spiegelbild zusammen.

Mit großer Kunst hat der Dichter in dem ersten Abschnitt der Erzählung (V. 46—71) die Anknüpfung der Beziehungen zwischen dem vornehmen Herrn und dem armen Auktionator entwickelt. Er erhebt nicht bloß alle einzelnen Momente zu lebendiger Anschaulichkeit, sondern weiß auch mit bemerkenswerter psychologischer Feinheit die unklaren Stimmungen, aus denen halb zufällig und unbewußt das Handeln erwächst, anzudeuten. Mit wenigen Strichen wird zunächst die müde Verdrossenheit des in der Nachmittagsglut aus der Gerichtssitzung heimkehrenden Consulars geschildert; etwas wie Neid und zugleich eine gewisse Neugier überkommt ihn da beim Anblick des im Schatten behaglich faullenzenden Proletariers: zum erstenmal eröffnet sich ihm gleichsam der Blick in eine Welt, an der sein Auge bisher achtlos vorübergegangen. Die flüchtige Neugier wird zum lebendigeren Interesse durch die Auskunft, die er erhält. Dieser Mann, der ohne viel Reflexion die Stunde wahrnimmt und sein enges Dasein mit Behagen auslebt, der die Gegensätze des Lebens zu vereinigen, zu eilen und zu weilen, zu erwerben und zu genießen weiß, der nach

sauren Wochen frohe Feste feiert und des Tages Arbeit mit dem Spiel auf dem Marsfelde beschließt — der erscheint ihm als eine Art von praktischem Glückseligkeitsphilosophen. So ladet er ihn, einer flüchtigen Laune folgend, ein. Die Absage des Burschen steigert sein Interesse und reizt zugleich seinen Eigenwillen. Der Weltmann weiß bei einer zweiten Begegnung den plumpen Gesellen durch gesuchte Höflichkeit zu beschämen; die leutselige Form der Annäherung täuscht den Unerfahrenen über die Motive des vornehmen Herrn, verlegen entschuldigt er sich und nimmt die ihm jetzt persönlich in verbindlichster Weise ausgesprochene Einladung an.

Rascher gleitet der zweite Abschnitt der Erzählung an uns vorüber. (V. 72—85) Nur flüchtig wird die Umwandlung des Voltejus aus dem freien und selbständigen Protelarier in den Klienten nnd Bauern angedeutet. Er ist eben der Geschobene und kommt hier wesentlich nur in Betracht als Spielzeug der Launen des vornehmen Herrn. Auf diesen fällt auch in diesem Teile noch das volle Licht der Erzählung. Aus dem flüchtigen Interesse, das er an dem armen Burschen genommen hat, wird bald ein bewußtes Spiel mit einem in sich befriedeten Menschenlos, ein Spiel, das trotz seiner scheinbaren Harmlosigkeit doch nicht frei ist von einer gewissen Grausamkeit. Belustigt hört er die Unterhaltungskünste des ungewandten Gastes an, bis er ihn endlich am Abend, seiner müde, nach Haus schicken muß; belustigt sieht er ihn, angezogen von dem glänzenden Leben, regelmäßig bei der Morgenvisite erscheinen und zum ständigen Tischgast werden, bis er endlich, bei einer Fahrt nach seiner Villa, halb ergötzt, halb gelangweilt von seinem naiven Entzücken über die ungewohnte Frische der Luft und das Grün der Saaten, um neuen Stoff zur Heiterkeit zu haben, dem Armen die Mittel zum Ankauf eines kleinen Gütchens verspricht.

Erst im letzten Abschnitt (V. 86—95) tritt Voltejus selbst in den Vordergrund. Er ist ein anderer geworden. Bald

ist das ruhige Behagen seines früheren Lebens dahin. Sorge auf Sorge stürmt auf ihn ein. Endlich zerreißt er in jähem Entschluß seine Fessel und beschwört in inständig-feierlicher Bitte seinen Patron — dessen kühl überlegener Spott so grell von der leidenschaftlichen Erregung des Betrogenen absticht — ihn wieder in seinen früheren Stand zurückzuversetzen.

Es ist ein stark vergröbertes Abbild, das in dieser Erzählung Horaz von dem Verhältnis zwischen ihm und Maecenas entwirft. Die Ähnlichkeit ist dabei hinreichend verwischt, um der Darstellung jede unmittelbare persönliche Beziehung zu nehmen. Welche Kluft scheint den ungebildeten praeco, der in dem Straßenleben Roms zu Hause ist und in dumpfem Behagen seine Tage verbringt, von dem feingebildeten Dichter zu trennen, der in dem stillen Venusia aufgewachsen, fern von der Stadt in der Einsamkeit seines Sabinergutes sich am wohlsten fühlt, obwohl ihm die höchsten Kreise offen stehen! Und doch — der Vater des Horaz hätte, nach seinem eigenen Geständnis (Sat. I, 6, 86), nichts dabei gefunden, ihn praeco werden zu lassen; der Dichter mochte sich, als Sohn eines Freigelassenen, mitunter etwas als Paria in der vornehmen Gesellschaft fühlen, und gelegentlich mußte er sich von seinem Gönner wegen seines gesellschaftlichen Auftretens zurechtweisen lassen (Epist. I, 1, 94—97. 104). Und klar schält sich aus der dichterischen Hülle der Kern heraus: die Abhängigkeit von der Laune des Gönners, der in seiner Selbstsucht kaum daran denkt, daß er rücksichtslos in die Rechte einer anderen Persönlichkeit eingreift, das Unerträgliche der dadurch geschaffenen Lage und der leidenschaftliche Entschluß, die Kette um jeden Preis zu sprengen.

* * *

Schärfer noch als allen übrigen Episteln ist dieser der Stempel der ganzen Persönlichkeit des Horaz aufgeprägt.

„Unklare Lebensverhältnisse soll man niemand wünschen; sie sind aber für den, der zufällig hineingerät, Prüfsteine des Charakters und des Entschiedensten, was der Mensch vermag“. Dies Wort Goethes bewährt sich hier. Das Patronatsverhältnis zwischen dem Staatsmann und dem Dichter, zwischen dem Abkömmling eines etruskischen Königsgeschlechts und dem Sohne des Freigelassenen hatte allmählich die Formen der Freundschaft angenommen: beide verkehrten in scheinbarer Gleichberechtigung und voller Vertraulichkeit mit einander (Vergl. oben S. 11). Mit fester Hand hat Horaz den Schimmer abgestreift, der ihr Zusammenleben für die Außenwelt umkleidete. Fast unbarmherzig hat er selbst ihm jeden idealen Gehalt abgesprochen. Weder empfindet er in dem Verlangen des Maecenas, ihn bei sich zu sehen, die Sehnsucht des Freundes der den Genossen nicht mehr entbehren kann, noch fühlt er sich länger gebunden durch die Pflicht der Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er in einer schweren Zeit seines Lebens von ihm empfangen. Maecenas selbst entbindet ihn von dieser Pflicht: „Wer so auf eine Wohlthat trotzt, nimmt sie zurück“ (Nathan). Er sieht in seinem Verhalten nur die selbstsüchtige Laune, die keine zartere Rücksicht auf das individuelle Wohl der andern kennt. Man denkt an Goethes Wort (im „Winckelmann“) daß „hinter der Vertraulichkeit der römischen Großen gegen ihre Hausgenossen doch das orientalische Verhältnis des Herrn zum Knechte sich verberge“.

Schon in dieser illusionslosen Auffassung seines Verhältnisses zu dem mächtigen Freunde zeigt sich die Klarheit und Selbständigkeit des Dichters. Sie zeigt sich aber völlig erst darin, daß er mit ruhiger Festigkeit die Konsequenzen zieht und mit der konventionellen Lüge zugleich die gesellschaftlichen Fesseln abstreift: er will volle Anerkennung des Rechtes seiner Persönlichkeit und ist entschlossen, lieber auf alle äußeren Güter zu verzichten, als seine Freiheit zu opfern.

So entschieden er in der Sache auftritt, er ist doch in der Form zugleich der liebenswürdige Dichter und der ge-

wandte Weltmann. Die Waffe, die er führt, ist ebenso biegsam als scharf. Von Anfang an ist er der Überlegene. Er drängt den Maecenas gewissermaßen in die Rolle des uneigennützigen Wohlthäters hinein. So unzweideutig er sein Verhalten für jeden tiefer Blickenden zeichnet, so nimmt er doch zuerst den Schein an, als ob er garnicht recht glauben könne, daß es jenem ernst sei mit den Ansprüchen, die er erhebe; fast wie eine Beleidigung des Freundes weist er die Annahme weit zurück, daß er seiner Wohlthat ihren Wert entziehen könne. So kann er mit ruhiger Zuversicht das Ultimatum stellen. In welche Lage würde Maecenas geraten, wenn er es annähme!

Dazu kommt der spielende Humor des Dichters, der wie im Scherz den schweren Lebenskonflikt behandelt. Wer hört es dem ruhigen Plauderton an, der mit behaglich verweilender Detailmalerei uns den Calabrischen Bauern und den Verkehr des städtischen Proletariers mit dem Konsular vor Augen führt, daß fast die ganze äußere Existenz des Dichters auf dem Spiele steht? Kein Wunder, daß wie bei der in vieler Beziehung verwandten Epistel Goethes zum Geburtstag seines fürstlichen Freundes „Ilmenau“ „über der leuchtenden Schönheit und Kunst des geistreichen Vortrags der bittere Ernst leicht überhört und nicht geschmeckt wird, aus dem das Ganze entsprungen und von dem es eingegeben ist“ [8]).

So verbindet sich in dieser Epistel mit dem Drang nach äußerer Freiheit die volle innere Freiheit. Wenn er sie sonst am liebsten in der Abgeschiedenheit von der Welt sucht, so weiß er sie hier auch mitten im Kampf mit verworrenen Verhältnissen zu behaupten. Diese werden zu einem Prüfstein nicht bloß, wie Goethe sagte, seines Charakters, sondern zugleich seiner ganzen Lebensauffassung. Damit gewinnt das persönliche Erlebnis allgemeine Bedeutung. Das große Thema der Episteln, die leidenschaftslose Klarheit, Gelassenheit und Heiterkeit des Geistes klingt auch hier wieder.

Nichts wäre verkehrter, als — wie so oft geschieht — in

dem Gedichte einen wirklichen Gelegenheitsbrief mit bestimmten praktischen Absichten sehen zu wollen. Es ist eine Gelegenheitsdichtung, aber im Goetheschen Sinn. In dieser Gestalt hat Horaz die Epistel sicherlich nicht aus dem Landaufenthalt in Tibur nach Rom an Maecenas gesandt, um sein Ausbleiben zu rechtfertigen. Die Verstimmung zwischen beiden war natürlich im wesentlichen schon gehoben, als Horaz die Stimmungen, die sie in ihm aufgeregt hatte, in einem poetischen Briefe künstlerisch auszugestalten unternahm. Und die Veröffentlichung geschah unzweifelhaft mit voller Zustimmung des mächtigen Gönners. Nicht die Wirkung auf diesen, sondern die auf das Publikum war dem Dichter das Wesentliche. So wie er mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit das Verhältnis, das so oft Gegenstand der Mißgunst und böswilliger Verkennung gewesen war, sich umschuf, so sollte es nun sich spiegeln in der Anschauung seiner Zeitgenossen, so sollte es als ein vorbildliches fortleben. Die Epistel wurde zu einem Dokument, ebenso ehrenvoll für den Dichter, der das volle Recht der freien Persönlichkeit zu wahren wußte, wie für Maecenas, der dadurch, daß er diese Kritik vor der Öffentlichkeit gestattete, am besten bewies, wie weitherzig er dachte. Man wird wieder erinnert an Goethes „Ilmenau“, von dem Rudolf Hildebrand sagt: „Wo ist denn wieder ein Fürst, der so mit und über sich reden läßt? Wo ein Dichter und Unterthan, der mit seinem Fürsten so zu reden das Herz hat? Es gehörte von beiden Seiten eine Größe der Seele dazu, die zur höchsten Bewunderung reizt“.

Achte Epistel.

Ein Brief an denselben Celsus, den Horaz in der 3. Epistel unter dem Gefolge des Tiberius am spöttischsten behandelt hatte: mit der Dohle, die mit fremden Federn sich schmückt, hatte er ihn verglichen.

I. Die Einleitung ist eine komische Mischung des offiziellen Briefstils mit der im Eingang feierlicher Gedichte üblichen Anrufung der Muse. Die ersten Verse enthalten eine poetische Umschreibung der formellen Adresse mit Gruß und Angabe des vollen Titels. Aber die Muse selbst soll — wie ein Tabellarius — dem Celsus den Gruß überbringen und ihm, falls er als höflicher Mann sich nach dem Befinden des Dichters erkundigt, persönlich die Auskunft erteilen. (V. 1—3)

II. Ihre Mitteilungen sollen dem Empfänger eine Enttäuschung bringen. Horaz hat die Verheißungen, deren er sich vermaß, nicht wahr gemacht: er ist von dem Ideal des „rechten und glücklichen Lebens“ (V. 4) weit entfernt. Er gesteht offen ein, daß die äußeren Verhältnisse daran keine Schuld tragen, daß er weniger am Leibe als am Geiste krank sei, jeden Rat verachte und trotz besserer Einsicht das Schädliche suche, das Nützliche verschmähe. Ja, er der sonst seine geistige Freiheit, die ihn unabhängig von jedem Orte das Glück finden lasse, rühmt, er wechselt jetzt launisch seinen Aufenthalt zwischen Rom und Tibur, um weder hier noch dort sich behaglich zu fühlen. (V. 3—12)

III. Und als ob er dem Celsus eine Probe von seiner unerträglichen Stimmung geben wollte, spickt er den Schluß, wo er sich nach der Klage über sein eigenes Befinden zu der üblichen höflichen Erkundigung nach dem Ergehen des Empfängers bequemt, mit allerhand spitzen Fragen: wie er sein Amt führe — ob Tiberius mit ihm zufrieden sei — wie er sich mit dem übrigen Gefolge stehe. Und den Beschluß macht ein scharfer Hieb: wenn Celsus (wie wohl zu erwarten) mit „Gut“ antworte, dann soll ihm die Muse ihre Freude darüber ausdrücken, aber zugleich ihm eindringlich die Mahnung zuflüstern, in seiner jetzigen hohen Stellung als Privatsekretär des jungen Fürsten hübsch bescheiden und verträglich zu bleiben. (V. 13—17)

* * *

Bei keinem Briefe erhebt sich so wie bei diesem die Frage: Was will der Dichter eigentlich? Der Inhalt ist nicht bloß rein persönlich, er geht völlig auf in der Schilderung augenblicklicher Zustände und Stimmungen. Und wenn man etwa meinen sollte, eben diese Schilderung sei der Zweck des Briefes, so erhebt sich sofort bei dem Gedanken an die Art jener Stimmungen die weitere Frage: weshalb gab der Dichter sie hier der Öffentlichkeit preis? Denn das Momentbild, das wir hier von ihm gewinnen, ist an sich gewiß nicht so beschaffen, daß es festgehalten und verewigt zu werden verdiente.

Der Mann, der sonst stets nach Ruhe und Klarheit strebt und „die Macht des Gemüts seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein" bewährt, er erscheint hier durchaus von ihnen beherrscht, launisch und verdrießlich. Er, der sonst auch im Spott immer liebenswürdig bleibt, zeigt sich hier ärgerlich und bissig: die Wahrheit, die er dem Celsus am Schluß sagt, klingt fast wie eine Grobheit. Er selbst kann „nicht Worte genug der Zunge finden", um die Verkehrtheit seines Lebens auszumalen, und das stärkste Wort ist ihm gerade recht. Mit einem gewissen Ingrimm, in scharfen Antithesen, hält er sich die Widersprüche seines Handelns vor (V. 8 fg.); sarkastisch citiert er sich selbst (V. 6 = Od. III, 1, 29), der einst die durch keine Sorgen um den äußeren Besitz gestörte Gemütsruhe des Weisen gepriesen. Er denkt auch nicht daran, die hypochondrische Verstimmung, die ihn quält, begründen oder gar rechtfertigen zu wollen; er kann sie nur mit einer lähmenden Krankheit vergleichen und sich selbst als einen eigensinnigen Kranken hinstellen.

Überblickt man alle diese Züge, die mit einseitiger Konsequenz ausgewählt, gehäuft und gesteigert sind, so sieht man: sie ergeben zusammen auch ein Idealbild, freilich ein umgekehrtes. Wir erhalten das komische Gegenbild des Weisen. Und daß der Dichter es über sich gewann, sein eigenes Bild so im komischen Zerrspiegel aufzufangen und den anderen damit gewissermaßen als abschreckendes Beispiel vorzuführen, das

beweist am besten die geistige Freiheit, mit der er hier über den dargestellten Mängeln und Fehlern schwebt. Wie man sonst wohl im gewöhnlichen Leben sich trübe und verworrene Stimmungen vom Leibe schreibt, so hat Horaz sich hier von ihnen poetisch befreit, indem er sie sich komisch objektivierte.

Warum er gerade dem Celsus und damit zugleich dem jugendlichen Gefolge des Tiberius gegenüber in dieser Weise sich geben wollte, darüber lassen sich natürlich nur Vermutungen aufstellen. Die Annahme liegt sehr nahe, daß der Brief die Antwort auf ein Schreiben des Celsus sein soll, in dem dieser dem Horaz seine Ernennung zum Privatsekretär des Tiberius angezeigt und sich nach seinem Befinden erkundigt hatte. Die Ausdrücke refer und rogata in V. 2 fänden dann ihre einfachste Erklärung — allerdings lassen sie auch eine andere zu. Wie dem auch sei, jedenfalls hatte Celsus vor kurzem erst seine Stellung erhalten; die Hervorhebung des Titels zu Anfang und die Mahnung am Schluß hätten sonst gar keine Beziehung. Aus der letzteren geht auch hervor, daß Celsus auf sein Glück sich etwas einbildete oder daß Horaz dies bei seinem Charakter vermutete.

Zu diesen Voraussetzungen steht der Brief in einem überraschenden, vom Dichter geflissentlich hervorgekehrten Gegensatz. Statt des frohen Anteils an dem Glück des Celsus eine spöttische Begrüßung am Anfang, zweifelnde Fragen nach seiner Stellung zu Tiberius und dem Gefolge sowie ein nicht zu mißzuverstehender Wink am Schluß, und in der Mitte die lange, mißmutige Klage des Dichters über sein eigenes Leben! Die in ihr liegende Selbstanklage scheint ihm einen Freibrief zu geben, auch dem Celsus die Wahrheit zu sagen. Ärgerlich, gereizt, rauhborstig tritt er ihm und dem ganzen Kreise entgegen. Wenn er in der 3. Epistel fast alle Mitglieder desselben und den Celsus am meisten mit seinem Spott überschüttete und den Weisen gegen sie herauskehrte, so schlägt er hier durch seine komisch übertriebene Selbstkritik jedem Angriff einer spottlustigen Jugend die Waffen aus der Hand.

Neunte Epistel.

Horaz ist von seinem jüngeren Freunde Septimius gebeten, ihm einen Empfehlungsbrief an den Adoptivsohn des Augustus, den späteren Kaiser Tiberius, der (vergl. S. 61) im Herbste 21 mit einem Heere nach Asien gegangen war, mitzugeben; er hofft dadurch Aufnahme in das Gefolge des Prinzen zu finden. Dem Dichter ist damit eine Aufgabe gestellt, die, ohnehin in den meisten Fällen lästig, gegenüber dem mißtrauischen Fürsten und dem Kreise junger, zu Kritik und Spott geneigter Litteraten, die ihn begleiteten, doppelt peinlich war. Wie löst er sie?

I. Horaz macht sie sich zunächst selbst noch schwieriger, ja fast unmöglich, indem er von vornherein ganz offen eingesteht, daß die Voraussetzungen, auf die sich die Bitte und Hoffnung des Septimius stützen, ganz und gar nicht zutreffen. Dessen Meinung von den eigenen Vorzügen, die ihn der Aufnahme in den Kreis der Vertrauten eines so wählerischen Menschenkenners wie Tiberius würdig machen könnten, hat den Horaz kaum weniger überrascht als sein unbegreiflicher Glaube an den Einfluß des Dichters. (V. 1—6)

II. So sieht sich Horaz in das Dilemma versetzt, entweder durch Ablehnen der Bitte den Freund oder durch ihre Erfüllung den Tiberius zu verletzen. Verblüffend wirkt die Art, wie er es löst: die Besorgnis, daß man ihm vorwerfen könnte, seinen Einfluß bei dem Mächtigen nur für sich auszunutzen, also nur der egoistische Gedanke, selbst in ein falsches Licht zu geraten, giebt den Ausschlag, daß er die Pflicht gegen den Freund höher stellt. (V. 7—10)

III. Und nun der überraschende und doch ganz logische Schluß! Daraus, daß trotz aller Bedenken das Drängen des Freundes ihn doch veranlaßt hat, die Scheu zu überwinden, soll Tiberius die Vorzüge desselben ermessen. Daß er ein vir fortis sei, glauben wir nach dem Vorhergehenden gern. Daß er auch

ein vir bonus sei, hinkt zwar etwas nach, aber es ist zugleich das Wort, in dem der ganze Brief nachdrücklich ausklingt. (V. 11—13)

* * *

So wirkt dieser Brief zunächst fast wie die Parodie eines Empfehlungsbriefes. Rücksichtslos wirft Horaz die gesellschaftlichen Rücksichten in einer Angelegenheit ab, die eigentlich ganz auf diese Rücksichten gestellt ist. Er verschmäht die konventionelle Lüge, die sonst die Formen des Verkehrs in einem solchen Falle uns aufzwingen, und sagt mit verblüffender Offenheit gerade heraus, was ein Empfehlungsbrief in den meisten Fällen bedeutet: eine zudringliche Zumutung, die den Schreiber und den Empfänger in gleicher Weise in Verlegenheit setzt. Und wenn er dann weiter mit derselben verblüffenden Offenheit das Motiv eingesteht, das ihn verhindert hat, die Bitte des Freundes, wie es eigentlich die Ehrlichkeit erfordert hätte, einfach abzulehnen: ist es nicht wiederum dasselbe, durch das man allgemein in einem solchen Falle sich bestimmen läßt? Man nimmt ja doch unwillkürlich mehr Rücksicht auf den Anwesenden als auf den Abwesenden; man scheut sich mehr jenem ins Gesicht eine Gefälligkeit zu verweigern, als diesem eine Verlegenheit zu ersparen. Und dabei leitet uns ebenso wie den Horaz nur die Scheu, egoistisch zu erscheinen, die doch selbst nur unbewußter Egoismus ist.

Man mag in dieser Ironie, mit der Horaz hier mit einer gesellschaftlichen Form spielt, den eigentlichen Gehalt des Briefes sehen, durch den er über seinen speciellen Zweck hinaus allgemeinere Bedeutung gewinnt. Bewundernswert ist aber doch auch die Kunst, mit der er jenen speciellen Zweck, gerade indem er ihn zu vereiteln scheint, zu erreichen weiß. Wie geschickt versteht er es im Eingang seine Einflußlosigkeit bei Tiberius dem auf seine Selbständigkeit eifersüchtigen Fürsten gegenüber zu betonen und an dem damals schon Mißtrauischen

die Strenge in der Wahl seiner Freunde zu rühmen! Und diesem Mißtrauen gegenüber war das offene Spiel dieses Briefes zugleich die beste Diplomatie. Doch nicht für Tiberius allein war er geschrieben. Horaz mußte darauf rechnen, daß ihn auch jenes Gefolge lesen würde, das, selbst litterarisch thätig, auf den alternden Dichter nicht ohne selbstbewußte Kritik hinblickte. Der ganze Ton des Briefes stimmt durchaus zu dem der übrigen, die an diesen Kreis gerichtet sind. Horaz scheint gleichsam gewappnet der spottlustigen Jugend gegenüberzutreten, mit überlegener Ironie läßt er sie den Meister fühlen.

Zehnte Epistel.

I. Horaz stellt dem Brief eine scherzhafte Umschreibung der Adresse voran. Aber er benutzt sie zugleich, um den Gegensatz, der ihn von seinem Freunde Aristius Fuscus trennt, an der Spitze des Briefes scharf zu formulieren: statt des Titels, der sonst wohl den Namen des Schreibers und Empfängers begleitet, fügt er hier zwei Epitheta hinzu, in denen beide gewissermaßen als die Wortführer des Stadt- und Landlebens eingeführt werden. Der schroffe Gegensatz wird gemildert, andererseits auch freilich wieder gehoben, durch den Hinweis auf die völlige Gleichheit der Ansichten, die sonst zwischen ihnen besteht, und endlich abgeschlossen in dem freundlichen Bilde der zwei Tauben, von denen die eine im Neste geblieben, die andere sich aufs Land verflogen hat. (V. 1—7)

II. Und als eine freundschaftliche Aussprache leitet Horaz auch die Begründung seines Standpunktes ein mit einem höflichen „Was willst Du?“ (quid quaeris? = que voulez-vous?) Auf dem Lande findet er das wahre Leben und die vollste Freiheit. Diese abstrakte partitio wird sofort wieder heiter

ausgeführt in dem anekdotenhaften Gleichnis von dem ausgerissenen Tempelsklaven, der des Opferkuchens satt nach schlichtem Brote hungert. (V. 8—11)

1. Ausgehend von dem allgemein anerkannten Grundsatz, „daß man der Natur gemäß leben müsse“, findet Horaz auf dem Lande alle äußeren Vorbedingungen zu einem solchen Leben. (V. 12—25) Hier ist am besten für die Gesundheit gesorgt durch heilsame Luft und ruhigen Schlaf. (V. 15—18) Hier erfreuen uns Naturschönheiten (wie das Grün des Rasens und der Fall des Baches), die keine künstliche Nachbildung (Mosaik und Springbrunnen) erreichen kann. Ja der Städter selbst beweist durch die Baumpflanzungen in seinem Impluvium und die Vorliebe für eine weite Aussicht auf das Land, wie unausrottbar in ihm die Sehnsucht nach dieser Naturschönheit wurzelt. (V. 19—25)

2. Aber wichtiger ist doch, daß das naturgemäße Leben allein [d. h. die Beschränkung auf die einfachsten und bescheidensten Bedürfnisse] uns die volle Freiheit und damit das echte Glück verbürgt. (V. 26—41) Sorgfältiger noch als man beim Einkauf des Purpurs die echte Ware von der billigen, gleißenden Nachahmung unterscheiden muß, soll man bei dem Streben nach Glück das Naturgemäße statt des Naturwidrigen, das Wesen statt des Scheins suchen. (V. 26 bis 29)

a) Jeder, der das Glück in äußeren Gütern sucht, wird stets abhängig von der Laune des Schicksals bleiben; wer dagegen mit wenigem zufrieden ist, wird in der armseligen Hütte sich unabhängig wie ein König fühlen. (V. 30—33)

b) Aber auch innerlich wird man allmählich abhängig von dem Besitz — wie das Roß, das einmal den Reiter aufnahm, seine Freiheit verlor —, denn man büßt die Fähigkeit ein, sich mit wenigem zu begnügen. (V. 34—41) Und doch beruht darauf das Glück. Denn ohne diese Kunst verfällt man entweder dem verhängnisvollen Streben nach Reichtum

und Macht, oder man fühlt sich bedrückt von der Enge der Verhältnisse. (V. 42—43)

III. So faßt der Dichter, sich wieder an Aristius wendend, den Hauptgedanken dieser Epistel in die Mahnung zur Genügsamkeit zusammen. Um dieser Mahnung jede persönliche Spitze zu nehmen, fügt er sogleich hinzu, daß der Freund sie auch ihm, wenn es not thue, zurufen solle. (V. 44—46) Auch die vorher gegebene Begründung, daß das Haften am Besitz uns die Freiheit raube, rekapituliert er kurz und prägt sie in einem überraschenden Bilde ein: das Geld ist wie ein unbändiges Tier, das fest am Strick gehalten werden muß. (V. 47—48)

IV. Den Beschluß macht eine poetische Subscriptio, die, ebenso wie der Anfang, der äußeren Form des Briefes sich anschließt: der poetischen Umschreibung der Adresse dort entspricht hier die Angabe des Ortes, von dem er diese Zeilen schreibt. Aber wie er dort die leere Form mit persönlichen Beziehungen erfüllte, so macht er hier daraus ein kleines Stimmungsbild. Wie er sich hinter dem Gemäuer der halbverfallenen Kapelle der Vacuna sitzend zeichnet, läßt er uns das beschauliche Glück seiner Landeinsamkeit am unmittelbarsten mitempfinden.

* * *

Als das Resultat einer Stunde stiller Sammlung in träumerischer Einsamkeit giebt sich am Schluß der Inhalt der Epistel. Freilich, wie es schon bezeichnend ist, daß der Dichter uns erst am Ende auf diesen Stimmungsboden stellt, so lösen sich auch seine Betrachtungen völlig von ihm los. Es sind durchweg abstrakte Gedanken, die kaum ein Hauch wärmerer persönlicher Empfindung belebt. Horaz denkt nicht daran, wie er einst in seinen lyrischen Dichtungen es versuchte, sich liebevoll in die idyllische Schönheit seines Sabinerthales zu ver-

senken und den ruhigen Frieden dieser Landschaft dem Gemüt des Lesers nahezubringen. Was er hier geben will, ist eine Art ländlicher Philosophie. Die große Schule des naturgemäßen Lebens findet er auf dem Lande. Nachdem er daher zuerst recht nüchtern das Gesunde der ländlichen Natur geschildert hat, verläßt seine Betrachtung ganz diesen konkreten Ausgangspunkt, er faßt den Begriff „Natur" im moralischen Sinne und verliert sich in einen ganz allgemeinen Preis der Genügsamkeit.

Er lenkt damit wieder in die Geleise Epikureischer Lehre ein. Die Forderung „man müsse der Natur gemäß leben" war hier ebenso wie in der stoischen ausgesprochen[1]). „Das Gesetz, das uns für die Tugend maßgebend ist", sagt Seneca, „ist dem Epikur maßgebend für die Lust; er will nämlich, daß sie mit der Natur im Einklang stehe". Aus diesem Grundsatz folgerte er das Gebot der Genügsamkeit[2]): „Täglich erinnert uns die Natur selbst daran, wie wenig, unbedeutend und billig doch alles das ist, dessen sie bedarf", bemerkt Cicero in den Tusculanen nach einer Epikureischen Quelle. „Wenn du der Natur gemäß lebst, wirst du nie arm sein", war ein Wort Epikurs selbst. „Wer der Natur folgt und nicht den Illusionen, der ist in allem genügsam; denn im Verhältnis zu dem, was der Natur genügt, ist jeder Besitz schon ein Reichtum, im Verhältnis aber zu dem unbegrenzten Verlangen ist der größte Reichtum nur Armut". „Wem weniges nicht genügt, dem genügt nichts". „Wem das Seine nicht als der reichste Besitz erscheint, der wird, und wenn er der Herr der Welt wäre, sich elend fühlen". Daß Epikur deshalb auch die Einfachheit des Landlebens liebte und dies Dasein als des Weisen besonders würdig ansah, ist oben Seite 17 hervorgehoben.

Ähnlich wie die Epistel an den Lollius führt auch diese den abstrakten und nüchternen Inhalt in Sentenzen von sprichwortartiger Knappheit, mehr aber noch in derben Bildern und Gleichnissen aus dem alltäglichen Leben aus. Sie er-

innert an die Prellerei, der man beim Einkauf des Purpurs ausgesetzt ist, sie weist hin auf das störrische Tier am Leitseile, sie spielt auf eine Anekdote von einem flüchtigen Tempelsklaven an[8]). Oder sie greift zu einer bekannten Fabel, wie der des Stesichorus von dem Hirsch, dem Pferde und dem Menschen und fügt die Nutzanwendung breit hinzu.

Wenn die Ausprägung des abstrakten Gedankens in einer ihm scheinbar fremden sinnlichen Form auch zumeist eine komische Überraschung hervorruft, so erhält doch anderseits die Epistel hierdurch, wie durch die nüchterne Klarheit ihrer Reflexionen einen Stich ins Triviale. Ist ihr Ton, ähnlich wie in der 2. an den Lollius, so gestimmt mit Rücksicht auf den Empfänger? Zweimal begegnet uns schon früher Aristius Fuscus in den Dichtungen des Horaz. In der 9. Satire weidet er sich mit harmloser Schadenfreude an der Verlegenheit des Freundes, als dieser vergebens den zudringlichen Schwätzer von sich abzuschütteln sucht, und überhört alle Andeutungen und stummen Bitten, ihn unter einem Vorwande zu befreien. Und in der 20. Ode des 1. Buches erzählt ihm Horaz das komische Märchen von dem Wolfe, dem furchtbaren Ungeheuer, das weder in Italien noch im löwennährenden Afrika seines Gleichen hat, das aber doch vor ihm, dem Waffenlosen, ausriß, als er von seiner Lalage sang. Dem Charakter des spottlustigen Freundes scheint es zu entsprechen, daß in unserer Epistel ihm Horaz in komischer Gleichnisrede und frei von aller Sentimentalität seine Gedanken und Betrachtungen über das Landleben vorträgt.

Elfte Epistel.

I. Bullatius hat die „große Tour" nach Kleinasien gemacht, die damals für die reichen und vornehmen Römer Mode wurde. Mit spöttischer Neugier erkundigt sich Horaz, was er von dieser Reise gehabt habe? Schadenfroh weiß er,

daß er wesentlich Enttäuschungen und Langeweile gefunden und Heimweh nach dem großstädtischen Leben in Rom, dem Treiben auf dem Marsfelde gespürt hat. Boshaft führt er ihm noch einmal die Reihe der Städte vor, die auf dem Programm einer solchen Reise standen. Zuerst nennt er die größeren, noch jetzt blühenden — jede erhält ihr preisendes Beiwort: was war in Wirklichkeit daran? Haben schon sie dem, was der Ruf von ihnen meldete, wenig entsprochen, was soll der Reisende dann erst von den Städten des Attaliden-Reiches sagen! Dort flutete doch wenigstens noch der Strom modernen Lebens, hier erzählte alles nur von einstiger Herrlichkeit. Und immer weiter abwärts gleitend, schließt Horaz die Reihe mit Lebedus — vor Zeiten einer angesehenen Stadt des ionischen Zwölfstädtebundes, aber seit der Diadochenzeit, wo die Einwohner nach Ephesus verpflanzt wurden, verödet und vergessen, wie Gabii, das zu einem Dorfe herabgesunken war. (V. 1—7)

Aber gerade hier, wo er mit dem Namen dieses armseligen Restes den ganzen Reiseüberdruß des Bullatius noch einmal heraufbeschworen hat, folgt plötzlich das überraschende Geständnis, daß Horaz selbst ganz gern dort weilen möchte. Was den Bullatius mit den meisten anderen abstoßen muß, das zieht den Dichter gerade an. Für ihn hat es etwas Verlockendes, dort in völliger Weltvergessenheit zu leben und vom Strand auf das brandende Meer hinauszuschauen. (V. 8–10)

So geht das Gedicht aus von zwei einander scharf entgegengesetzten Reisestimmungen, die in zwei Persönlichkeiten gleichsam typisch ausgeprägt sind. Auf der einen Seite der ruhelose Großstädter, der in der zerstreuenden Fülle der äußeren Eindrücke, inmitten der gepriesenen Herrlichkeit der Natur und der erhabenen Denkmäler einer großen Vergangenheit ein Glück zu finden hofft — auf der anderen der Dichter, der in die Öde und Einsamkeit sich flüchten möchte. Jener sehnt sich aus der Ferne nach dem Lebensgewühl der Heimat

zurück — dieser möchte dort alles, was ihn an die Heimat fesselt, vergessen.

II. Aber aus diesem scharfen Gegensatz entwickelt sich überraschend doch wieder eine Übereinstimmung. (V. 11–21)

1. So einschmeichelnd für Horaz der Gedanke sein mag, frei von allen gesellschaftlichen Banden in die Einsamkeit der Ferne sich zu flüchten, er denkt nicht daran, dieser Empfindung nachzuhängen. Derselbe Dichter, der soeben mit wunderbarer Innigkeit in die träumerische Öde der fernen Meeresküste sich hineinzufühlen wußte, er führt sogleich mit nüchternstem Wort und breiter Deutlichkeit in drei Gleichnissen aus, wie verkehrt es wäre, von dem Gefühl müden Behagens in einer Lage sich bestricken zu lassen. Handgreiflich wirken namentlich die ersten beiden, die dem Alltagsleben entlehnt sind. Horaz erinnert an das lähmende Wohlgefühl, das den Reisenden nach der Wanderung auf kotiger, regendurchweichter Chaussee bei der Einkehr in die (dürftige) Herberge oder den Durchgefrorenen im warmen Bade überkommt, endlich an die Empfindung des Schiffers, der nach dem Sturm auf hoher See das Festland wieder betritt. Das alles sind doch nur flüchtige Stimmungen, aus augenblicklicher Ermattung geboren, und der Gesunde schüttelt sie rasch wieder ab. (V. 11—16)

2. Ebenso wie er selbst die Reize der Ferne verschmäht, versteht er es auch, daß sie dem Freunde nichts bieten kann. Dem Gesunden trägt der Aufenthalt in der Fremde nicht nur zum Glücke nichts bei, er zerstört es sogar. Es wäre nicht bloß zwecklos, sondern geradezu widersinnig, durch weite Reisen das Wohlgefühl steigern zu wollen. Wieder malt Horaz das Verkehrte solchen Thuns in vier drastischen, wohl sprichwörtlichen Gleichnissen aus.

So begegnet sich Horaz mit Bullatius in dem Gedanken: Zu Hause ist es am besten; wir wollen von der Herrlichkeit jener Städte Asiens schwärmen, aber — von Rom aus! (V. 17—21)

III. Indessen er erhebt diese Spießbürger-Weisheit so-

gleich zu allgemeiner Bedeutung: überall, unabhängig von Zeit und Ort, müssen wir das Glück zu finden wissen! Und von dem so gewonnenen Standpunkt aus fällt nun das volle Licht auf das Verkehrte der herrschenden Reiselust zurück — die Erfahrung, die sich ihm aus dem Einzelfalle ergab, wendet er jetzt auf das Allgemeine an. Wenn — wie wir sahen — auch die erhabenste Natur die Sorgen nicht verscheucht und nur die innere Gesundheit, die Ruhe und Klarheit des Geistes, das Glück verbürgt, so ist ja jede Ortsveränderung zwecklos, und die ruhelose Jagd nach dem Glück zu Wasser und zu Lande wird es nie ereilen. Umgekehrt: für den innerlich Gesunden wohnt das Glück selbst in dem elendesten Neste. (V. 22—30)

* *
*

Das Gedicht ist eng verwandt mit der Ode an den Munatius Plancus (I, 7), zeigt aber neben dem persönlicheren Tone den Episteln die größere Tiefe und zugleich auch die größere Schärfe des gealterten Dichters.

Hier wie dort geht er aus von dem Gegensatz zu der gedankenlosen Reisemode seiner Zeit. Aber dort stellt er ohne weitere Kritik der Bewunderung der landschaftlichen und historischen Reize der Fremde einfach seine innige Freude an der schlichten Schönheit italischer Natur, die auch von der Sage verklärt ist, gegenüber. Hier dagegen setzt er jenem im Grunde nur aus Zerstreuungssucht hervorgegangenen und mit Enttäuschungen und Langeweile endenden Besuche der klassischen Stätten zunächst ein innerlicheres Verhältnis zur Natur, eine tiefe Sehnsucht nach der Einsamkeit der Ferne entgegen, die aus dem Zwiespalt mit dem Leben, dem Überdruß an der Gesellschaft entspringt. Es ist ein ganz modernes Naturgefühl, das hier sich regt. Die Empfindungen, in die der antike Dichter am Strande von Lebedus sich hineinträumt,

sind dieselben, die, nur unendlich tiefer — mit mystischer Versenkung ins All — Byron im Childe Harold (IV, 178) auskostet:

Gesellschaft ist, wo alles menschenleer,
Entzücken weilt auf unbetretner Düne,
Musik im Wellenschlag am ew'gen Meer;
Die Menschen lieb' ich, doch Natur noch mehr,
Denn allem, was ich war und bin, entrann
Ich oft in solchem heimlichen Verkehr.

Und der Hintergrund der menschenleeren, verfallenen Stadt giebt der ganzen Situation vollends einen romantischen Reiz.

Aber wenn auch Horaz den Zauber solcher Stimmungen bereits kennt, er kann — in direktem Gegensatz zu Byron — mit Egmont sagen: „Weg! Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute!" Er verwirft diese Flucht aus dem Leben in die Öde, diese weltvergessene Hingabe an die Natur als krankhaft. Er will von der leblosen Natur ebensowenig abhängig sein als von der Menschenwelt, er findet alles Glück nur in sich, in der Ruhe der Seele.

So mündet auch dieses Gedicht aus in den Preis der inneren Freiheit des Weisen, der selbstbewußt über die Außenwelt sich erhebt. Gegenüber der unruhigen Jagd nach äußeren Zerstreuungen, wie sie in der Reiselust jener Zeit zum Ausdruck kommt, mag uns dieser Glücksbegriff in seiner reinen Innerlichkeit als der tiefere erscheinen. Dies darf uns aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß er doch im Grunde einseitig und abstrakt ist. In seinem absoluten Subjektivismus verkennt Horaz die Bedeutung der objektiven Faktoren. Aus sich allein will er alles Glück schöpfen — und er geht achtlos oder verächtlich an den reichen Quellen des Glückes vorüber, die in Natur und Leben sprudeln. Er verschließt nicht nur mit Bewußtsein seinen Blick vor der Größe der fremden Natur, er sieht — und das ist wieder ein wesentlicher Unterschied zu jener Ode an den Munatius Plancus — hier auch ganz ab

von der landschaftlichen Schönheit der Heimat, für die gerade er nicht zum wenigsten unter den zeitgenössischen Dichtern den Römern das Auge geöffnet hat. Ihm soll es gleich sein, wo er weilt, und sei's in Ulubrä am Rande der Pomptinischen Sümpfe!

Wir danken es der modernen Naturpoesie, daß sie in vorher ungeahnter Weise die Natur in das persönliche Empfinden hineingezogen, es dadurch bereichert und vertieft und so das Glücksgefühl gesteigert hat. Horaz wehrt sich hier umgekehrt gegen das aufkeimende Naturgefühl seiner Zeit, dessen Bedürfnisse er doch selbst inniger als andere empfand. Gerade diese Innerlichkeit der eigenen Naturempfindung machte ihn mißtrauisch und skeptisch gegen die zur Schau getragene Natursehnsucht; die Auswüchse, die sie zeitigte, riefen seinen Spott hervor, und die Reflexion der späteren Jahre, die über alle Illusionen sich zu erheben sucht, ließ ihn auch den Wert solcher Stimmungen für ihn selbst gering anschlagen. In selbstbewußter Genügsamkeit weist er den Menschen ganz in die Enge seiner Persönlichkeit zurück und vergißt, daß er damit nicht bloß den Umfang, sondern auch die Kraft des Glücksgefühls mindert.

So macht sich auch hier der wesentlich negative Charakter seines Glücksbegriffs geltend. Auch hier befindet er sich im Bannkreis des Epikureismus. Es war Epikureische Lehre, daß auf den Ort für unser Glück nichts ankomme. „Schließlich" sagt Cicero, in den Tuskulanen (V, 37, 108) nach Epikureischer Quelle, nachdem er die verschiedensten Trostgründe gegen den Schmerz über die Verbannung angeführt hat, „ist für jede Lebenslage am bequemsten der Grundsatz, daß man bei allem Streben nur auf die Lust sehen müsse. Die Folge ist, daß man an jedem Orte, wo die Möglichkeit zu ihr sich bietet, auch glücklich leben kann. Daher läßt sich auf jedes Verhältnis das Wort des Teucer anwenden: Mein Vaterland ist da, wo es mir gut geht!"

Man sieht gerade an dieser Epistel recht deutlich, wie Horaz die Epikureischen Grundgedanken innerlich verarbeitet, sie mit seinem persönlichen Empfinden verbindet und vertieft.

Zwölfte Epistel.

I. Horaz sucht die Klagen des Iccius über seine beschränkte Lage zu widerlegen: er zeigt ihm, daß sie, von den beiden entgegengesetzten Lebensstandpunkten aus betrachtet, doch alles zum Glück Notwendige enthalte. (V. 1—20)

1. An die Spitze stellt er den von ihm selbst eingenommenen Standpunkt des Epikureers. Iccius besitzt in seiner Stellung als Prokurator des Agrippa eine zum Glücke ausreichende Fülle äußerer Güter; es kommt nur darauf an, daß er sie richtig zu genießen verstehe und gesund sei. (V. 1—6)

2. Durchaus ironisch behandelt Horaz den anderen Standpunkt, den des Weisen, der über allen Lebensgenuß erhaben ist. (V. 7—20)

a) Ironisch beginnt er mit den äußerlichen Übertreibungen, in denen, wie so mancher, wohl auch Iccius das Ideal zu verwirklichen suchte. Ironisch charakterisiert er die asketische Lebensweise gerade durch den Genuß von Kraut und Brennesseln. Ironisch stellt er den Gedanken, Iccius könne sich ihr ergeben haben, nur als eine entfernte Möglichkeit (si forte) hin. Ironisch vollends ist der mit komischem Ernst begründete Schluß: für jemand, der einmal an solcher Lebensweise Gefallen gefunden habe, könne auch der plötzliche Gewinn der größten Reichtümer der Welt nichts bedeuten — natürliche Anlage oder Tugendschwärmerei würden ihn doch darin festhalten. (V. 7—11)

b) Dafür, daß man in Iccius' Lage auch das höchste innere Glück des Weisen, das der Erkenntnis, genießen

könne, ruft Horaz ironisch ihn selbst zum Zeugen auf. Ironisch ist seine Bewunderung der intensiven Art, mit der Iccius seinen Studien lebt: der scheinbar schmeichelhafte Vergleich mit Demokrit, der, in seine Forschungen versunken, seine Äcker verwahrlosen ließ, legt doch die Anwendung nahe, daß auch der Prokurator des Agrippa mehr um seine Liebhabereien als um die seiner Sorge anvertrauten Güter sich kümmern mag. (V. 11—15) Ironisch ist ebenso auch die Bewunderung des Inhalts jener Studien, die die schwierigsten Fragen der Physik betreffen: den großen Gegensatz einer göttlichen oder rein physischen Welterklärung, der in der Beantwortung dieser Fragen hervortritt, führt Horaz nicht bloß auf einen Streit zweier Schulen zurück, sondern als Vertreter derselben stellt er neben den alten Empedokles den jüngsten stoischen Popular-philosophen, den von ihm schon in den Satiren verspotteten Stertinius. (V. 16—20)

II. Nachdem er noch einmal, ironisch resumierend, die ganze praktische Konsequenz der beiden Lebensstandpunkte in der Alternative formuliert hat, ob Iccius sich die Fische Siciliens schmecken lassen dürfe oder strenger Vegetarianer sei, geht er nun zu einer reelleren Angelegenheit, zu der Empfehlung seines Freundes Grosphus, über. Wie einem eingefleischten Egoisten hält er dem Iccius den Wert einer leicht zu gewinnenden neuen Freundschaft vor. Gerade die Epikureer liebten es ja, auch in der Freundschaft ihr Nützlichkeitsprincip zur Geltung zu bringen. (V. 21—24)

III. Ironisch ist endlich auch der Schluß gemeint. Als ob Iccius, ganz in seine eigenen Interessen gebannt, keine Ahnung davon habe „an welchem Flecke sich die Römischen Angelegenheiten befinden" (V. 25), teilt Horaz ihm in einem Lapidarstil, der scharf von der bequem-familiären Sprache des Vorhergehenden absticht, mit, welches Heil Rom widerfahren ist: glänzende äußere Erfolge im Osten und Westen und die Fülle des Segens in Italien selbst. Selbstverständlich waren diese großen Neuigkeiten in Sizilien ebensogut bekannt wie in Rom,

und es bedurfte keines Privatbriefes, um sie dem Iccius zu melden. Ja die Ironie nimmt wieder — wie bei dem Vergleich des Iccius mit Demokrit — eine persönliche Spitze an, wenn Horaz den Prokurator des Agrippa von dem großen Siege des Agrippa über die Cantabrer unterrichten zu müssen glaubt.

* *

*

Mit dem 9. Brief hat dieser das äußere Motiv gemein, die Empfehlung eines Freundes. Während aber Horaz dort dem Prinzen gegenüber sich darauf beschränkt, dies eine Motiv in geistreichem Spiel auszuspinnen, hat er es hier durchaus zu einem Nebenmotiv herabgedrückt, der äußere Zweck des Briefes giebt ihm den willkommenen Anlaß zu einem behaglichen freundschaftlichen Geplauder.

Dem ganzen Brief ist kunstvoll die Form des einfachen Gelegenheitsbriefes aufgedrückt. In dieser Weise pflegt man einem Freunde gegenüber die Empfehlung eines anderen zwischen dem Ausdruck lebhaften Anteils an seinem eigenen Ergehen und der Mitteilung einiger Neuigkeiten gleichsam beiläufig mit einfließen zu lassen. Die Komposition soll den Eindruck eines auf eine augenblickliche Veranlassung hin rasch hingeworfenen Schreibens erwecken. Die Teile des Briefes sind nur lose verbunden und nur flüchtig ausgeführt, besonders der Schluß scheinbar in der Eile noch angefügt. Die Sprache ist bequem, ja lässig. Selbst das halbe Citat eines Theognideischen Spruches (V. 5) über den Wert der Gesundheit muß es sich gefallen lassen, auf diesen Ton abgestimmt zu werden. Nur die Schilderung des Glückes, das über Italien aufgegangen ist, streift, wie schon oben hervorgehoben wurde, in ihrer wuchtigen Kürze ans Pathetische. Der ganze Brief gewinnt endlich dadurch eine ganz persönliche Färbung, daß er, wie kein zweiter, mit einer Ironie förmlich durchtränkt ist, der

eine unbefangene Beurteilung schwerlich mit Kießling gerade die „Feinheit“ nachrühmen wird — dazu ist sie viel zu stark aufgetragen.

Aber eben dadurch, daß Horaz in diesem Briefe so derb die Schwächen des Freundes streift, gewinnen wir ein zwar einseitig, aber scharf beleuchtetes Bild seiner Persönlichkeit. Vor fünf Jahren schon, als Iccius plötzlich die philosophischen Studien abbrach, um sich dem reiche Beute verheißenden Zuge des Aelius Gallus nach Arabien anzuschließen, hatte Horaz ihn wegen des Widerspruchs zwischen Philosophie und Handeln geneckt. Ähnliche Züge zeigt das Charakterbild, das die Epistel giebt. Iccius ist jetzt — im Jahre 20 — mit der Verwaltung der Latifundien des Agrippa in Sicilien betraut. Die Harmonie zwischen Philosophie und Leben hat er noch immer nicht gefunden. Er fühlt sich gedrückt in seiner abhängigen Stellung, die ihm ebenso den rechten Genuß des Lebens wie die Muße für seine philosophischen Studien raubt. Seine Philosophie, die sich in weltfremde Spekulationen versteigt oder in leere Äußerlichkeiten verliert, besitzt nicht die Kraft, ihn in jedem Lose die Mittel zum Glück finden zu lassen. Und das ist doch für Horaz die Summe aller Weisheit, die er auch in der vorigen Epistel zog.

So ist Iccius eine typische Erscheinung: eine jener halben Naturen, die sich ewig unzufrieden mit dem Leben fühlen, weil sie weder innerlich sich über die Verhältnisse zu erheben, noch sich zu bescheiden wissen. Sie dünken sich in ihren idealen Bestrebungen zu gut für die praktische Thätigkeit, die sie üben müssen, und ihr Idealismus reicht doch nicht aus, um das Glück in sich selbst zu finden.

Dieser anspruchsvollen Schwäche gegenüber ist die Ironie das geeignetste Mittel. Nichts wäre bei solchen Naturen verkehrter, als auf ihre Klagen teilnehmend einzugehen und sie ernsthaft zu widerlegen. Man muß sich hüten, in ihnen die Vorstellung von dem Ernst und der Bedeutung ihres Lebenskonfliktes zu nähren. Daher begnügt sich Horaz mit Recht

damit, nur am Anfang ganz kurz seine eigene Lebensmaxime auf den Fall des Iccius anzuwenden, im Übrigen aber zieht er seine Klagen ins Lächerliche.

So aufgefaßt gewinnt auch dieser Brief, der so ganz in persönliche Beziehungen sich zu verlieren scheint, durch den Charakter des Iccius und seine Behandlung typische Bedeutung und damit allgemeineres Interesse.

Dreizehnte Epistel.

Horaz fingiert, daß er, sogleich nach Absendung seiner Gedichte an den Augustus von quälender Unruhe über die Ausführung des Auftrags ergriffen, dem Boten ein Schreiben auf dem Fuße nachschickt, in dem er ihm noch einmal sein ganze Verhalten aufs genaueste einschärft.

I. Seine Gedanken eilen dem Boten voraus seinem Ziele zu, dem entscheidungsvollen Moment, in dem die Gedichte dem Augustus überreicht werden. Er ist ängstlich besorgt, daß auch ja die rechte Stunde dazu abgepaßt werde, damit sie einer günstigen Aufnahme sicher seien. Der Bote soll sorgfältig das leibliche und geistige Befinden des Herrschers berücksichtigen, vor allem abwarten, ob er Lust verrät, die Gabe entgegenzunehmen. (V. 1—5)

II. Nun wendet er seine Gedanken zurück und verfolgt den Gang des Boten, natürlich immer noch beherrscht von der einen Vorstellung, daß nur ja sein Auftrag richtig ausgeführt werde. Die Angst, daß das Ungeschick des Überbringers den Augustus verletzen und ungnädig stimmen könne, läßt ihm selbst das Unbedeutende groß erscheinen: er fürchtet, daß dem Boten die leichte Bürde der Rollen lästig sein möchte, sodaß er widerwillig und unmutig sie übergeben könne — in diesem Falle soll er sie lieber gleich zu Anfang fortwerfen. Aber ach!

wie gern sähe er ihn doch schon am Ziel, wie sehnt er sich, das Werk in den Händen des Herrschers zu wissen. Drum soll der Bote eilen, mit Aufbietung aller Kräfte, unermüdlich, ohne sich hemmen zu lassen durch irgend ein Hindernis der Natur, hin über Hügel, Wälder und Sümpfe. Und wenn er dann endlich – der Schluß führt natürlich wieder zum Anfang des Gedichtes zurück — am Hofe angelangt ist, dann vor allem soll er es ja recht machen. Er soll weder zu ängstlich besorgt, noch zu scheu und verstohlen, noch endlich verlegen und linkisch mit dem Werk erscheinen. An drei Beispielen zeigt er ihm, wie er es nicht zu machen habe. Vor allem soll er hübsch bescheiden und zurückhaltend auftreten, nicht vor anderen wichtig thun mit dem Auftrage, dessen Überbringer er sei. (V. 6—19)

* *

*

Der ganze Brief ist von einer, überall aufs stärkste betonten Stimmung durchzogen. Schon darin, daß Horaz dem Tabellarius, den er mit der Übergabe seiner Gedichte an den Augustus betraut hat, sofort einen expressen Boten nachsendet, spricht sie sich aus, und in all den zahlreichen Weisungen, die er ihm noch nachträglich erteilt, klingt sie wieder. Es ist die fieberhafte Aufregung, die nervöse Angst des Dichters um die Aufnahme seines Werkes von seiten des Herrschers. So wenig Wesens er davon gemacht sehen möchte, es ist ihm doch ein Gegenstand der peinlichsten Sorge, die Übergabe eine Sache von unendlicher Wichtigkeit, die bis in alle Einzelheiten vorher erwogen sein will. Von der augenblicklichen gnädigen Laune des allmächtigen Herrschers hängt das Schicksal seines Werkes ab, darum muß von Anfang an alles aufs sorglichste vermieden werden, was diese Laune irgendwie stören könnte.

Schon in der Übertreibung, mit der diese Züge durchweg hervorgehoben und zur Schau getragen werden, verrät sich die komische Absicht des Dichters. Sie wird noch deutlicher dadurch, daß er als Überbringer einen Boten annimmt, dessen ganzes Wesen ihn so ungeeignet als möglich zu diesem Zwecke macht. Alle jene diplomatischen Weisungen werden dadurch von vornherein parodiert, daß er sie einem Asina erteilt, bei dem nur zu sehr zu befürchten ist, daß er seinem Namen Ehre mache. In der ausführlichsten, handgreiflichsten Weise muß ihm alles, sein Gehen, Kommen und Auftreten vorher eingetrichtert werden. Und dieser Esel soll aus den Mienen eines Augustus lesen, ob der rechte Augenblick zur Überreichung der Gedichte da sei!!

Es ist mindestens zweifelhaft, ob dieser Asina wirklich auf Erden gewandelt ist. Unzweifelhaft ist, daß unser Brief nicht an ihn gerichtet ist. Es war ein offenes Begleitschreiben bei Übersendung oder Überreichung der Gedichte an den Kaiser, das die Dedikation ersetzen sollte. In übermütiger Laune hat der Dichter die Rolle des armen Poeten parodiert, dessen Wohl und Wehe von der Gunst des Kaisers abhängt.

Nirgends vielleicht bricht die innere Freiheit des Dichters auch dem Mächtigen gegenüber, sein auf ihr ruhendes behagliches Selbstgefühl mit so siegreichem Humor hervor, als in dieser Epistel. Wie wenige Dichter hätten es gewagt, dem Herrscher gegenüber einen solchen Ton anzuschlagen, wie wenige es zugleich verstanden, taktvoll dabei nirgends über die Grenzen des harmlosen Scherzes hinauszugehen!

Vierzehnte Epistel.

I. Die Einleitung entwickelt sehr klar und folgerichtig das Thema (V. 1—13):

1. Der Sklav, der das Landgut des Horaz verwaltet,

findet das Leben dort erbärmlich, obwohl das Besitztum doch ganz stattlich ist. Das veranlaßt den Horaz, sich mit ihm zu vergleichen und zu prüfen, ob er selbst es im Grunde besser macht: er sehnt sich ja umgekehrt ebenso von Rom fort, obwohl ihn die engsten Bande der Freundschaft dort halten. (V. 1—9)

2. Und der Gegensatz ist ein tieferer und allgemeinerer: nicht bloß um sein Gut bei Tibur und um Rom handelt es sich, sondern um Landleben und Stadtleben überhaupt. (V. 10)

3. In beiden Fällen, scheint es, ist der Grund zu suchen in der Unzufriedenheit des Menschen mit dem eigenen Lose und der Sehnsucht nach dem des andern. Er liegt in der Gemütsverfassung, nicht in den äußeren Verhältnissen — hier kommen also nicht die Orte an sich in Betracht. (V. 11—13)

II. Wie kann sich demgegenüber Horaz vor sich selbst und dem Sklaven rechtfertigen? (V. 14—42)

1. Ein Unterschied — freilich kein wesentlicher — zwischen beiden mag schon darin gesucht werden, daß die Stimmung des Sklaven launenhaft wechselt (erst wünschte er von Rom aufs Land versetzt zu werden, jetzt sehnt er sich wieder in die Stadt zurück), während Horaz in seiner Liebe zum Lande sich stets gleich geblieben ist. (V. 14—17)

2. Der eigentliche Unterschied zwischen beider Standpunkt, der so nahe sich zu berühren scheint, liegt darin, daß:

a) Der Sklav von Begierde nach den sinnlichen Genüssen nach der Hauptstadt gezogen wird (V. 18—30), während Horaz gerade umgekehrt nach dem Lande verlangt, weil er hier ein von den Begierden freies, stilles und einfaches Leben führen kann. Und dies Verlangen ist bei ihm das Resultat ernster Selbstüberwindung, denn ihm standen alle Freuden des Lebens offen. (V. 31—36)

b) Und ebenso freut er sich (die Anordnung kehrt sich hier chiastisch um) hier frei zu sein von der Erregung über Neid und Haß, die in der Stadt sich an seine Stellung heften (V. 37—39), während jener in die Stadt will, wo die Sklaven sich gegenseitig das tägliche Brot nicht gönnen und der Stall-

knecht schon jetzt neidisch nach der selbständigen Stellung des Gutsverwalters schielt. (V. 40—42)

III. Das führt den Dichter wieder auf den Ausgangspunkt, die Unzufriedenheit des Sklaven zurück. Er teilt sie mit den Mitsklaven, und ihrer Unvernunft gegenüber hilft nur der Befehl: jeder bleibe bei dem, wozu er taugt. (V. 43. 44).

*   *

*

Ich verstehe nicht, wie Kießling „das Gewebe der Gedanken in diesem Briefe unübersichtlich" nennen konnte. Der Zusammenhang ist im Gegenteil, wie die Analyse zeigt, so klar durchdacht und so zweckvoll entwickelt, daß der Brief schon dadurch den Eindruck einer künstlichen und trotz aller konkreten Einzelzüge doch im Grunde abstrakten Fiktion macht. Man merkt es der Darstellung nur zu deutlich an: so schreibt Horaz nicht an seinen Sklaven, sondern über seinen Sklaven. Und wenig glücklich ist auch der Versuch des Dichters ausgefallen, den Brief an eine bestimmte persönliche Situation anzuknüpfen. Die Vorstellung, daß er aus der Trauer um den Tod von Lamias Bruder heraus einen derartigen Brief an seinen Sklaven geschrieben haben soll, vereinigt sich schlecht mit der Stimmung des Ganzen.

Die Briefform ist hier nur ein Mittel, um den Gegensatz der Anschauungen über Stadt- und Landleben in zwei Persönlichkeiten drastisch zu entwickeln, ähnlich wie dies schon die 10. Epistel unternahm, aber nicht durchführte. Indem Horaz hier die beiden Rollen an sich selbst und seinen Sklaven verteilte, hat er den Abstand so groß als möglich gemacht. Anderseits hat er zugleich, um überhaupt beider Standpunkt an einander messen zu können, auch auf die Voraussetzungen, die er mit ihm teilt, hingewiesen: auch der Sklav ist in der Stadt aufgewachsen, er hat sich aus Rom hinausgesehnt und empfindet das Landleben in seinem Gegensatze zum Stadtleben.

Welche Absicht mag nun wohl den Dichter geleitet haben, als er dem Publikum zeigte, wie verschieden er selbst und sein Sklav über das Verhältnis von Stadt und Land urteilen? Nach antiker Auffassung ist es des Freien unwürdig, wie der Knecht zu denken. So benutzt Horaz die Figur seines Sklaven zu einer scherzhaften Kritik der Verehrer des städtischen Lebens. Es sind ausschließlich sinnliche Genüsse, nach denen jener sich zurücksehnt. Für ihn handelt es sich natürlich nur um solche der derbsten Art. Aber in seinem Bilde mochten sich auch die spiegeln, die an den feineren Freuden der hauptstädtischen Gesellschaft hingen und das Landleben als langweilig verachteten.

Aber anderseits leiht der Humor des Dichters dem Überdruß des Sklaven am Landleben doch auch wieder soviel Berechtigtes, daß wir es ihm nicht ganz verdenken können, wenn er die Dinge anders ansieht als sein Herr. Auf ihm ruht die ganze Plackerei, während dieser wohl auch gelegentlich einmal zur Hacke greift und zur Heiterkeit der Nachbaren den Landwirt spielt, im wesentlichen aber nur die Sorgenlosigkeit des Landlebens genießt.

Dieser Humor schillert auch über dem Bilde, das er uns hier von seinem Landgute giebt. Wir sehen es gleichsam in doppelter Beleuchtung. Das freundliche Licht, in dem es dem Besitzer erscheint, geht doch nur von ihm selbst, von seinem Verhältnis zur Natur aus. Die Klagen des Verwalters dagegen lassen es uns als ein verwahrlostes und verödetes Stück Land erkennen, das erst durch beharrlichen Fleiß mühsam wieder aufgewirtschaftet werden muß.

Fünfzehnte Epistel.

Im Jahre 23 war Augustus so schwer erkrankt, daß er bereits jede Hoffnung auf Genesung aufgab und seine letzten Bestimmungen traf. Da rettete ihn der Arzt Antonius Musa

durch eine Kaltwasserkur. Der Senat belohnte den Freigelassenen dafür mit dem Ritterrang. Wie wir aus Horaz sehen, wurde dadurch in Rom, wo bisher ausschließlich warme Bäder angewendet waren, die Kaltwasserkur Mode, wenn auch der noch in demselben Jahre erfolgte Tod des Marcellus, den die Behandlung des Antonius Musa nicht hatte retten können, das Vertrauen auf ihre Wirkung erschüttert haben wird.

Horaz selbst steht in der 15. Epistel noch ganz unter dem Bann des neuen Heilverfahrens. Er will daher — zur Nachkur? — diesmal seinen Winteraufenthalt nicht wie sonst an der Bucht von Bajä mit ihren warmen Quellen, sondern in einem südlicheren Küstenort nehmen.

I. Salernum oder Velia — das ist jetzt die große Frage, auf die ihm der in jener Gegend ansässige Numonius Vala Auskunft geben soll. (V. 1—25)

1. Er erkundigt sich hastig nach dem Klima im Winter, nach den Menschen, die dort wohnen, und nach den Wegen. So eilig hatte er es mit diesen Fragen, daß er darüber ganz vergessen hat, dem Vala mitzuteilen, weshalb er sie eigentlich an ihn richtet. In einer Riesenparenthese holt er nun das Versäumte nach. Er stellt die neue Kur als eine vollständige Revolution im Badeleben und ihren Erfinder Antonius Musa als den Unruhestifter hin, der allein die Schuld trägt, daß der Dichter Bajä meiden und mit seinen Leidensgenossen den Groll des verödenden Bades büßen muß. Und schon im voraus empfindet er, wie schwer es ihm werden wird, an dem behaglichen und ihm lieb und vertraut gewordenen Orte vorüberzuziehen; ja das Roß selbst wird sich sträuben, an der gewohnten Stelle, wo der Weg nach Bajä abbiegt, weiter zu traben. (V. 1—13)

So tief hat sich Horaz in diese betrübenden Vorstellungen eingesponnen, daß er darüber den Ausgangspunkt seines Briefes ganz aus den Augen verloren hat. Erst wie er in

Gedanken sein Roß der Straße nach Salernum zulenkt, kommt er wieder darauf zurück.

2. Und nun folgt ein wahres Schneegestöber weiterer Fragen. Gerade die Hauptsache ist noch übrig: die Verpflegung! Im Gegensatz zu der Eile, mit der er die Frage nach dem Klima u. s. w abthat, behandelt er diesen Punkt mit ruhiger Gründlichkeit, systematisch. Er beginnt mit dem Korn; schon hier ist es ihm vor allem wichtig zu wissen, an welchem von beiden Orten es reichlicher zu haben sei. Dann folgt das Getränk; für den Kranken ist es nicht gleichgültig, ob er Cisternen- oder Quellwasser dort vorfindet. Der Gedanke, daß mit dem Empfänger des Briefes auch der Leser hier wohl vor allem eine Frage nach den dortigen Weinen erwarten werde, läßt ihn noch einmal durch eine Zwischenerklärung den Zusammenhang der Fragen unterbrechen. Schon die Länge der Parenthese beweist, wie sehr ihn innerlich dieser Punkt beschäftigt. Zwar zunächst könnte in dem Leser die umgekehrte Vermutung geweckt werden, daß dem Dichter gerade hierauf nicht allzuviel ankomme: wie er sich eben erst angelegentlich nach der Beschaffenheit des Wassers erkundigt hat, so rühmt er ja pathetisch seine Anspruchslosigkeit im Weingenuß daheim. Um so verblüffender wirkt es deshalb, wenn er jetzt am Meere eine besonders edle und milde Sorte verlangt und zu den üblichen Gemeinplätzen über die Wirkungen des Weines noch den ganz persönlichen Zusatz macht: er solle ihn wieder verjüngen und ihm Liebesgunst da unten in Lucanien gewinnen helfen. (V. 14—21)

3. So vorbereitet überrascht uns auch die letzte Reihe der Fragen nicht mehr, die auf die Genüsse der Tafel sich bezieht. Es sind eigentlich keine großen Delikatessen, die ihm Wald und Meer liefern sollen: Hasen, der Eber, der fast bei keinem Diner fehlte, Fische und Seeigel. Auch fragt er weder nach ihrer Qualität, noch ist er um die Art ihrer Zubereitung in jener Gegend besorgt. Wieder ist es nur die Menge, auf die es ihm ankommt. Dem entspricht der Schluß: feist wie

ein Phäake will er von dort nach Hause zurückkehren. (V. 22 bis 25)

II. Ohne jeden Übergang fügt Horaz hier das Bild einer typischen, u. a. auch aus Lucilius bekannten Figur, des Schlemmers Maenius an. Mit grellen Farben malt er diese Parasitenexistenz aus, den schroffen Wechsel von Entbehrung und Völlerei und das dadurch bedingte Schwanken zwischen einem rohen, von Neid und Haß eingegebenen Cynismus und einer grob sinnlichen Genußphilosophie. Am Schlusse aber (V. 42), wenn der Leser ein Wort des Tadels oder des Spottes erwartet, folgt plötzlich gleichsam als Unterschrift des Porträts: „Nämlich, das bin ich!“ In dem Zerrbild sollen wir sein eigenes Spiegelbild sehen. Ja noch mehr; er scheut sich nicht, das offene Bekenntnis hinzuzufügen: auch seine Lebensauffassung schwanke zwischen einer Philosophie des Genusses und der Entsagung, je nachdem er Geld habe oder nicht. (V. 26—46)

*   *
*

Auch dieser Brief trägt äußerlich ganz den Charakter eines Gelegenheitsbriefes.

Schon die Form muß, besonders im ersten Teile, diesen Eindruck stärker als in irgend einem anderen Briefe (selbst den 8. und 12. nicht ausgenommen) hervorrufen. Derselbe Dichter, der den Ernst und die Strenge seiner künstlerischen Forderungen gegenüber der improvisatorischen Art des Lucilius geltend zu machen liebt, hat hier die Bequemlichkeit und Nachlässigkeit der Darstellung fast bis zur Karikatur getrieben. Die Gedankenentwicklung scheint einfach dem Gesetz der Assoziation zu folgen. Mitten in die Fragen drängen sich nachträgliche Erklärungen, und der Dichter geht diesen den Gedankengang durchkreuzenden Nebenvorstellungen soweit nach, daß er darüber von seinem Thema immer weiter abirrt, bis endlich eine

Vorstellung ihn wieder darauf zurückführt. — Dem Mangel an logischer Gliederung entspricht der zerrissene und überladene Satzbau. Die Sätze sind nur flüchtig und lose verknüpft, ihr Gefüge oft durch Zwischensätze fast gesprengt, die Konstruktion wird fallen gelassen und wieder aufgenommen. Kurz, das Ganze wirkt wie ein vertrauliches, ohne jede Vorbereitung rasch und flüchtig hingeworfenes und nachher nicht weiter ausgefeiltes Schreiben.

Und doch ist diese Formlosigkeit keine absichtslose, sondern vielmehr mit klarem künstlerischen Bewußtsein geschaffen. Die Komposition verrät es, daß die Nachlässigkeit eine berechnete ist. Die einzelnen Fragen gliedern sich deutlich in Gruppen, die in wohlberechneter Steigerung auf einander folgen. Die beiden großen Parenthesen über den Anlaß der Reise und über den Wein sind so eingeschoben, daß sie diese Gruppen klar von einander scheiden. Indem sie die Aufzählung unterbrechen und retardieren, dienen sie zugleich dazu, die Aufmerksamkeit zu spannen.

Auch im Inhalt zeigt sich die Kunst, dem flüchtigen Erguß des Augenblicks dauernden Gehalt zu geben.

Äußerlich dreht sich alles hier nur um die Badereise des Dichters; der Zweck des Briefes scheint mit der Erkundigung nach den Lebensverhältnissen in Lucanien erschöpft. Aber dieser zufällige und für uns im Grunde ganz gleichgültige Anlaß wird kunstvoll benutzt, um nicht bloß einer allgemeinen Lebensstimmung charakteristischen Ausdruck zu geben, sondern um diese Stimmung wiederum mit seiner ganzen Persönlichkeit, seiner Art das Leben anzusehen, in Einklang zu setzen.

In jenem Durcheinander von drängenden Fragen und verweilenden Parenthesen spiegelt sich die Stimmung eines Mannes, der gewohnt ist, das Leben mit ruhigem Behagen zu genießen, den jede Störung desselben aufregt und der sich mit Bedacht dagegen zu behaupten sucht. Horaz hat diese Stimmung soweit über das gewöhnliche Maß hinausgesteigert

und zugleich so konsequent und einheitlich durchgeführt, daß sie dadurch alles unmittelbar Persönliche verloren hat und rein komisch wirkt.

Die Wahl des neuen Winteraufenthaltes und die Reise dorthin sind ihm offenbar eine Haupt- und Staatsaktion. Seine Gedanken hängen noch an dem gewohnten Badeorte mit den traulichen Myrtenhainen; wie sein Roß zieht es auch ihn unwillkürlich dahin zurück. Was jenseits der Straße nach Bajä liegt, das erscheint ihm wie ein fernes, fremdes Land. Wenn er sich nach Weg und Steg und den Menschen, die da unten im Süden wohnen, erkundigt — welcher römische Leser konnte auch nur einen Augenblick diese Fragen ernst nehmen? Salernum lag ja nur wenige Meilen südlich von Bajä, noch in Campanien, an der großen Heerstraße, die Rhegium mit Rom verband. Um nach Velia zu gelangen, mußte man allerdings von dort aus eine Nebenstraße einschlagen, die an der Küste entlang nach Paestum führte; aber der Ort selbst war ein vielbesuchter Hafen, den man auf der Seefahrt von Rom nach Sizilien anzulaufen pflegte.

Ebenso tragen die Fragen nach der Verpflegung an beiden Orten deutlich den Stempel komischer Übertreibung an sich. Mit welcher staunenswerten Vorsicht erwägt er alles vorher aufs gründlichste, ehe er die Reise in das unbekannte Land antritt! Geradezu ins Groteske wird diese Sorge um den Lebensunterhalt dadurch gesteigert, daß er sich besorgt zeigt, ob er nur auch recht viel von allem dort vorfinde. Man sieht: er spielt mehr die Rolle des gourmand als die des gourmet!

Diese komische Selbstdarstellung, welche die eigenen Schwächen geflissentlich ins Große zeichnet, wird zur bewußten Selbstironie da, wo sie sich ungescheut selbst das sittliche Urteil spricht. Die Worte „er hoffe feist wie ein Phäake nach Hause zurückzukehren“ scheinen der schulmäßigen sittlichen Entrüstung zu spotten, mit der der Dichter einst in dem Briefe an den jungen Lollius (Ep. 2, V. 29) von dem Volk des Königs

Alkinoos gesprochen hatte, das nur daran dachte, die Haut zu pflegen. Ihren Gipfel erreicht diese übermütige Selbstironie in dem Vergleich mit Maenius. So wie das Bild des Horaz einer ganz äußerlichen, oberflächlichen und lieblosen Auffassung erscheinen konnte, ist es hier von ihm selbst aufgefangen. Die böswilligste Kritik konnte seine Schwächen und die äußeren Widersprüche seiner Existenz nicht ärger entstellen. Ihr mochte der Sohn des Freigelassenen in seinem Verhältnis zu Maecenas und anderen Großen als ein feinerer Parasit (scurra urbanus V. 28) gelten; sie mochte leicht die Entsagungsphilosophie, die der sonst so lebensfrohe Dichter jetzt zur Schau trug, als eine unfreiwillige auf äußere Umstände zurückführen.

Indem Horaz allen Spott, den er herausfordern konnte, selbst im stärksten Maße gegen sich richtet, entwaffnet er die Kritik. Und andererseits, indem er sich selbst als einen Maenius parodiert, beweist er zugleich, daß er eben kein Maenius ist. In seiner komischen Selbstkritik erhebt er sich lächelnd über die eigenen Schwächen. Das groteske Zerrbild, das er von ihnen entwirft, muß für jeden, der den Dichter etwas genauer kennt, die feinen, vergeistigten Züge des Urbildes nur um so heller hervortreten lassen. Wenn ein Maenius den rohen, sinnlichen Trieben folgt und nur ausnahmsweise und gezwungen einmal den Cyniker spielt, so weiß Horaz von der Grundlage der inneren Entsagung aus mit voller geistiger Freiheit sein Leben jeder Lage anzupassen. Wie er entbehren kann, so kann er auch genießen, ohne doch je in Abhängigkeit von den äußeren Dingen zu geraten.

So gleitet in diesem Briefe der Epikureer, ohne eigentlich mit dem Grundprinzip seiner Lehre in Widerspruch zu geraten, leise in die Lebensmaximen des Aristipp hinüber.

Endlich vergesse man nicht, welchen Ausgangspunkt die fröhliche Laune des Dichters am Anfang des Briefes nimmt. Horaz steht unter der strengen Kur des Antonius Musa; aus Rücksicht auf seine Gesundheit will er sein Sabinum oder Rom verlassen und das behagliche Bajä meiden. Von den schwer-

mütigen Stimmungen, die früher wohl den kränkelnden Dichter beschlichen — man denke nur an die Septimius-Ode! — von den Todesgedanken, die er in den Oden so oft abzuwehren sucht, findet sich hier nicht eine Spur. Mit der gesundesten Lebenslust geht er der weiteren Kur entgegen.

So beweist er auch hier die volle Freiheit des Geistes, die die ganze Episteldichtung beherrscht.

Wir haben von Lessing einen Brief voll ausgelassener Fröhlichkeit — die lustigsten und übermütigsten Zeilen, die wir von ihm besitzen, nennt sie Erich Schmidt. Lessing schrieb sie im Oktober 1762 aus einem schlesischen Lager an den seit kurzem verheirateten Nicolai, um ihn zu bitten, ihm einige Bücher in Berlin zu besorgen. Aber fortwährend vergißt er den unmittelbaren Zweck; wie Horaz läßt er seiner Laune die Zügel schießen, er unterdrückt keinen Einfall, kommt behaglich plaudernd vom Hundertsten ins Tausendste, um dann plötzlich wieder, seiner selbst spottend, in die Bahn einzulenken. Auch er liebt es, die Sätze durch langausgesponnene, meist wieder in sich mannigfach verwickelte Parenthesen zu unterbrechen. Und durchweg herrscht der Ton einer heiteren Selbstironie: er spottet seiner jetzigen „poetischen Obstruktion, Constipation", seines Büchersammelns, seines Hagestolzentums und freut sich, „unbekannter Weise" bei Madame Nicolai den Gatten „losbitten" zu können. „Unbekannterweise — das ist ein Glück für mich, denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine Bitte nicht viel geben". Von seinem Bruder Karl wissen wir, daß Lessing fast alle seine Briefe, selbst die an seine Geschwister, vorher sorgfältig im Concept zu entwerfen pflegte. So hat er sicher auch hier mit berechnender Kunst seinem Briefe den Schein der vollsten Kunstlosigkeit zu geben gesucht.

Wenn auch die Stimmung sowohl wie die Mittel ihres Ausdrucks in diesem Briefe Lessings ganz ähnliche sind, wie in dem des Horaz, der Vergleich beider dient doch wesentlich dazu, uns erkennen zu lassen, wie weit es von jenem Scherz noch ist bis zu der künstlerischen Durchbildung der improvisa-

torischen Form und der Vertiefung des persönlichen Gehaltes in der poetischen Epistel, und wie hoch sich dieselbe hierdurch über einen — wenn auch stilisierten — Gelegenheitsbrief erhebt, auf dessen Niveau sie so mancher Erklärer herabdrücken möchte.

Sechzehnte Epistel.

I. Einem Weltmann will Horaz das Glück schildern, das ihm die Weltferne seines Sabinergutes teuer macht. Die Beschreibung bewegt sich in lauter Gegensätzen. Auf der einen Seite ruft er den Eindruck einer einsamen, öden und kargen Natur hervor. Nachdrücklich weist er von vornherein die Voraussetzung ab, daß der Wert seines Gutes für ihn etwa auf dem äußeren Ertrage beruhe. Rasch läßt er alle Arten landwirtschaftlicher Anlagen an unserem Auge vorüberziehen — Feldwirtschaft, Olivenpflanzungen und Obstgärten, Wiesen und Weinbau —, um dann das Bild eines von der Außenwelt fast abgeschnittenen Bergthales mit wilder Vegetation zu entwerfen: hier gedeihen nur Sommer- und Wintereichen, Kornelkirschen und Schlehen. Auf der anderen Seite aber findet er trotzdem hier alles vereint, was zum Glücke nötig ist. Neben den einfachen Früchten, die die Natur ihm spendet, kann er das Gesunde der Gegend rühmen: die milde Luft des sonnigen Thales, den Schatten des Waldes, die Kühle und Reinheit des Quells. Aber das Auge des Dichters weiß an dieser armen und wilden Natur auch Reize zu entdecken, die sie ihm traulich und sogar schön erscheinen lassen. Er sieht das Thal im Abendsonnenstrahl dampfen und lieblich sich das Rot der Früchte von dem dunklen Laub der Büsche abheben. Ja sein Humor wagt es gar seine grüne Wildnis mit der Gartenlandschaft von Tarent und seinen Quell mit dem Thrakerstrom Hebrus zu vergleichen.

So enthält die Einleitung ein Bild glücklicher Selbstgenügsamkeit. (V. 1—16)

II. Diesem Glück, das er fern von der Welt genießt, stellt er in Quinctius das Glück gegenüber, das die Welt so nennt. Quinctius besitzt nach ihrer und seiner eigenen Meinung alles, was zum „rechten Leben“ gehört. Aber auch an ihn ergeht die Sokratische Mahnung, das wirklich zu sein, was man scheint oder zu scheinen wünscht.

Um die Notwendigkeit zu zeigen, uns vom Urteil der Außenwelt über unser Leben unabhängig zu machen, faßt Horaz die beiden Seiten, auf denen der Wert des Lebens beruht, das äußere Wohlbefinden und die sittliche Vollkommenheit nach einander ins Auge. (V. 17—40)

1. Zu welchen bedenklichen Konsequenzen in ersterer Beziehung die Rücksicht auf den äußeren Schein führt, konnte er dem Weltmann nicht besser zur Anschauung bringen, als indem er ihn daran erinnert, wie oft er selbst vielleicht schon unter dem Zwang des Gesellschaftslebens die Rolle des Gesunden gespielt hat, wenn das Fieber ihn quälte. Andere wieder hält falsche Scham davon ab, ein häßliches Geschwür dem Arzte zu zeigen. (V. 21—24)

2. Ebenso sollten wir vorsichtig sein in der Annahme des Lobes, das die Menge unseren sittlichen Eigenschaften spendet. (V. 25—40)

a) Der Name des Guten und Weisen enthält im Grunde ein so hohes Lob, daß wir uns ebenso scheuen sollten, ihn auf uns zu beziehen („bei seiner Nennung wie der Rekrut ein Hier! zu rufen“), als wenn etwa jemand vor unseren Ohren die berühmten Verse des Varius zum Preise des Augustus citierte. (V. 25—31)

b) Und nur dann, wenn wir übertriebenes Lob ablehnen, können wir auch unverdientem Tadel mit voller Gleichgiltigkeit begegnen*). (V. 31—38)

*) Rückert drückt den Gedanken einmal ganz ähnlich aus:
Wenn wie nichts Guts dich schilt ein Wicht,
Und es soll dich nicht beißen, [mordear!]
So darf es dich auch kitzeln nicht,
Wenn sie was Rechts dich heißen.

3. So kann Horaz abschließend und überleitend bemerken: die Abhängigkeit von unverdientem Lob oder Tadel läßt stets auf eine sittliche Schwäche schließen. (V 39. 40)

III. Hat die Epistel bisher die Konsequenzen angedeutet, die sich ergeben, wenn wir den Wert unseres Lebens nach der Meinung der Welt bemessen, so wird nun erst die prinzipielle Frage aufgeworfen: ob denn der Maßstab selbst, den die Welt anlegt, ein richtiger sei. Streng logisch wäre selbstverständlich die umgekehrte Anordnung die richtige gewesen. Dem rhetorisch-didaktischen Verfahren entspricht es mehr, zunächst die praktischen Konsequenzen zu ziehen, um so Bedenken und Zweifel wachzurufen, und dann erst zum Kern der Frage vorzudringen. (V. 40—68)

1. Mit den Worten: „Wer ist denn nun ein Ehrenmann?" wendet sich Horaz zu den sittlichen Voraussetzungen des Urteils der Welt über den Wert eines Menschen. Einzig und allein die äußere Legalität und Respektabilität kommt für die öffentliche Schätzung in Betracht, mag auch darunter die tiefste Unsittlichkeit sich verbergen. (V. 40—45)

a) Nicht schärfer konnte Horaz das tiefe sittliche Niveau, auf dem diese Gesetzesmoral steht, bezeichnen, als indem er sie der Sklavenmoral gleichstellt. Achselzuckend würden wir den Sklaven abweisen, der wegen seines äußerlich gesetzlichen Verhaltens Anspruch auf besondere Anerkennung erheben wollte. Die Phantasie des Dichters gestaltet diesen Gedanken sofort zu einer kleinen Scene, einem Zwiegespräch zwischen dem Herrn und Sklaven aus. (V. 46—49)

b) An diesen die Stimmung vorbereitenden Eingang schließt sich die ausführliche Widerlegung jenes sittlichen Princips. (V. 50—62)

Zunächst durch ein Gleichnis. Ebensowenig wie die Raubtiere der Erde, der Luft und des Wassers, wenn sie, gewitzigt durch die Gefahr, den Köder liegen lassen, deshalb ihre Natur geändert haben, ebensowenig vermag die Furcht vor Strafe die Menschen innerlich sittlich zu machen. (V. 50. 51)

Es folgt die Begründung. Fällt die Furcht vor den Folgen weg, so tritt sofort wild und ungezügelt der Mangel jeder sittlichen Scheu hervor. So kommt es also auf die sittliche Gesinnung, die Liebe zum Guten an. Daß dies Moment allein bei der Beurteilung des sittlichen Thuns den Ausschlag geben muß, drückt scharf, aber richtig das stoische Paradoxon aus: es sei für sie gleich, ob jemand auch nur einen Scheffel Bohnen aus tausenden entwende. (V. 52—56)

Das Gesagte erläutert er durch ein Beispiel. Eine kleine dramatische Szene schließt den Abschnitt ab, wie sie ihn einleitete. Um zu zeigen, zu welchen sittlichen Widersprüchen jene ganz äußerliche, nur auf der Furcht vor Entdeckung und Strafe ruhende Sittlichkeit führt, versetzt der Dichter uns in die Seele eines solchen Biedermannes bei Opfer und Gebet: laut ruft er den Lichtgott Apollo, im stillen aber die Diebsgöttin Laverna an, daß sie sein Thun in Nacht und Dunkel hülle. (V. 57—62)

2. Weil mit jener Legalität nicht die wahre Sittlichkeit verbunden ist, vermag sie auch nicht das wahre innere Glück zu verleihen. Denn die sklavische Abhängigkeit von den Leidenschaften, die unter der Decke äußerer Sittlichkeit das Herz beherrschen, besonders die Gewinnsucht, raubt dem Gemüte die Freiheit und Ruhe, ohne die es doch kein wirkliches Glücksgefühl giebt. (V. 63—68)

IV. Der Schluß faßt das Resultat dieser Ausführungen zusammen. Indem er noch einmal die beiden Standpunkte, deren Wert die Epistel abwog, scharf einander gegenüberstellt, spricht er über sie das Endurteil. (V. 69—79)

1. Sklavenseelen sind es, wie wir sahen, die in ihrem Handeln durch die Meinung der Welt sich bestimmen lassen. Aber, wie man die Dienste der Sklaven, weil sie nützlich sind, sich gefallen läßt, so mag man auch das von den Leidenschaften regierte Treiben solcher Leute, speciell die Gewinnsucht gelten lassen, weil sie dadurch, wenn auch unfreiwillig, der Gesamtheit dienen. So trägt die Habgier des Plantagen-

besitzers und des Großkaufmanns durch die Konkurrenz dazu bei, die Getreidepreise herabzudrücken. (V. 69—72)

2. Als Ideal schwebt ihm dagegen der innerlich Freie vor, den keine äußere Gewalt zu zwingen vermag, wie der verkappte Gott Dionysos in den Bacchen des Euripides der Fesseln spottet, in die ihn Pentheus schlägt. (V. 73—79)

*   *
*

Der Charakter des Quinctius ist von Horaz wieder in ganz allgemeinen Linien gezeichnet als der Typus eines Mannes nach dem Herzen der Welt. Er heißt ihr der Weise, der Gute, der Glückliche. Und er selbst wiegt sich in dieser Meinung der anderen. Das ist alles, was wir über ihn erfahren. Die persönliche Beziehung der Epistel auf den Empfänger tritt, nachdem das Thema aufgestellt ist, ganz zurück. Die Form der Anrede, der sich Horaz auch nachher noch gelegentlich bedient, ist nur als ein rhetorisches Mittel, den Gedanken eindringlicher auszusprechen, aufzufassen. So ist das Ganze im wesentlichen als ein Selbstbekenntnis anzusehen, in dem Horaz dem Glücks- und Tugendbegriff der Welt seinen eigenen entgegenstellt.

Dem entspricht die lockere Anknüpfung der Epistel. Wer wird die Fiktion ernst nehmen, daß Horaz mit der Beschreibung seines Landgutes einer Frage des Quinctius nach seinem Ertrag zuvorkommen wolle? Die Beschreibung selbst aber ist nur der Spiegel für die Selbstgenügsamkeit des Weisen. So tritt das stimmungsvolle Bild der Autarkie, das Ideal der Epikureer, in künstlerisch berechneter Ordnung an die Spitze der Epistel und beherrscht ihren ganzen Gedankengang.

Horaz hat dies Ideal hier ernster und strenger aufgefaßt als sonst. Er will uns durch die That beweisen, was er so oft behauptet hat, daß der Philosoph an jedem Orte und in

den einfachsten Verhältnissen in sich glücklich sein könne. Nirgends hat er so wie hier das Weltabgeschiedene seines Lebens in den Sabinerbergen ausgemalt, nirgends dem Leser so zum Bewußtsein gebracht, wie karg und rauh die Landschaft ist, wie sie eigentlich nichts bietet von alledem, was als Vorbedingung der Freude an der Natur und persönlichen Behagens gilt. Um so stärker empfindet man, daß der Dichter die Welt nicht braucht, daß er aus sich heraus sein Glück erschafft. Freilich, das Negative überwiegt auch hier wieder: nur leise deutet er an, worin sein Glück besteht. Es ist vor allem seine Freude an der Natur, die ihm diesen Fleck Erde lieb macht. Und gerade daß sein Naturgefühl in die Einsamkeit und Stille dieses Erdenwinkels sich versenkt und auch an seinen unscheinbaren Reizen haftet, das bringt es unserem modernen Empfinden nahe. Allerdings ist zwischen beiden immer noch eine weite Kluft. Die Naturschilderung des Horaz erscheint uns heute wohl etwas hart und trocken; hinter dem Äußeren tritt das Innere stark zurück. Wie ganz anders würde ein neuerer Dichter die Stimmung, die über dieser Landschaft liegt, durchgefühlt haben. Und doch, die Keime dieser Stimmung sind da, wenn sie auch noch in der Tiefe halb unbewußten Empfindens sich verbergen. Der Dichter versteht es, solche Züge herauszuheben, die unserer Phantasie den Anstoß geben können, das Bild, wie es ihm vorschwebt, nachzuschaffen und die Empfindung, die es in ihm hervorruft, in uns zu erzeugen. Das giebt seiner Schilderung, so objektiv sie scheint, den Reiz des Persönlichen.

Wie er hier in die nüchterne Epikureische Autarkie sein Gemüt hineinlegt, so hat er im folgenden die sittlichen Voraussetzungen, auf denen sie ruht, verinnerlicht und vertieft.

Die „Tugend“ ist auch dem Epikur unentbehrlich zum Glück. Aber sie ist ihm doch nur Mittel zum Zweck, insofern nur sie die innere Ruhe verleiht. Und er faßt dies Verhältnis überraschend äußerlich auf. Er spricht es z. B. in den *Κύριαι Δόξαι*[1]) ganz offen aus, das Unrechtthun sei nicht an sich ein

Übel, sondern nur mit Rücksicht auf die Furcht, daß man dem Richter nicht entgehen werde. Freilich weist er auch darauf hin, daß man nie darauf vertrauen dürfe, verborgen zu bleiben, wenn man heimlich gegen die Gesetze verstieß, die die Menschen unter sich zu ihrer Sicherheit aufrichteten. Wenn ihm daher auch praktisch das sittliche Gebot uneingeschränkt galt, war es an sich doch nur ein rein utilitarisches und relatives. Epikur selbst hatte in den *Διαπορίαι* die Frage aufgeworfen, ob der Weise das von den Gesetzen verbotene thun werde, wenn er wisse, daß es verborgen bleiben werde; er hatte aber ihre Beantwortung abgelehnt[2]).

Damit vergleiche man die Stellung, die Horaz in unserer Epistel zu dieser Frage einnimmt! Dem vir bonus soll es völlig gleichgültig sein, ob das Unrecht entdeckt werden kann oder nicht. Er meidet es aus „Liebe zur Tugend". Nur auf die Gesinnung kommt es an. Und wenn Horaz in der 3. Satire des 1. Buches der Ansicht der Epikureer beipflichtet, daß die Vergehen nicht gleich seien, und den gesunden Menschenverstand gegen das Paradoxon der Stoiker aufruft, in dem das Gegenteil behauptet wird, so scheut er hier vor der Konsequenz nicht zurück, daß für die sittliche Beurteilung die Geringfügigkeit des Unrechts — handle es sich selbst nur um eine Bohne! — nicht in Betracht komme. Und wie den Stoikern ist auch ihm der Weise und Gute der wahrhaft Freie, selbst wenn er in Banden liegt; wie jene betrachtet auch er die, welche sich nicht zu dieser inneren Freiheit erhoben haben, als Sklavenseelen[3]).

So ist für ihn das sittliche Selbstbewußtsein, das Gefühl des eigenen Wertes ein wesentliches Moment seines Glücksbegriffes. Mit auffallender Schärfe und nicht ohne Selbstgefälligkeit spricht er die Überlegenheit seines Moralprinzips aus in seiner Kritik der konventionellen Sittlichkeit. Die Bilder, die er von der heuchlerischen Legalität und Respektabilität giebt, tragen speciell römische Züge. Ja er scheut sich nicht, da, wo er die unter dem Deckmantel der Religion sich ver-

bergende Unsittlichkeit geißeln will, auch an die sittlichen Widersprüche der römischen Staatsreligion zu rühren: Apollo und Laverna treten in einen bedeutungsvollen Gegensatz.

Aber so nahe Horaz in dieser Epistel der Ethik des Stoicismus zu kommen scheint, so geflissentlich er auch die Anklänge an stoische Sätze und Gemeinplätze sucht, im Grunde ist er doch auch hier über das Sittlichkeitsprinzip des Epikur nicht hinausgeschritten. Zu einem positiven sittlichen Ideal gelangt er auch hier nicht. Die Freiheit des sittlichen Wollens, die er fordert, bleibt eine rein negative: es ist die Unabhängigkeit von den Leidenschaften, die uns in Begierde und Furcht an die äußeren Gütern fesseln. Er denkt garnicht daran, daß die sittliche Gesinnung doch auch einen Inhalt haben muß; für ihn existiert auch hier der Begriff der Pflicht nicht, geschweige daß er sich fragte, was die Pflicht gebiete. So ist es auch schwer zu sagen, was er sich eigentlich unter der „Liebe der Guten zur Tugend" denke — doch wohl nichts Anderes, als die innere Abkehr von den Leidenschaften.

Dem entspricht es durchaus, daß ihm die „Tugend" nur deshalb als Ziel des Strebens gilt, weil sie den Geist von der inneren Unruhe befreit und so allein die unerschütterliche Grundlage des Glückes gewährt. Nicht in dem tugendhaften Handeln an sich, in dem Bewußtsein der Pflichterfüllung findet er also das Glück — die Tugend ist auch ihm nur Mittel zum Zweck.

Damit lenkt er wieder ganz in die Bahnen Epikurs ein wie er in dem Bilde der Autarkie, das die Einleitung aufstellte, von ihm ausgegangen war. Nur dadurch, daß er nicht bloß die Furcht vor den äußeren Folgen unrechten Thuns, sondern die innere Erregung, die mit jedem selbstsüchtigen Begehren verbunden ist, gegen die Unsittlichkeit geltend macht, ist er über ihn hinausgegangen, hat er seine Lehre tiefer, innerlicher, man kann auch sagen konsequenter entwickelt.

Siebzehnte Epistel.

I. Ohne jede Vorbereitung stellt Horaz gleich am Eingang der Epistel das Thema auf: „wie denn in aller Welt (tandem) der Anschluß an einen Großen mit der Ehre verträglich sein könne". Man erhält den Eindruck, als ob er damit eine affektvolle Frage oder einen Ausruf seines Freundes Scaeva wiedergebe. Schon die Form ist charakteristisch für die Auffassung des letzteren: es spricht daraus ungläubige Verwunderung. Und ausdrücklich fügt Horaz hinzu, daß Scaeva sich seine Überzeugung bereits gebildet habe und keines Rates zu bedürfen glaube. Für sich nimmt er demgegenüber mit gesuchter Bescheidenheit nur das Recht in Anspruch, auch seine Meinung zu äußern; ja er, der wie wenige diese Lebensverhältnisse kennt, vergleicht sich einem Blinden, der einem anderen den Weg weisen will. (V. 1—5)

II. Für ihn als Epikureer kommt für die Entscheidung der Frage, ob man sich einem Höheren anschließen soll, zunächst nur die Rücksicht auf das persönliche Glück in Betracht. (V. 6 – 12)

1. Den Prinzipien seiner Schule entspricht am meisten ein Leben fern von den Großen in der Stille eines kleinen Ortes. Denn dort ist man einerseits von den Unbequemlichkeiten, die der Verkehr mit jenen in Rom wie auf der Reise mit sich bringt, entbunden. Andererseits weiß der Epikureer zu gut, daß die Reichtümer, die wir etwa um das Opfer unserer Ruhe erkaufen, zum Glücke entbehrlich sind und gerade ein Leben in völliger Verborgenheit das glücklichste zu sein pflegt. (V. 6—10)

2. Während Horaz diesen Standpunkt mit seinen gewohnten Argumenten vertritt, hat er für die Vorteile des anderen nur ein kurzes Wort: wer sorglich auf das Wohl der Seinen bedacht ist (wie fern lag ihm persönlich diese

Rücksicht!) oder selbst üppiger zu leben wünscht, der möge sich einem Reichen gesellen. (V. 11. 12)

III. Aber wenn so auch für ihn, der die Frage wesentlich von seinem persönlichen Glück aus entscheidet, die Wage mehr zu Gunsten des selbstgenügsamen Lebens neigt, so kann Horaz andererseits der Meinung nicht zustimmen, daß dies allein der Würde des Weisen entspreche. (V. 13—42)

Zwei Vertreter hat diese Ansicht:

1. Die einen sind die Cyniker, die in der absoluten Unabhängigkeit von anderen und in der Loslösung von allen Pflichten das Ideal sehen. Was gegen sie zu sagen ist, hat im wesentlichen schon Aristipp ausgesprochen. (V. 13—32) Wirft ihm der Cyniker im Stolz auf die eigene Entbehrungsfähigkeit vor, daß sein Standpunkt ihn zum Fürstendiener erniedrige, so kann er ihm entgegnen, daß die Konsequenz des anderen nur ein Leben in der erbärmlichsten Niedrigkeit sei. In dieser Alternative ist Aristipps Entscheidung die richtigere: (V. 13—17)

a) Die Wirkung, die das Auftreten des Cynikers wie des Cyrenaikers hat, ist dieselbe: beide dienen zur Unterhaltung und Belustigung anderer. Aber während der erstere nur objektiv und unfreiwillig komisch wirkt, ist der Cyrenaiker zugleich subjektiv komisch: er lacht über die Welt, das große Possenspiel, und über sich selbst, der seine Rolle darin mitspielt. (V. 17—20)

b) Auch der Zweck ist im Grunde bei beiden ein gleicher. Eine Parasitenexistenz führt der Cyniker so gut wie der Cyrenaiker, auch er ist trotz aller vermeintlichen Bedürfnislosigkeit doch für seinen Lebensunterhalt auf die Unterstützung anderer angewiesen. Erniedrigt man sich aber einmal zu der Stellung eines Empfangenden, so ist es immer noch anständiger, mit Aristipp am Hofe ein glänzendes Leben zu führen, als mit Diogenes um eine Handvoll Feigen zu betteln. (V. 20—22)

c) Der Cyrenaiker ist dem Cyniker schon deshalb überlegen, weil er jeder Lebenslage gewachsen ist, im Glanz wie

in der Niedrigkeit mit Anstand auftritt, während dieser nur in der letzteren sich bewegen kann. (V. 23—32)

2. Hat Horaz in diesem ersten Waffengange gegen die Cyniker halb spielend die Fechterkünste der Cyrenaiker geübt, so wendet er sich nun mit wesentlicher Änderung der Kampfesweise gegen die Stoiker, die da meinten, daß die Tugend sich selbst genug sei und keiner Anerkennung, keines äußeren Lohnes bedürfe. (V. 33—42)

Ganz unvermittelt setzt er sogleich wuchtig ein mit dem feierlichen Preise der Männer, die durch kriegerische oder politische Thaten weit über das gewöhnliche Menschenmaß hinausragen, um daran den Schluß zu knüpfen, daß ihre Gunst ein nicht zu verachtender Preis der Tüchtigkeit sei.

a) Nicht jeder vermag an das hohe Ziel zu gelangen. Auch wenn man den nicht tadeln wird, der aus Scheu vor dem unsicheren Erfolg von vornherein darauf verzichtet (V. 37), beweist nicht der, welcher es erreicht, dadurch nur um so mehr seine sittliche Tüchtigkeit? Gerade hier entscheidet sich die Frage, um die sich die ganze Erörterung dreht: wie weit die sittliche Tüchtigkeit im Umgange mit Großen sich zeigen könne. (V. 36—41)

b) Und [durchaus verkehrt wäre es zu meinen, daß die Tugend ganz unabhängig von solcher äußeren Anerkennung für sich bestehe, vielmehr] mit Recht strebt der thatkräftige Mann nach Lohn und Ruhm für seine Tüchtigkeit: ohne dies wäre sie nur ein leerer Schall. (V. 41. 42)

IV. Aus dem feierlich-sentenziösen Ton, in den er verfallen war, kehrt der Dichter wieder zu dem scherzenden des Anfangs zurück. Er parodiert am Schluß gewissermaßen die Stoiker. Wie diese von ihrer abstrakten Identifikation des honestum und des utile aus (wobei das letztere völlig in dem ersteren aufging) zu schließen liebten: quia non honestum, ergo ne utile quidem, so entwickelt Horaz umgekehrt, daß gerade die wohlverstandene Rücksicht auf den eigenen Nutzen ein ehrenhaftes Auftreten dem Gönner gegenüber gebiete, daß es

im Grunde die beste Politik sei, um auch materielle Vorteile — und das war doch schließlich der eigentliche Grund gewesen, ein solches Verhältnis einzugehn (V. 45) — zu gewinnen. (V. 43—62)

Satirisch zeigt er an einigen fast ins Groteske karikierten Beispielen, daß man durch bescheidene Zurückhaltung besser ans Ziel gelangt, als durch zudringliches Bitten und Jammern (V. 43—51) oder gar durch Schwindeleien, die an die Lügen einer Buhlerin (V. 52—57) und an das Heucheln von Gebrechen bei einem Bettler erinnern (V. 58—62).

* *
*

Der Gedankengang der Epistel bewegt sich fast durchweg auf der Oberfläche allgemeiner Betrachtungen. Und zwar ist das Thema trotz der Argumente, die Horaz für einen Teil seiner Ausführungen den Cyrenaikern entlehnt, im Epikureischen Sinne behandelt. Ich wies schon darauf hin, daß er, um jedes Mißverständnis auszuschließen, die von ihm so oft bekannten Sätze der Epikureer über ein selbstgenügsames Leben fern von der großen Welt auch hier an die Spitze gestellt hat. Alles Folgende dient nur dazu, Einseitigkeiten, die aus diesem Standpunkt sich ergeben könnten, abzuweisen. Auch in dieser Abwehr folgt er dem Vorgange des Meisters. Im 2. Buche *Περὶ βίου* hat sich Epikur dagegen verwahrt, daß der Weise etwa als Cyniker und Bettler leben solle. An einer anderen Stelle ränmt er ihm im Gegenteil ein, daß er, wenn es die Umstände mit sich brächten (*ἐν καιρῷ*) den Fürstendiener spielen könne[1]). So konnte also Horaz, ohne über den Standpunkt Epikurs deshalb hinauszugehen, zur Begründung desselben sich der von den Cyrenaikern teils epigrammatisch zugespitzten teils anekdotenhaft ausgeprägten Argumente bedienen.

Vollends im folgenden Teile (V. 33 fg.), der durch den Ernst, mit dem der Dichter hier spricht, und durch die naheliegende Beziehung seiner Worte auf seine eigene Stellung zu den Großen Roms als der Höhepunkt der ganzen Epistel wirkt, bekennt er sich auf das Entschiedenste zur Lehre seines Meisters. Wenn er sagt, die Tugend bleibe nur ein leerer Name, falls ein tüchtiger Mann nicht auch nach Lob und Lohn streben solle, so spielt er damit auf ein oft citiertes Wort Epikurs an, der die Tugend als Selbstzweck — wie sie die Stoiker faßten — eine Phrase genannt hatte[a]).

Nur weil man diesen einheitlichen Epikureischen Charakter der Epistel und die untergeordnete Bedeutung, welche die Einflechtung einiger Maximen des Aristipp in dem ganzem Zusammenhang hat, verkannte, konnte man sich verführen lassen, den alten Schulgegensatz, auf den Horaz gelegentlich halb im Scherze zurückgreift, auf sein Verhältnis zu dem Empfänger des Briefes zu übertragen und in letzterem eine Art römischen Cynikers zu sehen, der in bäurischem Unabhängigkeitsdünkel den Verkehr mit den Großen flieht, für den er zu plump ist. Nirgends hat Horaz auf den Charakter und die Lage des Scaeva hingewiesen. Wie wenig er bei seinen Ausführungen bestimmte persönliche Verhältnisse im Auge hatte, geht am deutlichsten daraus hervor, daß das Bild des Mächtigen in ganz allgemeinen und schwankenden Umrissen gehalten ist. Erst ist er einfach als ein reicher Mann gedacht, der, wie er selbst im Überflusse lebt, auch seinem Günstling ein behagliches Leben bieten kann. (V. 11) Dann nimmt er plötzlich die Züge eines Großen im Staate an, der als Triumphator in die Stadt eingezogen ist (V. 33), und endlich schwebt doch wieder nur die Vorstellung des reichen Gönners vor, der von dem armen Teufel von Gesellschafter auf der Reise angebettelt wird.

Ebensowenig wie die Persönlichkeit des Adressaten tritt die des Dichters selbst hier in die Erscheinung. Zwar hat Horaz, wie ich bereits hervorhob, da wo er von der Gunst

der wahrhaft Großen spricht, offenbar seine eigenen Beziehungen zu Augustus und Maecenas im Auge, aber auch hier fehlen der Darstellung des Verhältnisses doch alle individuellen Züge. Der Dichter, der sich rühmen konnte, den ersten Männern Roms in Krieg und Frieden (Ep. 20 V. 23) nahegetreten zu sein, schweigt durchaus von seinen mannigfachen eigenen Erfahrungen und befleißigt sich auch hier einer kühlen Allgemeinheit.

Wie der Mangel teilnehmenden Eingehens auf die Lage des Empfängers dem Briefe den Charakter eines Freundesbriefes nimmt, so hindert das Absehen von den eigenen äußeren und inneren Erlebnissen, in ihm ein an die Adresse des Scaeva gerichtetes Selbstbekenntnis zu sehen. Andererseits berührt sich das Thema „L'honnête homme à la cour" doch auch zu eng mit den persönlichen Lebensverhältnissen des Horaz, als daß die Leser in seiner Behandlung in einer poetischen Epistel bloß ein akademisches Exercitium sehen durften. Man gewinnt den Eindruck, daß er damit für ein weiteres Publikum eine ganz allgemein gehaltene Apologie seiner vielfach angegriffenen Stellung zu den Machthabern geben wollte. Daß er alles Persönliche zurückdrängte, war ebenso vornehm als diplomatisch.

Achtzehnte Epistel.

I. Wie Scaeva fürchtet auch der junge Lollius als der Vertraute eines Großen zum scurra herabzusinken. Umgekehrt ist Horaz besorgt, daß es dem Freunde nicht gelingen werde, sein stolzes Freiheitsgefühl zu beugen. Zwischen diesen beiden Extremen, die Horaz mit raschen Strichen in den beiden Typen des Speichelleckers und des Rechthabers verkörpert, gilt es den rechten Mittelweg zu finden. (V. 1—20)

II. Diesen Weg versucht der Dichter dem Freunde zu schildern. Der Voraussetzung entsprechend, die er in der Einleitung aussprach, daß Lollius der Gefahr, den Schmeichler zu spielen, nicht ausgesetzt sei, sucht er hier überall nur an dem anderen Abweg vorbeizuleiten. Er zeigt ihm, welche vielfachen Beschränkungen der persönlichen Freiheit er sich gefallen lassen muß, um die Gunst des Großen zu erlangen und zu bewahren. (V. 21—95)

Die fast verwirrende Fülle der Ausblicke, die er dem jungen Freunde eröffnet, gliedert sich doch leicht und übersichtlich in einzelne Felder.

1. Die Grundlage des Verhältnisses muß eine frühzeitige Reife des Charakters sein. Der Umgang mit den Großen verlangt eine große sittliche Selbstbeherrschung. Liebesleidenschaft, Spielsucht, Prunksucht erregen den Widerwillen des Gönners, auch wenn er an denselben Fehlern krankt, und veranlassen ihn wohl zu schulmeisterlichen Zurechtweisungen, die durch ihren selbstgefälligen Ton (V. 28 fg.) und ihre demütigenden Nutzanwendungen (V. 31 fg.) unerträglich wirken können. (V. 21—36).

2. Ebenso fordert das Verhältnis die unbedingteste Selbstverleugnung dem Herrn gegenüber. (V. 37—66) Es genügt nicht, zurückhaltend und verschwiegen zu sein, so sehr auch der Wein oder der Groll über erlittenes Unrecht zum Verrat eines anvertrauten Geheimnisses drängen (V. 37—38): es handelt sich vor allem darum, daß man die eigenen Neigungen und den Stolz den Liebhabereien des Gönners zum Opfer bringen lerne. (V. 39—66)

Als Beispiel wählt Horaz die Jagd, wohl weil diese sich damals wieder einbürgernde Lust dem Lollius, der die rhetorisch-poetische Bildung der Zeit in sich aufgenommen hat und selbst poetischer Dilettant ist (V. 40—47), roh und gedankenlos erscheinen muß. Hatte doch auch Varro schon in seinen Meleagri der Jagdliebhaberei gespottet. Horaz will zeigen, wie man mit gutem Humor selbst in solch widerwärtiges

Treiben sich schicken kann. Freilich ist seine Art, ihm die Sache plausibel zu machen, seltsam aus Ernst und Scherz gemischt, und die Ironie leuchtet wiederholt deutlich durch.

Wie Horaz so gern in den Oden seinen Freunden und Freundinnen lehrreiche Mythen schalkhaft erzählt, so knüpft er auch hier an den aus der Antiope des Euripides oder Pacuvius seinen Lesern bekannten Streit des Amphion und Zethus an, die sich auch nicht eher vertragen konnten, bis der sanfte Spielmann dem rauhen Jäger nachgab. Was die Fabel lehrt, sucht er ausführlich durch Gründe zu stützen. Wie Spott freilich klingt es, wenn er an die Spitze den Hinweis stellt auf des „Mühens herrlichen Lohn“, den Jagdschmaus, der es wohl verdiene, daß man die „unholde Muse“ — sie muß sich gerade ihr Epitheton ornans ins Gegenteil verkehren lassen — verabschiede. Und mit komischem Ernst preist er ihm die Jagd als echt römische Beschäftigung, als ebenso rühmlich wie gesund. Er verweist ihn ferner tröstend auf seine kräftige Natur und die gute Vorschule, die er durch — die Übungen auf dem Marsfelde und die Kriegsjahre in Spanien gehabt habe. Freilich dem Lollius muß bei diesen Worten vielmehr das Mißverhältnis sich aufdrängen zwischen dem Waidwerk und seinem bisherigen Leben, dem eleganten Sport der hauptstädtischen Jugend und den ruhmreichen Waffenthaten — gedenkt doch Horaz hier geflissentlich und nicht bloß aus höfischer Schmeichelei der großen Erfolge seines Kriegsherrn. Ja wenn Horaz ihn (V. 58 fg.) über das Bedenken, ob die Teilnahme an so inhaltlosem Treiben ihm zieme, damit beruhigt, daß er ja auch zuweilen wohl mit seinem Bruder auf dem Teich des väterlichen Gutes zum Scherze die Seeschlacht von Actium aufführe, so dient dieser Vergleich nur dazu, das Kindische noch deutlicher hervorzukehren.

Vollends am Schluß (V. 65—66), wo er den Erfolg dieses selbstverleugnenden Eingehens auf die Neigungen des Gönners berührt, bricht deutlich der Sarkasmus durch: wie

einem Gladiator im Cirkus wird derselbe herablassend seine Anerkennung zollen.

3. Immer weiter zieht der Dichter die Kreise: auch auf den Verkehr mit anderen muß sich die auf den Gönner zu nehmende Rücksicht erstrecken. (V. 67—85) Späher und Schwätzer müssen ängstlich abgewehrt werden. Liebschaften mit der Dienerschaft sind stets bedenklich, sei es nun daß der Gönner den Freund durch das für ihn geringfügige Geschenk des geliebten Gegenstandes wunder wie zu beglücken glaubt oder ihm in den Weg tritt. Vor allem ist bei Empfehlungen anderer die größte Vorsicht geboten. Ebenso verhängnisvoll kann es werden, Unredlichen — und wie leicht täuscht man sich! — Schutz zu gewähren, als Redlichen in der Not ihn zu versagen; im ersteren Falle fällt auf uns die ganze Schuld, im zweiten berauben wir uns der Hilfe in gleicher Lage. — Man sieht, Horaz führt hier tief hinein in das ganze Gewirr von Klatsch und Intrigue, das sich an die Stellung eines Günstlings haftet, um den Lollius zum Bewußtsein zu bringen, wieviel kleinliche Berechnung sie erfordert.

4. Aber wenn man auch noch so unsträflich, noch so willig, noch so korrekt sich verhält: wie wetterwendisch bleibt doch die Gunst der Großen! Will man die gewonnene nicht einbüßen, so gilt es stets ängstlich ihre wechselnden Stimmungen zu beobachten und sich ihnen anzuschmiegen. Immer soll man selbst gute Laune zeigen und zu jeder Stunde — ohne Rücksicht auf die eigene Gesundheit — bereit sein ihnen Gesellschaft zu leisten und beim Weine Bescheid zu thun. (V. 86—95)

III. Inmitten all dieses Treibens, das uns die innere Freiheit und Seelenruhe zu rauben droht, winkt als stets bereite Zuflucht die Philosophie, die uns von Begierde, Furcht und Hoffnung erlöst, uns zeigt, wie die Tugend erworben werden kann, und uns schließlich lehrt, wodurch wir am besten unser eigener Freund werden, ob wir durch Reichtum und

Ehre oder in einem Leben in der Verborgenheit das Glück finden. (V. 96—103)

IV. Dieser Schluß hebt eigentlich alles vorher Gesagte auf. Die Kunst „sein eigener Freund zu werden" tritt in scharfen Gegensatz zu dem bisherigen Thema: wie man am besten der Freund eines Großen werden und bleiben könne. Die Frage, in der der letzte Gedankengang gipfelte, hat Horaz selbst längst für sich entschieden. In der Einsamkeit des Digentiathales hat er im Seelenfrieden das vollste Glück gefunden. (V. 104—112)

* *
*

Die Epistel bildet eine Ergänzung zur vorigen. Hatte Horaz dort die Möglichkeit verfochten, die sittliche Würde im Umgang mit den Großen zu wahren, so zeigt er hier die Möglichkeit, aber zugleich die Schwierigkeit, bei aller äußeren Gebundenheit doch sich frei zu erhalten.

Wenn aber in jener Epistel die schulmäßige und abstrakte Behandlung der Frage überwog, so ist hier alles — unbeschadet einzelner Karikaturen — unmittelbar aus dem Leben geschöpft. Statt philosophischer Gemeinplätze erhält der Leser ein Bild von der Stellung eines Günstlings, das durch die Fülle scharf beobachteter und lebendig wiedergegebener Einzelheiten überrascht.

Unseren Blick fesselt zunächst die Person des Empfängers, die in diesem Briefe individueller als in irgend einem anderen und doch auch hier wieder in typischer Weise gezeichnet ist. Schon der Name Lollius mußte bei dem römischen Publikum ein lebendigeres Interesse erwecken, wenn anders er — wie wahrscheinlich — der Sohn des Konsularen ist, auf den erst die Gunst des Hofes, dann die sprichwörtlich gewordene Niederlage im Kriege mit den Sigambern aller Augen gelenkt

hatten. Lollius hat das Leben eines vornehmen jungen Römers geführt: er hat in den Kantabrischen Kriegen gedient, hat in Rom die übliche rhetorische Bildung genossen und poetische Neigungen gewonnen, zugleich aber auch auf dem Marsfelde als Meister im Sport geglänzt. Jetzt steht er vor der Frage, ob er wie so viele dem Kreise eines Großen sich anschließen soll.

Eine vornehme Natur, von stolzem Freiheitsgefühl erfüllt, möchte er — so zeichnet ihn Horaz — auch in diesem Verhältnis die volle Selbständigkeit sich wahren und alles vermeiden, was ihm den Schein einer Parasitenexistenz verleihen könnte. Er möchte Freund, nicht bloß Gesellschafter sein. Dieser idealen Auffassung hält Horaz in seiner Epistel das Bild der Wirklichkeit entgegen. Er schildert ihm das Verhältnis, nicht wie es sein kann, sondern wie es zu sein pflegt. Er malt es daher absichtlich sehr detailliert aus: dem unbestimmten Ideal gegenüber gilt es, so scharf und deutlich wie möglich die kleinen und kleinsten Anforderungen dieser Stellung, die sich durch keine allgemeine ethische Vorschrift erschöpfen lassen, anschaulich zu machen. In wohlberechneter Anordnung weiß Horaz die Einschränkungen, welche jene Stellung bedingt, allmählich so zu steigern, daß schließlich kaum noch Raum für die persönliche Freiheit bleibt: das ganze äußere Leben — von dem sittlichen Verhalten an bis zu den wechselnden Stimmungen des Tages — muß sich regeln durch die Rücksicht auf den Herrn.

Und wie Horaz in der Schilderung der einzelnen Obliegenheiten und Verpflichtungen, die aus dem Verhältnis erwachsen, die grellen Farben nicht scheut, so hat er besonders das Bild des Herrn selbst durch keinen gewinnenderen Zug gemildert oder gar veredelt. Er malt ihn durchaus als rücksichtslosen Gebieter, der nur das eigene Interesse kennt, oder als herablassenden Gönner, der dem Günstling hochmütig genug den Unterschied zwischen ihnen beiden fühlbar zu machen weiß. Und nichts weist auf eine bedeutendere Per-

sönlichkeit hin, die eine hervorragendere Rolle im Staatsleben oder im Kriege gespielt hätte. — Schwerlich hat Horaz hier ein bestimmtes Portrait geben wollen: ihm kam es auch hier wohl nur darauf an, den Herrn, wie er leider zu sein pflegt, zu schildern. Häufig verfällt er dabei in einen satirischen Ton. So scheut er sich sogar nicht, wo er dramatisch den Gönner selbst auftreten und schulmeisternd zu dem Vertrauten sprechen läßt, in seine Rede eine Äußerung zu verflechten, die fast schon aus der Rolle fällt: „Meine Mittel erlauben mir die Dummheit“.

So zerstört die Epistel systematisch alle Illusionen, mit denen ein im Leben noch unerfahrener und von den reinsten Absichten erfüllter junger Mann ein Verhältnis als Vertrauter eines Großen eingehen kann. Ihm, der gewohnt war, das Leben vornehm zu genießen, wird mit unbarmherziger Klarheit gezeigt, daß er einem fremden Willen sich beugen, dienen und entsagen muß. Und was der Dichter ihm zum Troste anführt, oft klingt es wie Spott, und doch ist es ganz ehrlich gemeint: bei allem Zwang der äußeren Verhältnisse kann man durch die Einbildungskraft das Drückende sich leicht machen, den Ernst in ein Spiel umsetzen und mit gutem Humor sich lächelnd in das Unvermeidliche schicken.

In ähnlichem Sinne ist auch die Aufforderung aufzufassen, die er zuletzt an ihn richtet, sich immer wieder in die stille Beschaulichkeit philosophischer Betrachtungen zu flüchten. Aus ihnen soll er die Kraft schöpfen, mit ruhigem Gleichmut auf all das Getriebe hinabzusehen. Tiefer und allgemeiner hat Bernardin de Saint-Pierre den Gedanken gefaßt: Je crois la solitude si nécessaire au bonheur dans le monde même, qu'il me paraît impossible d'y goûter un plaisir durable de quelque sentiment que ce soit, ou de régler sa conduite sur un principe stabile, si l'on ne se fait une solitude intérieure, d'où notre opinion sorte bien rarement, et où celle d'autrui n'entre jamais.

So ist es möglich, bei aller äußeren Gebundenheit sich

doch die innere Freiheit zu wahren. Freilich die letzte Konsequenz ist doch, diese subjektive Freiheit auch zur objektiven zu machen und in der Einsamkeit der Natur ganz sich selbst zu leben. Horaz zieht diese Konsequenz nicht direkt, er fordert den Lollius nicht auf, den Umgang mit den Großen zu fliehen und entsagend sich in „die Stille der ländlichen Flur" zurückzuziehen. Aber indirekt thut er es doch, wenn er ihm zum Schluß das Glück vor Augen stellt, das er selbst in der Abgeschiedenheit seines kühlen Thales gefunden hat.

So schließt diese Epistel mit demselben Bilde ab, von dem die vorige ausging, dem Epikureischen Lebensideal. Blickt man von diesem Punkte aus noch einmal auf den Inhalt beider Episteln zurück, so sieht man, wie sich beide zu einer durchaus einheitlichen Gesamtauffassung des Verhältnisses zu den Großen zusammenschließen. Mit kühler Reserve steht Horaz der großen Welt, die er gründlich durchgekostet hat, gegenüber. Er ist viel zu sehr Lebenskünstler, um das reichere und vollere Leben, das er hier gefunden hat, mit verständnislosem Cynismus zu verachten. Er weiß sich auch in die Abhängigkeit zu schicken, ohne der sittlichen Würde etwas zu vergeben. Aber er hält es für eine Thorheit, einen herzlichen, freundschaftlichen Charakter in das Verhältnis zu einem Großen legen zu wollen. Er weiß zu gut, daß ein Verkehr auf dem Fuße der Gleichberechtigung auf die Dauer unmöglich ist und daß, mögen wir nun in der Welt oder außer der Welt leben, nur das Zurückziehen auf uns selbst uns frei und glücklich machen kann.

Neunzehnte Epistel.

I. Horaz will die äußerliche Nachahmung geißeln, die sein bahnbrechender Versuch, eine römische Lyrik in den Formen der großen griechischen Meister zu schaffen, gefunden

hat. (V. 1—20) Aber er nimmt der Polemik geflissentlich jede Schärfe. Er umgeht den direkten Angriff, indem er zunächst den Anschein erweckt, als ob er ganz im allgemeinen den nicht auszurottenden Nachahmnngstrieb der Dichter verspotten wolle. Von einer lustigen Karikatur, in der niemand die Absicht wittert, geht er aus: in dem Saufen der Dichter bekundet sich in grotesker Weise der naive Glaube, durch die Nachahmung von Äußerlichkeiten großer Vorgänger auch die Dichterkraft zu erringen.

Und mit welcher behaglichen Breite entwickelt er das! Cratinus hat zuerst die These aufgestellt, daß das dichterische Schaffen ohne Wein nicht möglich sei. Und es spricht doch auch manches dafür! Die Dichter gehören zum Gefolge des Bacchus, man merkt es ihnen morgens an, daß sie sich nachts beim Weine Begeisterung geholt; auch Homer hat nachweislich den Wein geliebt. So hat auch Vater Ennius es nicht bloß praktisch wie Homer gehalten, sondern jener Erfahrung gleichsam Gesetzeskraft gegeben, indem er das Edikt erließ: niemand solle sich einfallen lassen zu dichten, der den Wein verschmähe. Und nun machen es ihm alle gewissenhaft nach. (V. 1—11)

Damit läßt Horaz endlich sein Ziel sehen: die blinde Nachahmungssucht der Dichter, die auf das Äußerliche sich stürzt, in der Meinung, damit das Wesen zu erjagen. Aber noch immer ist er weit davon entfernt, eine persönliche Absicht merken zu lassen. Daß die Dichter alle, um es den großen Vorbildern gleich zu thun, sich aufs Saufen gelegt haben, ist eher ein harmloses Gegenbild, als eine Analogie zu der ängstlich-mühsamen Nachahmung jener Dichterlinge, die in nüchternem Fleiß ihr Vorbild zu kopieren suchen! Und mit komischem Ernst knüpft er an jenen merkwürdigen Fall die Warnung vor solchem Thun: in ruhig belehrendem Ton entwickelt er an zwei Analogien, wie unnütz es sei — denn nicht das Kleid des Stoikers mache den Cato — und zugleich wie bedenklich, denn es führe zu gefährlichen Übertreibungen, wie man an Jarbitas' Beispiel sehe. (V. 12—16)

Nun endlich kommt er zur Sache, d. h. zur Anwendung dieser allgemeinen Ausführungen auf seinen Fall. Auch er hat unter sklavischen Nachahmern zu leiden — so sklavischen, daß sie sogar, wenn er bleich aussähe, jenem eben erörterten Grundgesetz der Dichter zum Trotz statt des Weines den blutzersetzenden Kümmel nehmen würden. Und nun erst bricht die so lange zurückgehaltene Empfindung durch: lange hat er halb geärgert halb belustigt dieses Treiben beobachtet, bis jetzt bloß noch die heitre Verachtung dieses sklavischen Gesindels übrig geblieben ist. (V. 17—20)

II. Das ruhige Selbstgefühl, das den ganzen ersten Teil durchzieht, wurzelt in dem klaren Bewußtsein des eigenen Verdienstes, das Horaz nun, in dem Mittelstück des Gedichtes, mit voller Unbefangenheit ausspricht. Gleichsam im Lapidarstil, der scharf sich abhebt von dem behaglichen Plauderton, den er bisher anschlug, hebt er es hervor: es war eine litterarische Thât, die strengen Formen griechischer Lyrik in Rom einzuführen; nicht Nachahmung ist seine Poesie, sondern Neuschöpfung — wie die Lieder des Alcaeus und der Sappho auch —, mit selbständigem Leben hat er die fremden Formen erfüllt. (V. 21—33)

III. Dieser auf dem Bewußtsein des eigenen Wertes ruhende Stolz bestimmt auch seine Stellung der Kritik gegenüber. (V. 33—49) Er ist über die geringe Popularität seiner lyrischen Dichtungen gar nicht verwundert. Offen gesteht er ein, daß er zu stolz sei, um sich zu öffentlichen Recitationen herabzulassen, den Beifall der Zuhörer durch eine bezahlte Claque zu erkaufen und die Gunst der Kritiker zu erschmeicheln. Und mit unverhohlener Ironie berichtet er die diplomatischen Wendungen und die konventionellen Lügen, mit denen er in der Öffentlichkeit die vorwurfsvollen Fragen nach den Gründen seiner Zurückhaltung beantwortet. Den Stolz, der es verschmäht, im Theater aufzutreten, versteckt er hinter der bescheidenen Meinung von dem Wert seiner Gedichte, die Sticheleien auf seinen vornehmen Zuhörerkreis überhört er

vorsichtig und schützt lieber die Scheu eines friedfertigen Mannes vor jedem litterarischen Streit vor. Hört ein verständnisvoller Leser aus diesen Antworten schon den Schalk heraus, der gar nicht den Anspruch erhebt, Glauben zu finden, so lüftet er selbst mutwillig die Maske: was er hier seinem Maecenas gesteht, gesteht er ja zugleich dem Publikum; er spielt mit der Fiktion des vertraulichen Briefes.

* *

*

Wir sehen den Dichter, der die Mittagshöhe des Lebens überschritten hat, zurückblicken auf sein Lebenswerk. In den Oden hatte er sich seiner wachsenden Popularität gefreut und mit stolzer Zuversicht sich mit dem Gedanken an den Nachruhm geschmeichelt, der bis zu den fernsten Barbaren dringen und, so lange überhaupt das Römerreich bestehe, dauern werde. Andere Stimmungen erfüllen ihn hier. Lob wie Tadel sind ihm fast gleichgültig geworden. Wie er verlernt hat, sich über die Einseitigkeiten und Äußerlichkeiten der Schule, die er gemacht hat, zu ärgern, so behandelt er die Angriffe der Kritik mit weltmännischer Gelassenheit. Wozu sich streiten? Wozu sich aufregen? Ihm genügt das Bewußtsein des eigenen Wertes, die Anerkennung vor sich selbst; allenfalls erfreut ihn die Schätzung eines exklusiven Kreises, der ihn versteht.

So erscheint er auch auf dem Lebensgebiete, dem sein Streben und Ringen galt, auf dem er die Qualen und Wonnen des Ruhmes kostete, als der innerlich Freie, der der Welt nicht bedarf, da er sich selbst genügt.

Zwanzigste Epistel.

Dem abgeschlossenen Buche fügt Horaz einen Epilog hinzu, in dem er unter dem Bilde eines Vaters, der seinen eigenwilligen Sohn aus dem Hause entläßt, die Gedanken und Empfindungen ausspricht, die ihn bei der Veröffentlichung beschleichen.

I. Er beginnt mit den Motiven, die zur Herausgabe führten. Was ihn bewegte, legt er dem Buche selbst bei. Mit dem scheinbar Unbedeutenden, rein Äußerlichen beginnt er: mit dem unwillkürlichen Reiz, den die Vorstellung für den Schriftsteller hat, sein Buch erscheinen zu sehen, mit der harmlosen, fast kindlichen Freude, es in schmuckem Einband im Buchladen zu erblicken. Dann erst erwähnt er den Drang, auf die Öffentlichkeit zu wirken — ach, er lag den Stimmungen, unter denen das Buch entstand, ganz fern (non ita nutritus)! Damals wurde es wie ein Geheimnis, wie ein Schatz gehütet und hinter Schloß und Riegel geborgen. (V. 1—5)

II. Und nun sein Schicksal! Wieder ist es das Äußerliche, woran zuerst der Dichter denkt: mit Schmerzen sieht er sein armes Buch in den Händen der Leser mißhandelt. Dann seine Wirkung! In drei Stufen vollzieht sie sich. Eine kurze Zeit — solange der Reiz der Neuheit dauert — wird es in Rom Mode sein. Ist es veraltet, so wird es in den Staub der Bibliotheken wandern oder in die Provinz versandt werden, die ja stets die abgethanen Moden der Hauptstadt übernimmt, und in Afrika und Spanien eine Zuflucht finden. Und endlich sieht er es als Makulatur zur Lesefibel für die Winkelschulen der Vorstädte herabsinken. (V. 6—18)

III. Aber so skeptisch auch der Dichter über Dichterunsterblichkeit denkt, ihm ist es doch ein freundlicher Gedanke, daß „sein schnell verrauschend Bild“ auch so noch in seinen Gedichten fortleben werde. Wenn die mildere Jahreszeit[1]) wieder einen größeren Kreis von Schülern versammelt hat,

dann soll das Buch von seinem alten, längst vergessenen Verfasser berichten. Und der Dichter, der so resigniert, so gleichgültig von litterarischem Ruhm denkt, er möchte ein recht genaues Bild seiner Persönlichkeit der Nachwelt geben, ein Bild nicht sowohl des Dichters, als des Menschen. Mit dem Hinweis auf seine niedere Abstammung, sein Streben nach Höherem, seine Anerkennung bei den Großen seiner Zeit zieht er in Kurzem die Summe seines Lebens. Es folgt die Charakteristik seines äußeren und inneren Wesens: als früh Gealterten zeichnet er sich und als Sanguiniker, der rasch im Zorn aufbraust, aber auch leicht zu versöhnen ist. Den Schluß macht die genaue Angabe seines Alters — so sorglich ist er bedacht, bis ins kleinste seine Personalien mitzuteilen! (V. 19—28)

* *

*

Ein Zwiespalt liegt in dem Wesen eines Dichters, dem die Meinung des Publikums so wenig bedeutet, wie dem Horaz (vergl. die vorige Epistel) und der nun doch wieder ein neues Werk in die Öffentlichkeit hinaussendet. Seine Episteln enthalten Selbstbekenntnisse, sie sprechen Lebensstimmungen aus, die abseits der Welt reiften, sie tragen die Form vertraulicher Ergüsse gegen seine Freunde — und nun treten sie hinaus auf den lauten Markt! Aber auch bei Werken dieser Art bestätigt sich, nur auffallender, eine Erfahrung, die im Grunde von jeder künstlerischen Schöpfung gilt. Das Werk ist, sobald es sich losgelöst hat von der Seele seines Schöpfers, gleichsam ein Wesen für sich geworden und drängt nun unwiderstehlich hinaus in die Welt. Und eine seltsam gemischte Stimmung überkommt dann wohl den Künstler vor seiner Schöpfung: sie ist ein Stück von seinem

Herzen und ihm doch fast fremd geworden. Stehen doch gerade große Dichter ihren Werken später oft kühl gegenüber, z. B. Goethe im Gegensatz zu Jean Paul.

Das sind die allgemeinen Stimmungen, in denen das Gedicht des Horaz wurzelt. Sein Humor hat sie gleichsam verdichtet. Er hat die Trennung von Geschöpf und Schöpfer so vollständig durchgeführt, daß er jenem ein selbständiges Dasein leiht und in ruhiger Gelassenheit, ja mit einer Art von grausamer Lust sich das Schicksal seines Werkes vergegenwärtigt.

Über das Hoffen und Bangen, mit dem sonst wohl ein Schriftsteller das Erscheinen seines Buches begleitet und seine Zukunft sich ausmalt, ist er hinaus. Er macht sich keine Illusionen mehr, er kennt das Los poetischer Schöpfungen nur zu genau und nimmt es wie eine Art von Naturgesetz hin. Er weiß: sein Buch wird den Weg aller Bücher gehen. Die einzelnen Etappen dieses Weges, wie er sie uns schildert — von dem flüchtigen Tageserfolg bis zur Makulatur — sind zu allen Zeiten dieselben geblieben: so gewinnt seine Darstellung auch hier typische Bedeutung.

Aber der Humor, mit dem der Dichter die Zukunft seines Buches wie ein unabwendbares Schicksal und als wäre es eine Sache, die ihn nun nicht weiter angeht, prophezeit, wäre nicht vollständig, wenn er nicht bei all dieser zur Schau getragenen Gleichgültigkeit doch auch die klein-menschlichen Regungen komisch wiedertönte. Sie klingen uns entgegen aus dem Ingrimm, mit dem er sein Buch entläßt: es ist der Ärger über sich selbst, der trotz der klaren Erkenntnis der Eitelkeit litterarischen Wirkens sich bethören läßt, ein Buch herauszugeben. Wir hören sie heraus aus dem Spott, mit dem er die Leiden desselben verfolgt — dieser Spott ist ja gleichsam nur die Maske des Mitleids; er ist eine Liebe, die sich gegen sich selbst wehren möchte. Vor allem aber behauptet am Schluß diese menschliche Schwäche in rührend-komischer Weise ihr Recht. Gerade da, wo er die letzte, armseligste

Phase im Leben seines Buches sich vergegenwärtigt hat, gerade da regt sich unwiderstehlich der Drang, mit seinem Werke das Bild seiner Persönlichkeit der Nachwelt — und sei sie auch in dem anspruchslosesten Zuhörerkreise verkörpert — zu überliefern. So fügt er seinem Buche sein mit parodistischer Sorgfalt entworfenes Porträt hinzu.

Zweites Buch.

Erste Epistel.

I. In der Einleitung (V. 1—27) sucht Horaz den Kaiser, wie der Redner den Richter, für den Gegenstand des Briefes, die Verteidigung der modernen Dichter, zu gewinnen. Er beginnt mit dem Versprechen, sich kurz zu fassen, da die Zeit des Kaisers ganz dem Ruhm und Wohl des Landes geweiht sei. (V. 1—4) Zwanglos schließt sich daran ein Preis des Herrschers, dessen Ruhm selbst den der Heroen dadurch überrage, daß ihm schon bei seinen Lebzeiten göttliche Ehren erwiesen würden. (V. 5—17) Aber diese Verherrlichung ist zugleich der wohlberechnete Übergang zum Thema und wird noch direkter dazu benutzt, um die Person des Kaisers in dem Streit zwischen den Alten und den Jungen zu engagieren. Zu der Bewunderung, die das Volk verständnisvoll dem Herrscher entgegenbringt, stellt er in scharfen Gegensatz seine Vorliebe für die älteren Litteraturwerke. Dieser Gegensatz ist mehr rhetorisch als logisch. Seine beiden Teile stehen nur dann in innerem Zusammenhang, wenn man stillschweigend auch die zweite Hälfte auf die Person des Kaisers bezieht: der Anerkennung des neuen Reiches — die Horaz hier zu einer unbedingten stempelt — steht dann die litterarische Reaktion gewissermaßen als eine versteckte politische Opposition gegenüber. (V. 18—27)

Wie in einem regelrechten Plaidoyer gliedert sich nun der Inhalt des Briefes in einen offensiven und defensiven Teil.

II. Horaz bekämpft zunächst die Überschätzung der älteren Dichter. (V. 28—102)

1. Er eröffnet den Angriff gleichsam plänkelnd, indem er mit spielender Dialektik die jenem Vorurteil zu Grunde liegenden allgemeinen Voraussetzungen auflöst. (V. 28—49)

a) Er parodiert den Analogieschluß, der auf die Vorzüge der älteren Litteratur der Griechen gebaut wird, durch zwei andere: mit derselben Logik könnte man aus der Beschaffenheit der Nuß einen Schluß auf die der Olive ziehen oder beweisen wollen, Rom müßte jetzt, weil es den höchsten Gipfel des äußeren Glückes erreicht habe, auch die Griechen in der Entwicklung der Künste hinter sich zurücklassen. (V. 28—33)

b) Durch die Anwendung des „Häufelschlusses" (der fortgesetzten Teilung) sucht er den relativen Begriff des Alten überhaupt aufzulösen. (V. 34—49)

2. Von dieser rein formalen Kritik schreitet er nun zur materiellen fort. (V. 50—102)

a) Durch eine Zusammenstellung der herrschenden, fast zum Dogma erhobenen Urteile über die bedeutendsten Epiker, Tragiker und Komödiendichter der Republik zeigt er, in welchen maßlosen und lächerlichen Übertreibungen die Kritik sich bewegt. (V. 50—62)

b) Die Gründe dieser Erscheinung sind (V. 63—89)

teils intellektuelle: aus wirklichem Mangel an ästhetischem Urteil übersieht man das Veraltete, das Harte und Matte im Ausdruck und läßt sich durch einzelne glänzendere Wendungen und glattere Verse bestechen (V. 63—75);

teils moralische: erregten die vorigen nur die Verwunderung (V. 72) des Horaz, so müssen diese seine Entrüstung (V. 76) wecken. Aus launischem Eigensinn und Hochmut, die sich aber in die Maske der Pietät gegen die Alten hüllen, verwirft man ihnen gegenüber die Werke der Neueren. Vollends

nur Haß und Mißgunst gegen alles Moderne konnten zur blinden Bewunderung der kaum noch verständlichen alten Kultuspoesie führen. (V. 76—89)

c) Die verhängnisvollen Folgen dieser Einseitigkeit für die lebendige Weiterentwicklung der Litteratur deutet Horaz nur an. Wie er den Gedankengang des ganzen Abschnittes mit der Zurückweisung einer falschen Analogie zwischen dem Entwicklungsgange der griechischen und römischen Litteratur begann, so schließt er ihn jetzt selbst mit einer berechtigten ab: nur dem lebendigen Interesse der Griechen für alle neuen Richtungen auf dem Gebiete der Kunst verdanken wir es, daß wir jetzt klassische Werke von ihnen besitzen. (V. 90—102)

Horaz spinnt diesen Gedanken (von V. 93 an) zu einer breiteren, fast selbständig aus dem Zusammenhang sich heraushebenden Schilderung der rasch wechselnden Empfänglichkeit der Griechen für jede künstlerische Thätigkeit (Gymnastik, Skulptur, Malerei, Musik und tragische Dichtung) aus, um so zugleich den Übergang zu gewinnen zu dem nächsten Teile, der dann mit einer Charakteristik des nüchternen und spröden römischen Wesens einsetzt.

III. Dieser zweite Hauptteil soll dem Kaiser zeigen, welche Stufe die römische Dichtung in der Gegenwart erreicht hat. (V. 103—270) Nachdem er, wie eben erwähnt ist, kurz auf den der Poesie wenig günstigen, dem realen Leben und ethischen Interessen zugewandten Charakter der Römer hingewiesen hat, (V. 103 —107)

1. beginnt er seinen Überblick mit der Gattung, die gerade in der jüngsten Zeit aufgeblüht ist und die zugleich ihm selbst am nächsten liegt, mit der Lyrik. (V. 108—138)

a) Fast plötzlich ist sie zu einer Mode geworden, der Jung und Alt bei jeder Gelegenheit huldigt, zu der auch er selbst trotz feierlicher Absage wieder zurückgekehrt ist. Natürlich zeitigt sie daher manche dilettantische Auswüchse. (V. 108—117)

b) Trotzdem soll der Kaiser diese Entwicklung wohlwollend gelten lassen wegen der — sittlichen Wirkungen,

welche die Lieder sowohl auf den, der sie schafft, wie die, welche sie singen und hören, haben. Der Dichter selbst ist ein harmloser Geselle, den seine Kunst von allen Leidenschaften abzieht. Und er nützt an seinem bescheidenen Teile auch der Gesamtheit: sein Lied lehrt uns von Jugend auf edel empfinden, sittlich wollen und zu dem Göttlichen uns erheben. (V. 118—138)

2. Am ausführlichsten behandelt Horaz die Gattung, bei der allein man eine frühe Entwicklung aus nationalem Ursprung nachzuweisen versucht hatte, und auf deren Blüte in dem Zeitalter der Republik die Anhänger des Alten mit besonderem Stolz hinblicken konnten, das Drama. (V. 139—213)

a) Nur hier geht Horaz deshalb zurück auf die Entstehung und Ausbildung der Gattung. Er weiß ihre Geschichte so darzustellen, daß sie von selbst zu einer Kritik wird. (V. 139—176)

Er schließt sich der Ableitung des Dramas aus den Erntespielen und den daraus sich entwickelnden Fescenninen an. Aber er betont den rohen Charakter dieser Anfänge und die zügellose Frechheit, zu der das Spiel nachher ausartete und die nur durch strenge Gesetze eingeschränkt werden konnte. (V. 139—155) Erst nach dem Eindringen griechischer Kultur entstand ein kunstmäßiges Drama nach griechischem Vorbild. Indessen die alte Roheit ließ sich nicht ganz abstreifen. (V. 156—160)

In der Tragödie zeigt sich bei allem Sinn des Römers für das Erhabene doch auch die Gleichgültigkeit gegen die Form. (V. 161—167) Wie es vollends in der Komödie steht, an die, gerade weil sie ihre Stoffe einfach aus dem gewöhnlichen Leben nimmt, um so höhere Ansprüche auf künstlerische Durchbildung gestellt werden müssen, beweist am besten das Beispiel des Plautus. Ihn kümmerte weder die Flüchtigkeit der Charakterzeichnung in den Hauptrollen — des liebenden Jünglings, des strengen Vaters und des Kupplers — noch die Übertreibung des Possenhaften in seinen Parasiten, noch endlich die Nachlässigkeit der Sprache,

denn es kam ihm nur auf die Einnahmen der Vorstellung an. (V. 168—176)

b) In der Gegenwart muß ein von der edleren Begierde nach Ruhm geleiteter Dichter sich von der dramatischen Dichtung abgestoßen fühlen. (V. 177—207)

Schon die Aufregung, in die der Dichter durch die wechselnde Stimmung der Zuschauer versetzt wird, muß ihn abschrecken. (V. 177—181). Dazu kommt der rohe Geschmack derselben. Nicht bloß daß der Pöbel, unter Umständen selbst mit Gewalt, gegen die Wünsche des besseren Publikums Tierkämpfe als Zwischenspiel durchsetzt, auch die Ritter verlangen prunkvolle Aufzüge als Einlagen in die praetextae, und das Wort des Schauspielers verhallt ungehört. (V. 182—207)

c) Dem Vorwurf, daß er die Leistungen auf dem Gebiete des Dramas nur aus Neid nicht anerkennen wolle, weil er selbst dazu unfähig sei, begegnet er mit der ironischen Bewunderung der Kunst des dramatischen Dichters. Er erkennt zweideutig ihre Schwierigkeit an, wenn er sie mit der Leistung eines Seiltänzers vergleicht, und gesteht ihrer Wirkung ein Lob zu, das in seinen Augen natürlich kein Lob ist, nämlich daß sie durch nichtige Phantasiegebilde die Affekte errege. (V. 208—213)

3. Von den Dichtungsgattungen, die erst durch den Vortrag ihre volle Wirkung erzielen, geht er zu denen über, die wesentlich für die Lektüre bestimmt sind. Er beschränkt sich dabei auf das Epos. (V. 214—270)

a) Während er für die lyrische „Manie“ nur die wohlwollende Duldung des Kaisers erbat, legt er ihm die Pflege des Epos als seine persönliche Angelegenheit ans Herz. (V. 219—244) Er soll durch strenge Prüfung und durch Belohnungen die besten Dichter zur Verewigung seiner Thaten gewinnen, ohne sich dabei durch gelegentlichen Stolz, Zudringlichkeit und Empfindlichkeit abschrecken zu lassen. (V. 219—231) Wenn Alexander einst in der Plastik und Malerei nur von den größten Meistern sich darstellen ließ,

dagegen in der Poesie sich völlig kritiklos zeigte, so soll Augustus auch auf diesem Gebiete die sorgfältigste Auswahl treffen. (V. 232—244)

b) Von diesem Gesichtspunkte aus mustert Horaz die Dichter der Gegenwart. (V. 245—270) Die Epen des Vergil und Varius rechtfertigen die Gunst, die der Kaiser ihren Verfassern erwiesen hat; in solchen Werken lebt die Gestalt des Helden ebenso unsterblich fort, wie in ehernem Bilde. (V. 245—250) Ihn selbst würde zwar auch die Verherrlichung der Kriegsthaten des Augustus, durch die der Weltfriede begründet ist, mehr locken als die nüchterne Sermonendichtung; aber er kennt nur zu gut die Grenzen seines Talents (V. 250—259) und fürchtet, daß seine Dichtung nur den Gegenstand herabziehen und bald zur Makulatur werden könnte. (V. 260—270)

* *

*

Die Epistel ist ein, selbstverständlich mit voller Zustimmung des Augustus verfaßtes und für die Öffentlichkeit bestimmtes, Promemoria über die Verhältnisse der Litteratur im neuen Reich. Wenn ein Schreiben, das mit solcher Entschiedenheit und vielfach mit verletzender Schärfe für eine bestimmte Richtung der Poesie eintritt, dem Kaiser gewidmet werden darf, so wird bereits damit seine Person in dem Streit der Parteien engagiert. Aber es handelt sich hier um keine bloße Widmung. Die ganze litterarische Bewegung ist zu ihm in die engste Beziehung gesetzt. Er wird hier gewissermaßen als der oberste Richter auch in Sachen des Geschmacks angerufen. Ja noch mehr: der Dichter giebt dem Streit über die alte und die neue Dichtung geradezu eine politische Bedeutung. Die Frage: wie stellen sich beide Richtungen zum

Kaisertum? klingt neben der bloß ästhetischen Beurteilung vernehmlich genug hervor.

Der litterarische Kampf steht natürlich im Vordergrunde. Es handelt sich dabei um keinen tieferen, prinzipiellen Gegensatz zwischen den Alten und den Jungen, sondern nur um einen graduellen Unterschied. Es war ja nicht der Drang, das Leben reicher und tiefer zu erfassen und zu gestalten, der damals alte und ausgelebte Formen zu durchbrechen suchte. Die moderne Dichtung arbeitete ebenso wie die frühere mit der Technik der Griechen, entlehnte ihnen die Stoffe oder modelte sie nach ihrem Muster Sie hat nur eine höhere Stufe in der Ausbildung der Form erreicht und blickt nun mit dem ganzen Selbstgefühl des Virtuosen auf die ältere, noch unvollkommene Kunstübung zurück. Daher verschwinden dem die bisherige Entwicklung der Litteratur überschauenden Auge des römischen Kunstrichters alle charakteristischen Unterschiede der früheren Epochen und Dichter. Die Reste alter nationaler Poesie, wie das Salierlied, die Odysseeübersetzung des Naevius, das Kunstepos des Ennius, die volkstümlichen Bearbeitungen griechischer Komödien durch Plautus — sie alle mißt er mit dem einen Maßstab der Korrektheit und Glätte der Form. Seine Kritik kann und will nicht gerecht sein. Er als einer der Führer der neueren Kunst steht nicht bloß ganz unter dem Bann ihrer Anschauungen, er bringt sie auch mit der Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit zur Geltung, mit der stets eine neue Entwicklungsphase sich ihren Platz zu erobern und gegen den tief und nachhaltig fortwirkenden Einfluß der älteren Werke zu behaupten sucht.

Während Horaz die Verehrung für die Litteratur der Republik in der Einleitung in einen gewissen Gegensatz zum neuen Reich stellt, kann er nachher der neuen Kunstpoesie es nachrühmen, daß ihr Inhalt den Zwecken des Kaisers entgegenkommt. Bei seiner Reorganisation des Reiches im Innern hatte Augustus sich vor allem auch das Ziel gesteckt, die durch einen zwanzigjährigen Bürgerkrieg tiefgesunkene

Sittlichkeit wieder zu heben. Er versuchte dabei die Mitwirkung der Litteratur heranzuziehen. Was er durch seine Gesetzgebung, Erlasse und Reden anordnete und empfahl, dafür sollte sie im Volke den Boden bereiten. Mit überraschender Offenheit erkennt Horaz diese Aufgabe der Poesie an. Wenn er die moderne Lyrik für wert hält, vor den Augen des Herrschers Gnade zu finden, so ist es deswegen, weil sie den tiefsten sittlichen und religiösen Einfluß ausübt. Wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, daß er es mit diesen Worten ganz ehrlich meinte. Er hatte sich ja bei seinem eigenen dichterischen Schaffen immer mehr und mehr in diesen Gedanken hineingelebt. Aber wir dürfen doch die Enge dieser Auffassung nicht verkennen, die in einer an sich berechtigten und bedeutungsvollen Nebenwirkung der Kunst ihren eigentlichen Wert sieht und darauf allein gewissermaßen ihre Existenzberechtigung vor dem Kaiser gründet.

Geradezu höfischen Charakter soll das Epos tragen. Als seine eigentlichste, ja einzige Aufgabe nennt Horaz die Verherrlichung der Person und der Thaten des Herrschers. Der allgemeinere nationale Inhalt tritt demgegenüber ganz zurück. Ja er möchte diese Abhängigkeit des Epos vom Kaiser soweit ausgedehnt sehen, daß er ihm in allem Ernste den Gedanken nahe legt, wie einst der göttliche Alexander nur einem Lysippus und Apelles eine Art von Privilegium auf seine Portraits erteilte, so auch nur wenige erprobte Dichter mit der Darstellung seiner Thaten zu betrauen.

Lächelnd weist er den Gedanken ab, als könne er selbst dabei in Betracht kommen. Und wie er hier von seiner eigenen Person ausdrücklich absieht, so läßt er sie in der ganzen Epistel fast völlig zurücktreten. Er, der einen so wesentlichen Anteil an der Entwicklung der strengen kunstmäßigen Form der neueren Poesie hat, schweigt hier ganz von seinen eigenen Dichtungen. Nur da, wo er von der allgemeinen Sucht, Verse zu machen, spricht, weist er flüchtig zu scherzhafter Warnung auch auf sein eigenes Beispiel hin.

Ebenso greift er nie einen der Vertreter des Alten namentlich an. Er bekämpft, so scheint es, nur die Richtung, nicht die Personen.

Und doch ist er in Wahrheit weit davon entfernt, den Streit rein sachlich zu führen. Die Epistel ist voll von versteckten persönlichen Beziehungen. Wenn er die ethische Bedeutung der Lyrik schildert, so scheinen unter dem allgemeinen Bilde des Dichters überall deutlich die charakteristischen Züge der eigenen Dichterpersönlichkeit hindurch. Auch er hatte sich oft gerühmt, daß ihm jede Habsucht fern liege, daß er in allen Lagen den Gleichmut wahre, und hatte die ländliche Einfachheit seiner Lebensweise geschildert; auch er hatte seine unkriegerische Art offen bekannt. (V. 119 fg.) Er hatte sich in seinen Liedern mit milder Weisheit an die Jugend gewendet, sie vor den Leidenschaften gewarnt und ihr Beispiele der Tugend vor Augen gestellt. Er hatte dem Unbegüterten das Glück der Armut gezeigt und den Bekümmerten getröstet. (V. 126 fg.) Wer sonst von den Zeitgenossen hatte dies Ideal so verkörpert wie er selbst? Und wenn er am Schluß noch besonders hervorhebt, daß der Dichter auch als vates die züchtigen Knaben und keuschen Jungfrauen Bittgesänge lehre, durch die sie im Chor die Götter um Schutz, um Regen und ein fruchtbares Jahr und um Abwendung böser Seuchen anflehen — so weist er damit direkt auf seinen Jahrhundertsgesang und das Vorspiel desselben Od. I, 20 hin.

So wird die Verteidigung des modernen Lyrikers zu einer Selbstverteidigung des Dichters. Und wie er hier selbst das Visier halb lüftet, so weiß er die Gegner, auch ohne sie zu bezeichnen, doch dem Leser bemerklich zu machen. Uns ist es natürlich heute nicht mehr möglich, diese Anspielungen über die Epistel hin zu verfolgen. Wir können uns nur aus einzelnen Stellen, wo sie sich zufällig noch nachweisen lassen, eine Vorstellung von der Kampfesweise des Horaz bilden. So scheint ihm, wenn er von dem Manne redet (V. 86 fg.), der sich auf sein Verständnis des alten Salierliedes, das ihm

doch ebenso dunkel sei, wie anderen, etwas einbilde und die Poesie desselben bewundere, der Begründer der römischen Altertumsforschung, der Ritter Aelius Stilo vorzuschweben. Gegen ihn richtet sich auch der Spott über die, welche soweit in ihrer Bewunderung der ältesten Denkmäler römischer Sprache gehen, daß sie (V. 27) womöglich „behaupten, die Musen selbst hätten auf dem Albanerberge die Sprache der Decemviralgesetze und der alten Vertragsurkunden geredet". Aelius Stilo hatte auch die Zwölftafel-Gesetze erläutert und gelegentlich von Plautus den überschwänglichen Ausdruck gebraucht „die Musen würden in Plautus Sprache geredet haben, wenn sie lateinisch sprechen wollten".

Die Überschätzung des Plautus teilte mit Aelius Stilo sein großer Schüler Varro. Er hatte sich, wie Gellius anführt (X, 1, 99), jenes eben citierte Wort angeeignet, hatte „Plautinische Untersuchungen" und „Über die Komödien des Plautus" geschrieben und die echten und unechten Stücke zu scheiden gesucht. Gegen ihn richtet daher wohl die scharfe Kritik der künstlerischen Schwächen des Plautus (V. 170 fg.) ihre Spitze. Seine Manier scheint Horaz auch zu parodieren, wenn er (V. 56 fg.) eine Reihe von Urteilen über die älteren Dramatiker zusammenstellt: ebenso hatte Varro in der Satire Polemo dieselben mit kurzen lobenden Censuren versehen.

Der überlegene Spott, mit dem Horaz hier die beiden bedeutendsten Kenner und Verehrer der alten Litteratur streift, durchzieht seine Polemik auch da, wo sie nicht gegen bestimmte Personen sich richtet. Von vornherein ist ihm die maßlose Bewunderung der Alten eine fast unbegreifliche Verirrung, die viel zu lächerlich ist, als daß sie eine gründliche Widerlegung verdiente. So führt er gleich zu Anfang die Gegner ad absurdum, indem er ihnen mit sokratischer Ironie eine Lektion in der Logik erteilt: in Rede und Gegenrede führt er ganz regelrecht mit ihnen seinen Sorites durch. (V. 39 fg.) Er weiß ferner das klassische Ansehen des Livius Andronicus dadurch am besten auf seinen wahren Wert zurückzuführen,

daß er an die unliebsamen Jugendeindrücke erinnert, die für ihn — und mit ihm sicherlich auch für die meisten Leser — an seine Schullektüre sich knüpfen. (V. 69 fg.) Er fragt mit der unschuldigsten Miene, wie man seiner harmlosen Kritik der alten Dramatiker Mangel an Pietät vorwerfen könne, und benutzt gleichzeitig den Namen des Atta (= der Trippler) zu einem boshaften Wortspiel. (V. 79) Mit behaglichster Laune — nicht umsonst citiert er den Geist des lachenden Philosophen Demokritos (V. 194) — schildert er das Verhalten des „süßen Pöbels" (V. 186) im Theater. Selbst die trockenen Resultate der antiquarischen Forschung über die Anfänge des römischen Dramas versteht sein Humor mit heiterem Leben zu umkleiden. So ist seine Polemik trotz aller gelegentlichen Schärfe durchaus frei von jeder leidenschaftlichen Erregung. Höchstens wenn er auf bewußtes Übelwollen gegen die Neueren zu stoßen glaubt, entfährt ihm ein Wort des Unwillens. (V. 76—89)

Freilich, ebensowenig wird er warm, wo er für die eigene Sache eintritt. Wenn er die rasche Empfänglichkeit der Griechen für das Neue seinen Landsleuten als Muster hinstellen will, kann sein Humor, der auch die Kehrseite ins Auge faßt, doch zugleich ein Lächeln nicht unterdrücken über den kindlichen Eifer, mit dem das Nachbarvolk in der Pflege der Kunst aufging und die schnellsten Wandlungen des Geschmacks durchmachte. Er spricht hier scherzend fast im Ton eines Römers der alten Zeit über die Graeculi (V. 93 fg.) Selbst da, wo er den ethischen Gehalt der modernen Lyrik preist, ist er weit entfernt von jedem Pathos. Halb ironisch knüpft er den Hinweis auf die heilsamen Wirkungen des „leichten Wahnsinns" (V. 118) an. Der Dichter selbst ist ihm ein harmloser, der Welt entrückter Geselle, und wenn auch im folgenden, wo er die sittlich-religiöse Bedeutung des Liedes ausführt, der Ton sich allmählich hebt, so bleibt er doch im wesentlichen kühl und nüchtern. Wie zurückhaltend ist ferner sein Lob des Vergil und Varius (V. 245 fg.), wie

sehr sticht es ab von der Überschwänglichkeit, mit der z. B. Properz (II, 34, 66) die Aeneis ankündigt! Und die Selbstironie, mit der er im Epilog des 1. Buches der Episteln das künftige Schicksal seines Werkes sich ausmalte, kehrt wie ein Refrain auch am Schlusse dieses Briefes wieder: auch hier spielt er mit dem Gedanken, was er schafft, zur Makulatur werden zu sehen.

Ähnlich wie bei Lessings Streitschriften beruht das Interesse, das uns heute noch das litterarische Manifest des Horaz einflößt, hauptsächlich auf der eigenartigen Behandlung des Gegenstandes, die ganz und gar in der Persönlichkeit des Verfassers wurzelt. Die höheren allgemeinen Gesichtspunkte, die sich bei Lessing meist aus der Einzelkritik ergeben, würde man allerdings, wenigstens in dieser Epistel, bei Horaz vergebens suchen. Was sie dafür zur Entschädigung uns bietet, ist wesentlich ihre historische Bedeutung: der Einblick, den sie gewährt in die litterarischen Kämpfe und Tendenzen der Augusteischen Zeit.

Zweite Epistel.

I. Der Brief läßt sich wie ein gewöhnlicher Entschuldigungsbrief wegen saumseligen Schreibens an. Mit überlegenem Humor weist Horaz in der Einleitung den ihm deshalb von Florus gemachten Vorwurf zurück. Ohne jede einleitende Bemerkung über den Anlaß, der ihn darauf führt, und den Zweck, den er damit verfolgt, legt er dem Freunde mit scheinbarem Ernst einen fingierten Rechtsfall, wie sie zur juristischen Unterweisung der jungen Römer dienen mochten, zur Entscheidung vor. Er hat diesen Fall als Dichter zu einer kleinen dramatischen Szene ausgestaltet. Ein geriebener Sklavenhändler muß vor uns im Tone des Biedermannes

erst alle Vorzüge seines Sklaven ins hellste Licht setzen und nur zum Schluß, um gegen jeden Rechtsanspruch geschützt zu sein, wie beiläufig den einzigen Fehler desselben, daß er ein Ausreißer ist, berühren. So überraschend dieser plötzliche Vorbehalt an sich schon wirkt, so überraschend ist die Anwendung der rechtlichen Konsequenzen dieses Falles auf das Verhältnis des Horaz zu Florus: auch er hat sich von vornherein als lässig im Briefschreiben bekannt und jedem Vorwurf, der ihn deshalb treffen könnte, die Berechtigung entzogen. Damit löst sich endlich das Rätsel, das die lange, ganz voraussetzungslos vorgetragene Erzählung dem Leser aufgab. Daß der ganze Rechtsfall nur ein Gleichnis sein soll, ahnen wir von Anfang an, aber seine Beziehungen bleiben uns zunächst unklar, wir glauben sie bald in der Person des Sklavenhändlers, der sich seines kleinen, aber unverschuldeten Besitzes rühmt, bald in der des Sklaven, der etwas griechische Bildung besitzt und nicht übel zum Weine singt, zu entdecken. Und nun sehen wir, daß Horaz in diesem Gleichnis sich in beide Personen zerlegt hat: er ist, wie der Sklav, sonst ein guter Kerl, nur mit einem Fehler behaftet, und zugleich gesteht er ihn offen und ehrlich, wie der Verkäufer seinen Kunden, ein. Freilich fällt von dem Bilde des letzteren, dessen Ehrlichkeit etwas Geschäftsmäßiges und Berechnetes hat, ein etwas zweideutiges Licht auf die Aufrichtigkeit der Versicherungen des Dichters. (V. 1—24)

II. Während Horaz den Zweck der Einleitung künstlich versteckte und erst am Schlusse enthüllte, stellt er das Thema des folgenden Abschnittes sofort kurz und bestimmt an die Spitze: er will sich rechtfertigen gegen den Vorwurf des Freundes, daß er ihm keine Gedichte gesandt habe. Diese Verteidigung wird ihm zu einem umfassenden Bekenntnis über sein ganzes Verhältnis zur Dichtkunst. (V. 24—140)

1. Dieses Verhältnis ist zunächst bestimmt durch innere Erfahrungen. (V. 26—64)

a) Er geht aus von den **Motiven**, die ihn zur Poesie führten, und der Bedeutung, die sie in dem Gange seines Lebens gehabt hat. (V. 26—54)

Er leitet diesen Punkt mit demselben gelassenen Humor, ja sozusagen mit derselben Methode ein, die er im Vorhergehenden anwandte. Wie dort erzählt er auch hier, ohne jede Vorbemerkung, ein Gleichnis. Auch hier greift er es aus einer fremden und tief liegenden Sphäre: welche Analogie scheint zwischen dem Soldaten des Lucullus, der erst in der Verzweiflung über den Verlust seiner Barschaft tollkühn die feindliche Burg erstürmt, dann aber jeden Appell an seinen Mut mit verschmitztem Lächeln abweist, und dem Dichter vorzuliegen? Auch hier läßt er die Personen unmittelbar vor uns hintreten und weiß ihren Reden einen charakteristischen Ton zu geben. Auf die pathetisch-phrasenhafte Aufforderung des Offiziers findet das nüchterne Phlegma des gemeinen Soldaten sofort eine schlagfertige Erwiderung: in der Weise des Volkes redet er von sich in der dritten Person, und den rhetorisch wiederholten Imperativ „Geh!" parodiert er mit dem ironischen Futurum. (V. 26—40)

Äußerlich ganz unvermittelt und mit fühlbarer Änderung des Tones schließt sich an die heitere Anekdote die Anwendung auf die Lage des Dichters. (V. 41—54) Wehmütig blickt er zurück auf den ruhigen Entwicklungsgang, den sein Leben zuerst genommen hat: was die Schulzeit in Rom, wo der Knabe schon aus seinem Homer das Verderbliche der Leidenschaft erkennen lernte, begonnen, das setzten die philosophischen Studien in Athen fort (adiecere) — sie weckten in ihm die Lust an der Erkenntnis des Wahren und Guten. (V. 41—45) Bitter gedenkt er dann der Unterbrechung dieser glücklichen Zeit durch die Bürgerkriege, die auch ihn, den Unkriegerischen, fast willenlos in ihre Strudel zogen, und der Not und Verzweiflung bei seiner Heimkehr. In dieser Lage griff er zur Dichtkunst. Und in seiner Verbitterung scheint ihm das wesentlichste Motiv, das ihn dazu drängte, und das einzige

reale Resultat dieses Schrittes dasselbe zu sein, was damals das Ziel der meisten Kunstgenossen bildete: der Schutz und die Belohnung eines Großen. Jetzt wo er hat, was er zum Leben braucht, ist auch jeder äußere Antrieb zum Dichten geschwunden. (V. 46—54)

b) Und damit zugleich hat ihm das Alter die zum Dichten notwendige Lebensfrische und Lebensfreudigkeit geraubt. (V. 55—57)

c) Schließlich hat auch er die Erfahrung fast jedes Dichters gemacht, der in verschiedenen Gattungen hervorgetreten ist, daß der widerspruchsvolle Geschmack des Publikums ihn in der einen oder anderen derselben festhalten möchte. Diese launische Einseitigkeit, die bald nur Lieder oder Epoden bald nur Satiren von ihm haben möchte, hat ihn in seinem Schaffen irre gemacht. (V. 58—64)

2. Von den inneren Gründen, die ihm das Dichten verleiden, geht Horaz zu den äußeren über: der Unruhe und den Zerstreuungen seines Lebens in Rom. Durch die Häufung und Übertreibung der Züge hat er die Schilderung fast ins Groteske gesteigert. Zur komischen Folie aber dient ihr wieder eine Anekdote: die Erzählung von dem namenlosen Genie, das in dem einsamen Athen lange Jahre hindurch in seine dichterischen Studien sich vergrub, ohne doch etwas schaffen zu können. (V. 65—86)

3. Dazu kommen die für die vornehmere Art des Dichters unerquicklichen litterarischen Zustände in Rom: die Einführung der öffentlichen Rezitationen hat eine geschäftsmäßige admiration mutuelle zur Folge gehabt. Wieder leitet — ohne jede äußere Anknüpfung — eine Anekdote die Schilderung ein. Die Geschichte von dem edlen Brüderpaare, das seine Liebe durch gegenseitige Reklame bekundete, zeigt uns die Kamaraderie der römischen Dichter zunächst in komischem Spiegelbild. Dann folgt die Beschreibung ihres eitlen Auftretens bei den Rezitationen. Horaz führt sich selbst ein, wie er mit einem Kollegen, dessen Specialität die Elegie ist, stolz

die Tempelhalle betritt. Der nun folgende Wettkampf um den Beifall erinnert ihn an das berufsmäßige Schaufechten von Gladiatoren. Den Beschluß aber machen die gegenseitigen Komplimente, in denen man sich bis zur Geschmacklosigkeit überbietet. Auch Horaz hat, so bitter er das Demütigende empfand, dieser Sitte sich anbequemt, um die Kunstgenossen nicht zu reizen. Um so lebhafter wünscht er jetzt, nach dem Abschied von der Poesie nunmehr sicher vor ihrer Rache, auch diesen Rezitationen sich entziehen zu können. (V. 87—105)

4. Dem naiven Selbstgefühl dieser Dichter, das auch der Spott über ihre schlechten Verse nicht zerstören kann, stellt Horaz die eigenen strengen Forderungen an die künstlerische Form gegenüber. (V. 106—140) Es gilt zuerst den Wortschatz zu sichten durch Ausmerzung niedriger Wendungen, die Wiederbelebung veralteter, aber edler Wörter und die Einführung neugeschaffener. So wird der echte Dichter die Sprache seines Landes bereichern. (V. 111—121) An die Auswahl der Wörter soll sich sodann die künstlerische Gestaltung des Ausdrucks, die Vermeidung alles Üppigen, Rauhen und Matten schließen. (V. 122—123) Das fertige Werk soll den Schein leichten Spiels erwecken — und doch, wie schwerfällig und mühselig muß es geschaffen werden. (V. 124. 125) Dieses qualvolle Ringen mit der Form, wie es nur der wahre Künstler kennt, ist nun der letzte Grund, der dem Horaz das Dichten verleidet. Ja in dem Gedanken daran überkommt ihn etwas wie Neid auf die dilettantische Selbstzufriedenheit, die kritiklos die eigenen Verse bewundert. (V. 126—128)

Freilich fügt er sofort die herbste Kritik dieser glücklichen Illusion hinzu, wenn er sie — ohne selbst ein Wort der Kritik zu verlieren — durch die tragikomische Geschichte von dem gutartigen Irrsinnigen in Argos parodiert, der im leeren Theater kindisch froh Beifall klatschte und den Freunden, die ihn von seinem glücklichen Wahn heilten, grollte. (V. 128—140)

III. Horaz hat deshalb dieses Erwachen aus nichtigen

Illusionen so lebendig ausgemalt, weil das Bild, tiefer und allgemeiner gefaßt, zugleich den folgenden Gedanken vorbereitet. Nicht bloß der kindischen Freude an dichterischem Spiel gilt es zu entsagen, sondern allem bethörenden Wahn der Leidenschaft. Wichtiger als Wort und Rhythmus harmonisch zu verbinden, ist es für uns, unser Leben harmonisch zu gestalten. (V. 141—216) In ernstem Selbstgespräch prüft sich Horaz, wie nahe er diesem Ziel gekommen sei. Zugleich aber ist diese Selbstprüfung eine Prüfung für den, an den der Brief gerichtet ist, und das ist natürlich nicht bloß Florus, sondern jeder Leser.

1. Die Hauptfrage ist hier wie sonst die: Wie weit ist es uns gelungen, uns von der Begierde nach äußerem Besitz zu befreien? (V. 146—204)

a) Um dies zu erreichen müssen wir zunächst erkennen, daß der Besitz das Verlangen nie befriedigt, und den festen Entschluß fassen, das rechte Mittel zur Befreiung von der Begierde zu suchen. Horaz führt diesen Gedanken in einer zwiefachen paränetischen Anwendung des üblichen Vergleichs der Leidenschaft mit körperlichen Leiden aus: wir sollen hier dasselbe thun, was wir beim Fieberdurst oder bei verkehrter Behandlung einer Wunde für selbstverständlich halten. (V. 146—157)

b) Das Mittel aber, das er selbst anwendet, besteht darin, daß er den Begriff des Besitzes überhaupt vor dem Verstande zerstört, indem er zeigt, daß er gar keine Realität hat, sondern nur in unserer Vorstellung existiert. (V. 158—189)

Halb scherzend beginnt er mit dem Nachweis, daß man den fremden Besitz in der Vorstellung als eigenen ansehen kann. (V. 158—169) Er geht dabei aus von den beiden Formen des Eigentums, die das römische Recht unterschied, der mancipatio und usucapio. Die letztere haben wir bei jedem Grundstücke, dessen Ertrag wir zu unserem Nutzen verwenden. (V. 160—162) Aber auch die erstere Art der Besitzergreifung kann man mit gutem Humor hier finden: bei

unseren Einkäufen zahlen wir gleichsam allmählich und unmerklich seinen Wert ab. (V. 162—169) Umgekehrt müssen wir uns bewußt werden, daß bei dem Kauf eines Gutes der Ertrag nur im Voraus bezahlt wird und sein Besitz doch im Grunde nur ein vorübergehender Nießbrauch ist bei dem steten Wechsel, den er durch Schenkung, Verkauf, Konfiskation und Tod erfährt. (V. 170—179)

Endlich müssen wir bedenken, daß auch die Bedeutung des Reichtums für den Menschen rein subjektiv ist. (V. 180—189) Er ist, wie die Thatsachen zeigen, für viele entbehrlich und gleichgültig. (V. 180—182) Und der Grund, weshalb oft sogar in derselben Familie der eine ihn in harter Arbeit zu erraffen, der andere unbekümmert um den Erwerb das Leben nur zu genießen sucht, liegt in der verschiedenen Charakteranlage, der die meisten gedankenlos folgen. (V. 183—189)

c) Für Horaz ergiebt sich daraus als praktische Konsequenz ein zufriedener, von Geiz wie Verschwendung gleich weit entfernter Genuß mäßigen Besitzes. (V. 190—204)

2. In einer raschen Folge von Fragen setzt er die ernste Selbstprüfung fort. Auch den Ehrgeiz, die Todesfurcht, den Zorn und den Aberglauben müssen wir überwinden. Dankbar sollen wir dann die uns geschenkten Jahre hinnehmen und immer milder, ruhiger, reiner dem Alter entgegengehen. (V. 205—212)

3. Er schließt mit dem Gedanken, daß nur dieses Streben nach dem „wahren Leben" ihm noch ein Anrecht auf das Dasein gebe. (V. 213—216) Den nichtigen Tand des Lebens, die sinnlichen Freuden hat er zur Genüge ausgekostet. Verächtlich spielt er auf die berüchtigte Grabschrift des Sardanapal an, der darin den einzigen Gehalt des Lebens sah. Wer noch als Greis vor dem Scheiden zu gierig vom Lebensbecher trinkt, fordert mit Recht den Spott der Jugend heraus, der allein der Genuß ziemt.

* *

*

An Julius Florus hatte Horaz bereits die 3. Epistel des 1. Buches gerichtet. Er hatte ihn dort aus dem Gefolge des Tiberius als den am tiefsten Veranlagten herausgehoben; ihm gegenüber hatte er die Pfeile des Spottes, mit denen er die Genossen überschüttete, ruhen lassen, ihn aus den Zerstreuungen des Weltlebens der „himmlischen Weisheit“ zuführen wollen. Ihm hat er auch diese letzte Epistel gewidmet, die längste, wenn man von dem halb offiziellen Sendschreiben an den Kaiser absieht, und zugleich die gehaltreichste von allen.

Noch immer spricht er zu ihm als der ältere und gereiftere Freund. Aber das Verhältnis hat sich doch wesentlich geändert. Während er in dem früheren Briefe beurteilend und mahnend auf die Lage des Florus eingegangen war, giebt er ihm hier den tiefsten Einblick in sein eigenes Leben. Er zieht hier gleichsam die Summe seiner ganzen Entwicklung und überschlägt, was er erstrebt und erreicht hat.

Dem entspricht der Ton des Briefes. Nichts mehr von den heiteren Neckereien, in denen den „Jungen“ am Hoflager des Tiberius gegenüber der Alte sich erging. Gelassen spricht er hier seine Lebenserfahrungen und seiner Weisheit letzten Schluß aus. Kein Brief ist so reich an Gleichnissen wie dieser; in keinem verwendet er eine solche Fülle von Anekdoten aus dem gewöhnlichen Leben dazu. Er erzählt sie mit ruhiger Umständlichkeit, lebendig stellt er uns die Personen vor Augen, gern arbeitet er einzelne Momente dramatisch heraus. Aber mit diesem Behagen an der Erzählung steht die Anwendung der Geschichten in einem fühlbaren Kontrast. Nur in der Einleitung der Epistel kommt die alte gute Laune des Dichters, die harmlose Freude, den Leser durch die gänzlich unerwartete Schlußfolgerung zu verblüffen, zum Ausdruck. Sonst enden diese Anekdoten alle mit einer scharfen Pointe. Und ebenso herb ist der Humor, mit dem er das Treiben der römischen Dichter schildert und auf sein eigenes Dichten zurück-

blickt. Die schroffe Einseitigkeit in der Auffassung der Dinge nähert den Humor hier vielfach der Satire.

Schon in der 19. Epistel hatte er sich verächtlich abgekehrt von dem Koterienwesen in den römischen Dichterkreisen — aber mit gerechtem Stolz hatte er auf das Werk seines Lebens, die Begründung einer kunstmäßigen Lyrik hingewiesen. In dem Einleitungsgedicht des 1. Buches hatte er dann der Poesie Valet gesagt, müde, um dem Beifall des launischen Publikums zu ringen. Aber so unbarmherzig, so illusionslos wie hier hat er doch vorher noch nie seine Kunst betrachtet. Er sieht in dem künstlerischen Treiben überall nur das kleinlich Menschliche. Er läßt uns einen Blick hinter die Kulissen thun und unmittelbar sehen „wie's gemacht wird", wie mit selbstgefälliger und doch in ihrer Kritiklosigkeit fast naiv wirkender Eitelkeit eine wohlberechnete gegenseitige Reklame Hand in Hand geht. So wird jetzt Dichterruhm geschaffen! Und ebenso schonungslos wie die Kunstgenossen behandelt er sich selbst. Er ignoriert geflissentlich all und jedes idealere Motiv, das ihn zum Dichten trieb: das persönliche Verhältnis, das er zu dem Inhalt vieler Gedichte hatte, die ethische Tendenz anderer, das künstlerische Interesse an der Begründung einer neuen, strengeren Form der römischen Lyrik, endlich den Gedanken an den Ruhm. Die Begeisterung, ohne die kein poetisches Schaffen sich denken läßt, ist so völlig verflogen, daß sein Gedächtnis gar keine Spuren davon zu bewahren scheint. Ja, die Stimmung, aus der sein Dichten erwuchs, erscheint seiner Erinnerung jetzt geradezu als das Gegenteil jeder Begeisterung: er sieht sich mit gelähmten Schwingen aus dem Bürgerkriege heimgekehrt, und er denkt nur noch an die materiellen Vorteile zurück, die er durch sein Auftreten als Dichter erhoffte und erlangte. Es wäre selbstverständlich durchaus verkehrt, seine Äußerung als ein vollgültiges Zeugnis über seine eigentlichen Motive benutzen zu wollen. Sein Wort hat nur bedingte Wahrheit: nicht sowohl die damalige als die jetzige Stimmung spricht es aus, und

in dieser Stimmung erscheint ihm ein einzelnes äußeres Motiv — das natürlich bei ihm ebenso gut wie bei anderen Dichtern von Bedeutung war — als das einzige oder ausschließlich maßgebende. Seine Auffassung ist hier ebenso einseitig, wie wenn er nachher über den Geburtsqualen bei der Entstehung eines Werkes das Hochgefühl des Gelingens vergißt.

Es ist die Lebens- und Schaffensmüdigkeit des Alters, die hier spricht, des Alters, das in seiner trüben Illusionslosigkeit das freudige Hoffen und Streben der Jugend- und Mannesjahre nicht mehr versteht.

Auf derselben Stimmung ruht auch der zweite Hauptteil der Epistel, in dem Horaz dem nichtigen Spiel, das früher seinen Lebenszweck gebildet hat, sein jetziges ethisches Ideal gegenüberstellt. Das giebt seinen Ausführungen den Eindruck des innerlich Durchlebten, so vieles auch in der Form schulmäßigen Räsonnements ausgesponnen ist. Der Gedankengang folgt einem ganz abstrakt-moralischen Schema und bewegt sich im wesentlichen wieder in Epikureischen Anschauungen. Die alte Frage nach dem Verhältnis des Weisen zu den äußeren Gütern drängt sich wieder hervor und wird mit doktrinären Argumenten mehr witzig als überzeugend behandelt. Wenn Horaz dabei von der juristischen Auffassung des Eigentums ausgeht, so hat er wahrscheinlich die Anregung zu dieser geistreichen Spielerei*) durch Lukrez erhalten, der im 3. Buch (V. 971) den Gedanken ausspricht, daß wir das Leben nicht durch mancipium, sondern nur durch das Recht des usus besitzen[2]). Epikureisch ist ferner der paränetische Vergleich der unstillbaren Begierde nach dem Besitz mit den Qualen des Fieberdurstes[3]). Ja die ganze innere Vollendung, die Horaz anstrebt, ist doch nichts anderes als das Epikureische Lebensideal der Ataraxie. Speciell erinnert noch an Epikur,

---

*) Dickens' Humor hat eine seiner komischen Chargen in Bleakhouse mit diesem Einfall ausgestattet: Mr. Harold Skimpole dankt dem Besitzer von Chesney-Wold, daß er für ihn alle Herrlichkeiten seines Landsitzes geschaffen habe.

daß er neben der Befreiung von Ehrgeiz und Zorn auch die von der Todesfurcht und dem Aberglauben[3]) nennt und als einzige Pflicht eigentlich nur die Liebe zu den Freunden kennt. Auf ein Wort des Lukrez spielt direkt der Schluß an. Es findet sich an derselben Stelle, wo er unseren Anspruch auf das Leben mit dem Rechte des Nießbrauchs vergleicht — man hat den Eindruck: dem Horaz müssen, als er diese Epistel schrieb, gerade die machtvollen Verse aus dem Schlusse des 3. Buches über das Ende des Lebens durch den Sinn gegangen sein. Die Natur selbst läßt dort Lukrez dem Greise, der über den nahenden Tod jammert, die strengen Worte zurufen: nachdem er die Freuden des Lebens genossen, nun voll und satt zu scheiden, alles zu lassen, was seinem Alter nicht mehr entspricht — „wohlan, mache nun ruhigen Geistes anderen Platz, es ist notwendig". (V. 952—962). Man sieht, es sind nicht bloß dieselben Gedanken, sonder zum Teil sogar dieselben charakteristischen Ausdrücke.

Einen persönlicheren Charakter gewinnt die Epikureische Lebensweisheit in unserer Epistel schon dadurch, daß Horaz sie sich hier in der Form einer Selbstprüfung nahe bringt. Und dabei hören wir aus den schulmäßigen Betrachtungen doch auch oft genug Empfindungen und Gedanken heraus, wie sie sich am Abend des Lebens fast jedem ernster Denkenden aufdrängen. Sie sind durchzogen von dem Bewußtsein der Nichtigkeit und Vergänglichkeit irdischen Thuns. Die Leidenschaftslosigkeit des Weisen wird hier nicht als die Grundlage des höchsten Lebensglückes gepriesen, sondern sie wird deutlicher als an irgend einer anderen Stelle zu der Loslösung von fast allen Banden, die uns an das Leben knüpfen. Und wenn am Schluß der Gedanke an den nahen Tod angeschlagen wird, so gewinnt er hier ganz andere Bedeutung als sonst: nicht als eine Mahnung steht er dem Horaz vor Augen, die noch gegönnten Stunden voll zu genießen, sondern vielmehr, rechtzeitig innerlich abzuschließen, dem Genuß zu entsagen und ohne Bedauern von hinnen zu gehen[5]).

Von dem gelassenen Ernst, mit dem der alternde Dichter in dieser Epistel sein Leben zusammenfaßt, fühlte sich auch Goethe ergriffen. In einem im Februar 1818 entstandenen, später in den West-östlichen Divan eingelegten Spruche knüpfte er an die Klage über den unaufhaltsamen Raub der Jahre (V. 55 fg.) an und dichtete sie weiter:

Die Jahre nahmen Dir, Du sagst, so Vieles:
Die eigentliche Lust des Sinnespieles;
Erinnerung des allerliebsten Tandes
Von gestern, weit- und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht von oben
Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Thun Behagen
Quillt nicht mehr auf, Dir fehlt ein dreistes Wagen!
Nun wüßt' ich nicht, was Dir Besondres bliebe?
Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und Liebe!

Wo der antike Dichter in seinem Epikureismus an eine Selbstvollendung sich klammert, die im Wesentlichen im Quietismus ausmündet, da findet Goethe umgekehrt in der Erfassung der Welt in Erkenntnis und Liebesthat den lebensfreudigen Abschluß des Lebens.

Anmerkungen.

Zur Einleitung.

1. Ep. II, 2, 106 fg. 126 fg.
2. Sat. I, 4, 73 fg.; Ep. I, 19, 37 fg.; II, 2, 90.
3. Ep. I, 1, 10 fg.; 3, 28 u. ö.
4. Ep. I, 1, 14.
5. Epicurea ed. Usener fr. 2. 425. 426; vergl. Zeller, die Philosophie der Griechen 3. Aufl. III, 1, 438–441.
6. Zeller a. a. O. S. 469.
7. Ep. I, 6 zu Anfang.
8. Usener fr. 456. 458.
9. Usener fr. 220. 221. 457. 471. Der Vergleich der Leidenschaft mit Krankheiten ist an sich natürlich nicht für Epikur charakteristisch, er findet sich z. B. schon bei Demokrit fr. 80 Mullach
10. Usener fr. 568; vergl. 228. 229. Auch öffentliche (philosophische) Vorlesungen zu halten sollte der Weise vermeiden: fr. 564.
11. Usener fr. 551–560; dazu der Nachtrag p. 358.
12. Ep. I, 12, 25; 16, 27; 5, 9; 6, 49 fg.
13. Usener p. 63 (Diog. Laert X, 130). vergl. Zeller III, 1, 454 A. 5; 450. 451.
14. Usener fr. 577; über Aristipp Zeller II, 1, 314 fg. und 312 A. 3.
15. Die Materialien zur Charakteristik des Maecenas bietet jetzt am bequemsten Gardthausen, Augustus und seine Zeit I, 762 fg.; II, 432 fg.
16. Über Dellius: Velleius II, 84; Gardthausen I, 351. 442. Über Munatius Plancus: Velleius II, 63. 64. 67. 83. 95; Gardthausen I, 108f. 141. 349; nichtssagend ist die Abweisung des Vellejus bei Kießling, Philologische Untersuchungen Heft 2, 61. Daß der von Vellejus II,

67 angeführte Spottvers der Legionen über des Plancus Brudermord vielleicht zu dem Hinweis auf Teucer in der 7. Ode führte, vermutet Uppenkamp in Fleckeisens Jahrbüchern 149, 77; doch vergl. Usener Epic. p. 334, 24 Anm.: die Verwendung dieses Beispiels in demselben Zusammenhang bei Cic. Tusc. V, 36, 108 zeigt, daß auch Horaz dies nobile aequi animi exemplum de philosophorum scholis sumpsit. Über Lollius: Velleius II, 97, 102 (Gardthausen II, 460, 17).

17. convictor Sat. I, 6, 47 womit zu vergl. 4, 96 und scurra vagus Ep. I. 15, 28; dazu der Brief des August bei Sueton: veniet ergo ab ista parasitica mensa ad hanc regiam.

18 Usener fr. 459—482, besonders 471.

19. Besonnener zwar als Horaz stellt sich doch im wesentlichen auf seinen Standpunkt der Geschichtsschreiber des Materialismus, Albert Lange II[6] 457: „Die Mittel zum Genuß zusammenraffen und dann diese Mittel nicht auf den Genuß, sondern größtenteils wieder auf den Erwerb verwenden: das ist der vorherrschende Charakter unserer Zeit. Würden alle diejenigen, welche ein mehr als mittelmäßiges Vermögen erworben haben, sich aus dem Geschäftsleben zurückziehen und fortab ihre Muße den öffentlichen Angelegenheiten, der Kunst und Litteratur und endlich einem gebildeten, mit mäßigen Mitteln unterhaltenen Lebensgenuß widmen, so würden nicht nur diese Personen ein schöneres, würdigeres Dasein führen, sondern es wäre auch eine hinreichende materielle Basis vorhanden, um eine edlere Kultur mit allen ihren Anforderungen dauernd zu unterhalten". Allerdings setzt er auch nüchtern hinzu: „Vermutlich aber würden dadurch den Geschäften größere Kapitalien entzogen, als jetzt durch den unsinnigsten Luxus, und vielleicht könnte diese Kultur nur einem geringem Teil der Bevölkerung wahrhaft zu gute kommen".

20. Usener fr. 570. 571 und dazu die Anm.

21. Ep. I, 14, 39; Ngl. G. Boissier, Nouvelles promenades archéologiques p. 16—40. Er schließt seine Schilderung des Landgutes: Ce qui faisait, ce qui fait encore le caractére de ce charmant paysage c'est le calme, la tranquillité, le silence. De la *Madonna della casa*, à midi, on n'entend que le bruit affaibli du torrent qui monte du fond de la vallée. Voilà précisément ce qu' Horace venait y chercher.... Rien ne lui convenait mieux que cet horizon tranquille où tout est repos et recueillement .... Rome ne venait pas dans la vallée de la Sabine: qui donc aurait osé, parmi cette jeunesse élégante, s'aventurer dans la montagne au delà de Tibur? Horace y était donc vraiment chez lui.

22. Usener fr. 539-546, vergl. Zeller III, 1[3], 459—463.

23. Zeller 366, 2; Usener Epic. p. 131.

24. Ep. I 20, 25.

25. Diese Beobachtung macht man sogar an dem vielgepriesenen 'Wechselgesang' Od. III, 29. Mir ist allerdings an der Zusammenstellung der modernen Übersetzungen dieses Gedichtes, die wir J. Imelmanns Belesenheit verdanken ('Donec gratus eram tibi'. Nachdichtungen und Nachklänge aus drei Jahrhunderten. Berlin, Weidmann, 1899), aufgefallen, wie wenig der Grundton desselben darin nachklingt. Die Bearbeiter bemühen sich zum großen Teil in das Gedicht eine Innigkeit der Empfindung hineinzutragen, die ihm ganz fremd ist. Ich möchte zur Rechtfertigung meines im Texte ausgesprochenen Urteils eine kurze Würdigung der Ode geben.

Die ersten beiden Strophen exponieren und steigern den Konflikt. Horaz wie Lydia beginnen mit gegenseitigen Vorwürfen; sie klagen sich beide des Treubruchs an. Aber in sehr charakteristischer Weise zeichnet Horaz schon hier einen Gegensatz in seinem Empfinden und und dem der Geliebten, wodurch diese herabgedrückt wird. Die wehmütige Klage um die verlorene Liebe und den sehnsüchtigen Preis der Seligkeit, die er einst genossen, erwidert sie sofort mit scharfer, persönlicher Spitze, indem sie den Namen der neuen Geliebten in schnippischer Verbindung mit dem ihrigen nennt; und an Stelle des Glückes, das er empfunden, gedenkt sie des Ruhmes, den die Liebe des gefeierten Dichters auf sie zurückstrahlte.

Von der Vergangenheit führt uns das zweite Strophenpaar in die Gegenwart. Der Zwiespalt zwischen beiden erreicht in diesem Mittelpunkte der Ode seinen Höhepunkt. Die sehnsüchtige Erinnerung an das frühere Liebesglück ist verstummt. Weit entfernt, Lydia zu bitten, ihm verzeihend ihre Liebe wiederzuschenken, bekennt sich Horaz nicht bloß ruhig zur der ihm vorgeworfenen Untreue,. sondern malt ihr sogar aus, was ihm jetzt Chloe ist. Er hat wohl erkannt, welche Eifersucht aus Lydias Worten sprach, und mit grausamer List weiß er sie nun geflissentlich zu reizen: wie eine Königin gebietet die Thrakerin über ihn, sie ist des Gesanges wie der Laute kundig — Vorzüge, die offenbar Lydia nicht besaß —, selbst der Tod hat nichts Schreckliches für ihn, könnte er dadurch die Geliebte retten.

Der Pfeil hat getroffen. Gereizt möchte Lydia dem Dichter mit gleicher Waffe begegnen — aber wie stumpf ist ihr Geschoß! Mit der übertriebenen Beteuerung ihrer Liebe zu Calais setzt sie ein, um dann gegenüber dem Preise der Chloe zum Ruhme ihres Geliebten nichts weiter sagen zu können, als wes Landes und Geschlechts er sei; vollends das pathetische Schlußwort des Horaz kann sie nur durch die ganz äußerliche, kindisch-trotzige Steigerung überbieten: „Ich will zweimal für jenen sterben“.

Überraschend genug wirft gerade jetzt, wo jede Hoffnung auf Versöhnung ausgeschlossen scheint, Horaz den Gedanken der Wiedervereinigung hin. Er hat aus ihrer Erwiderung wohl herausgehört, daß Calais ihn in ihrem Herzen nicht ersetzen konnte und bei allem scheinbaren Trotz sie ihm nicht widerstehen wird. Er knüpft wieder an ihre Eifersucht auf Chloe an. Je höher er die Nebenbuhlerin eben stellte, um so größer muß Lydias Befriedigung sein, sie gestürzt zu sehen: sie soll also verstoßen werden, Lydia wieder einziehen*). Seine Berechnung hat ihn nicht getäuscht: sie ist besiegt! Wenn sie sich auch noch sträubt und schmollt und seine Fehler hervorhebt, trotz derselben muß sie ihn lieben. Und nun in der überwallenden Empfindung findet sie auch die rechte Antwort auf die Beteuerung seiner Liebe zu Chloe, die ihr in Str. 4 versagte: mit ihm will sie leben, mit ihm freudig sterben.

Man wird gewiß die Kunst bewundern, die hier im engsten Rahmen ein kleines Kabinettstück schuf: bei aller Strenge der Linienführung in der Gliederung des Ganzen wie in der Responsion der einzelnen Teile eine dramatische Scene voll scharfer Charakteristik und rasch bewegten Empfindungslebens. Aber in dieser ganzen Scene erscheint die Geliebte doch nur bewegt von den kleinen weiblichen Schwächen, der Eitelkeit, Eifersucht und der Freude am Triumph über die Nebenbuhlerin; liebenswürdig wirken sie durch ihre Harmlosigkeit und die Liebe, die am Schluß so plötzlich aus ihnen erblüht. Horaz dagegen zeichnet sich von Anfang an als den Überlegenen, der „an diesem Zauberfädchen, das sich nicht zerreißen läßt, das liebe, lose Mädchen" gleichsam spielend lenkt. Mag nun die Scene ein Erlebnis in dichterischer Konzentration gestalten, mag sie nur der Phantasie des Dichters entsprungen oder nach einem griechischen Vorbilde ausgeführt sein: immer hat er seine Auffassung von der Liebe und dem weiblichen Herzen hineingelegt oder darin gefunden.

26. Usener Epicurea fr. 469; cf. 456. 464. 468.

27. Usener fr. 490.

28. Usener fr. 138.

29. Cornel. Nepos Attic. c. 31; D. Strauß, Ausgewählte Briefe herausgegeben und erläutert von Zeller, Bonn 1895 S. 563 (an Rapp 2. November 1873). Über Horaz urteilt er in dem Briefe an Rapp vom 30. November (S. 566; vergl. S. 403 den Brief an denselben

*) Natürlich widerlegt sowohl der innere Zusammenhang der ganzen Stelle, wie der doppelte Gegensatz zu excutitur und reiectae den Einfall Kießlings, in patet ianua Lydiae das letzte Wort als Genetiv zu fassen.

vom 20. März 1859): „Die für stille Fassung und sittlich künstlerische Ausbildung so günstige Augusteische Periode wird von Horaz musterhaft benutzt. Von seinen ersten Epoden und Satiren an, die von Roheit zum Teil nicht freizusprechen sind, bis zu den letzten Oden und Episteln giebt er uns das Schauspiel einer Läuterung und Fortbildung als Mensch wie als Dichter, wie wir es schöner nicht leicht anderswo wiederfinden, worauf der eigentliche Kulturwert des Mannes fest und unerschütterlich beruht".

30. Lucret. III, 935; Hor. Sat. I, 1, 118; Ep. II, 2, 215; cf. Usener Epicurea fr. 499 (Cic. Tusc. V, 41, 118) und dazu die Anm

31. Die besonders in Freundesbriefen des vorigen Jahrhunderts sich findenden Reimereien ssnd natürlich anders zu beurteilen.

32. Anders P. Weißenfels in der Einleitung zu seiner „Ästhetisch-kritischen Analyse der ep. ad Pisones" im Neuen Lausitz. Magazin 56 (1880) 127 fg., dem sich Kießling in seiner Ausgabe II, XVII anschließt, und Wecklein „die Kompositonsweise des Horaz und die ep. ad Pisones" in den Sitzungsber. der Münchener Akad. 1894, 380 fg.

33. Gardthausen, Augustus und seine Zeit I, 827.

34. Vergl. Schütz zu der Epistel. — Die Chronologie des Kantabrerkrieges ist sehr unsicher, vergl. Gardthausen II, 374 fg., 377, der das Eingreifen des Agrippa I, 689 erst in das Jahr 19 setzen möchte.

35. Th. Plüß erinnert in Fleckeisens Jahrbüchern 1886 119 mit Recht an Goethes „Zueignung". Ursprünglich 1784 als Einleitung der „Geheimnisse" entworfen, eröffnete sie 1787 den 1. Band der „Schriften" (es folgte darauf der „Werther"). „Mir scheint der Eingang des großen Gedichtes auch hier paßlich nnd schicklich, zugleich auch sonderbar, und so mag es hingehen" schrieb Goethe damals an Herder. In der Ausgabe der Werke von 1808 gab er ihm im 8. Bande seine ursprüngliche Stelle vor den „Geheimnissen" wieder, und erst in der von 1815 stellte er es an den Anfang des 1. Bandes vor die „Lieder" Auch auf die von Schiller selbst im Jahre 1800 zusammengestellte Sammlung der „Gedichte" kann man hinweisen: zum Prolog verwendet er „das Mädchen aus der Fremde", das im Sommer 1796 entstanden war; der Epilog „Abschied vom Leser" war 1795 für den Musenalmanach gedichtet.

36. Gardthausen I, 823. 812.

37. Gardthausen I, 724. 726. 730.

38. Ebenda I, 756.

39. Vahlen in den Berichten der Berl. Akad. 1878, 688 fg., Friedrich, Horatius Flaccus 213 fg.; Gardthausen I, 851,

40. Gardthausen I, 831 läßt den Tiberius schon im Winter 20

auf 19 zurückkehren, soviel ich sehe (vergl. II, 478) ohne Grund. Vergl. Kießlings Einleitung zu der Epistel.

41. Vergl. Friedrich 218 fg.

42. Goethe-Jahrbuch III, 172; vergl. meinen Aufsatz über die Anordnung der Schillerschen Gedichte in der Weimarer Vierteljahrschrift III, 128.

43. Ich halte an Mommsens bekannter Deutung (Ber. d. Berliner Akad. 1889, 23 fg.) fest trotz des vielfachen Widerspruchs, den sie gefunden hat.

44. In dem letzten der moralischen Gedichte „Horaz", das im Wesentlichen eine geschmackvolle Kontamination bedeutsamer Stellen aus den Episteln und Satiren ist.

45. Hettner, Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts III, 1³ 356.

46. Schopenhauer, Parerga II, 398; vergl. 390. 391.

Zum 1. Buch.

Epistel 1.

1. Vergl. R. Heinze im Hermes 33, 423 fg.

2. Vergl. Zeller, Philosophie der Griechen III, 1³ 448; Usener Epicurea fr. 187.

3. Usener Epic. fr. 219–221. 457.

4. Ebda fr. 478—480.

5. Ebda fr. 584. 586. 489, vergl. fr. 601. 604.

6. Usener Epic. p. XLII, p. 59. 66, vergl. fr. 316 (Lucr. III, 322) 602 nebst Anm.

7. Epict. diss. I, 6, 30; IV, 11, 9.

Epistel 2.

1. Schon Plato hatte die durch Übung erlangte Tugend als eine Vorstufe der höheren, philosophischen Tugend hingestellt. Vergl. Zeller II, 1³ 532 und über die Anschauung des Aristoteles, der die Tugend überhaupt aus der Gewöhnung — das ἦθος aus dem ἔθος — ableitete, II, 2³ 630 fg.

2. Usener Epic. fr. 485.

3. Ebda fr. 442.

4. Ebda fr. 484.

5. Ebda fr. 192.

Epistel 4.

1. Tib. I, 3, 3. 53 fg.; 10, 33—38; II, 3, 9.

2. Usener Epic. fr. 444. 397 (p. 273, 13). 205. 204. 490; vergl. p. 62, 4.

Epistel 5.

1. Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie 3², 107.

Epistel 6.

1. Usener Epic. p. 62.

2. Vergl. Zeller, Philosophie der Griechen 3, 1³, 447.

3. Usener Epic. fr. 458. 586 (Tusc. V, 36, 104). 459 (ebda 34, 97). 472 (ebda 32, 89). 480.

Epistel 7.

1. Die Lesart atque ist beizubehalten; der neue Gedanke bildet eine Steigerung, nicht einen Gegensatz (atqui) zum vorhergehenden.

2. Bentleys auch jetzt noch in die meisten Texte aufgenommene Konjektur nitedula (Haselmaus) für das überlieferte vulpecula verwischt ganz den klaren Sinn der Fabel, wie ich ihn im Texte entwickelt habe. Mit Recht ist ferner gegen diese Konjektur schon bemerkt worden, daß gerade eine Haselmaus dem Wiesel recht unglücklich gegenübergestellt sei: der Rat, den sie erhält, klingt aus dem Munde des Mäusetöters (mustela vergl. Phaedr. I, 24, 3 quae tibi molestis muribus purgo domum) recht befremdlich. Das äußere Bedenken, das Bentleys Konjektur veranlaßte, daß nämlich der Fuchs hier Körner frißt, ist natürlich ganz bedeutungslos. Listet er doch auch in der bekannten Fabel Phaedr. I, 13 dem Hahn einen Käse ab.

3. Rudolf Hildebrand im Goethe-Jahrbuch Bd. 15 S. 140.

Epistel 10.

1. Zeller, Philosophie der Griechen 3, 1³, 210; Usener Epic. fr. 460.

2. Usener Epic. fr. 200—202. 473. 474.

3. Ähnliche Gleichnisse bei Goethe s. bei H. Henkel, das Goethesche Gleichnis (Halle 1886) S. 35. 36.

Epistel 11.

1. Vergl. Usener Epic. fr. 586 nebst Anm.

Epistel 16.

1. Usener Epicur. p. 79, 1 sq. (Diog. L. X, 151).

2. Ebda fr. 18 (p. 97, 19)

3. Zeller, Philosophie der Griechen 3, 1³ 250 A. 2.

Epistel 17.

1. Usener Epic. fr. 14. 577.
2. Ebda fr. 511.

Epistel 20.

1. Ich wage es, an der älteren Erklärung der Stelle festzuhalten. Das Eine scheint mir sicher, daß Horaz hier nur an eine fernere Zukunft denken kann (vergl. Doederlein z. St.).

Zum 2. Buch.

Epistel 1.

1. Vergl. G. Boissier, la religion romaine d'Auguste aux Antonius (Paris 1874) I, 92. 212 fg., 216 fg.

Epistel 2.

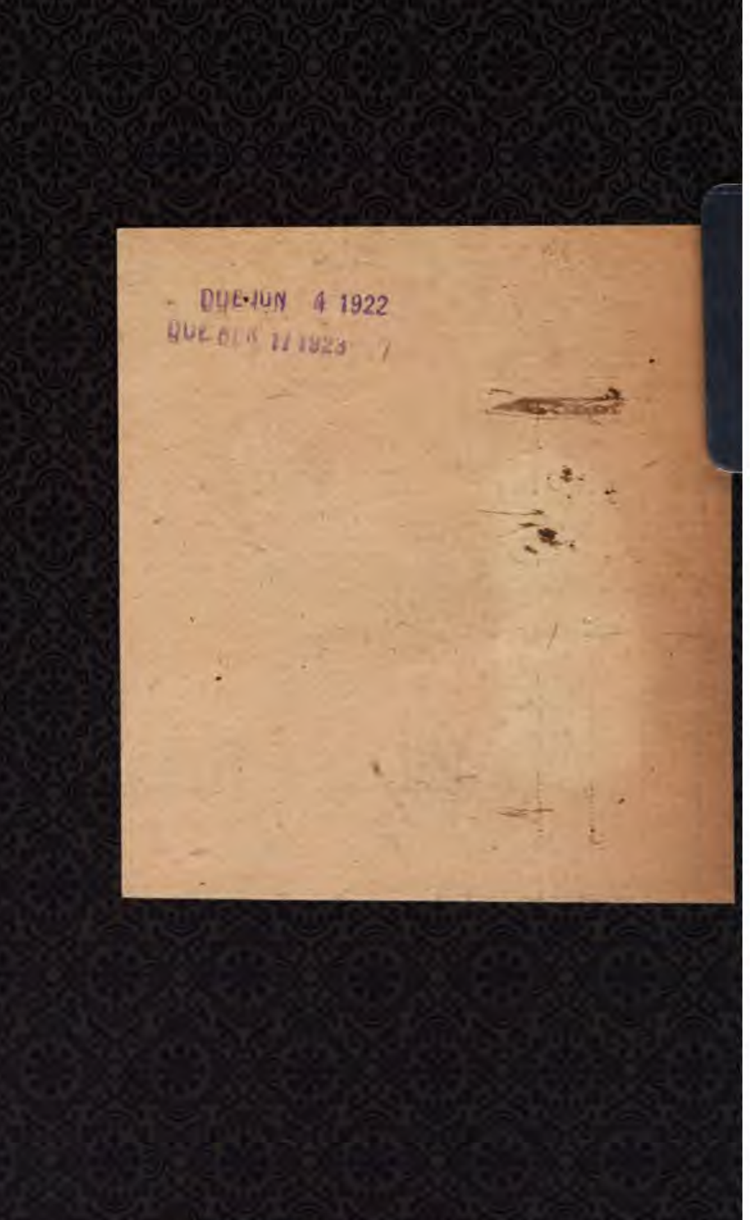
1. Usener Epic. fr. 471.
2. Heinze in seinem Kommentar zu Lucr. Buch 3 bemerkt, daß Lucrez bei seiner Ausführung des der Popularphilosophie sehr geläufigen Gedankens, die Lebensgüter seien uns zur χρῆσις, nicht zur κτῆσις gegeben, „in die Sphäre des Rechts griff". — Heinze will usu als Dativ gefaßt sehen.
3. Usener Epic. fr. 828.
4. Heinze zu Lucr. III, 932 (S. 177) bemerkt: „ich finde diese Wendung [des zuerst bei Bion begegnenden Vergleichs] vor Lucrez nicht; von ihm hat sie wohl Horaz Sat. I, 1, 117 und wieder anders Ep. II, 2, 113".
5. Vergl. Lucr. III, 912.

Verbesserung.

S. 71 Zeile 8 streiche „Todesmonolog des".
S. 131 Zeile 9 v. u. lies *βίων*.
S. 139 Zeile 4 v. u. lies stable.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.




DUE JUN 4 1922
DUE DEC 17 1923

